



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

56

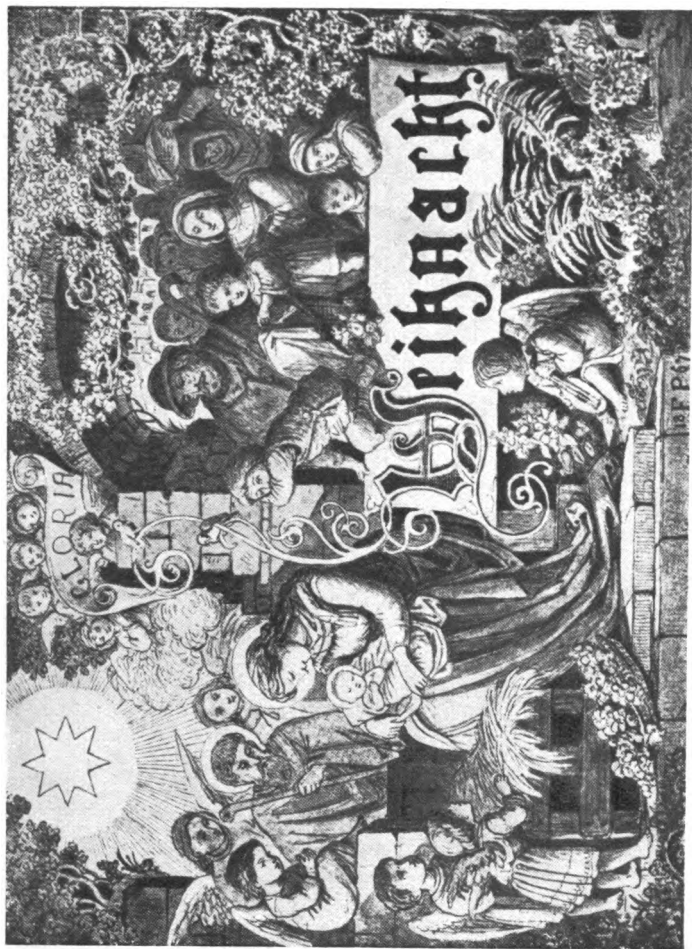
5
5
0

Andersdorf Kalender



1920

General Library System
University of Wisconsin - Madison
728 State Street
Madison, WI 53706-1492
U.S.A.



Weihnacht

Doctri

Gichendorff-Kalender 1920.

Eichendorff- Kalender

für das Jahr
1920.

Ein romantisches Jahrbuch.

Begründet und herausgegeben von Wilhelm Kosch.

Mit mehreren Bildtafeln, darunter ein Vierfarbendruck.

Elfter

Jahrgang.



München * Verlag Darcus & Co.

General Library System
University of Wisconsin - Madison
728 State Street
Madison, WI 53706-1494
U.S.A.

PT
1856

2185862

Z 5
E 5

Das romantische Lebensideal

1920 Von Ludwig Kleeberg

Die Romantik steht seit langem in dem Rufe, daß sie dem tätigen Leben entfremde; daß sie den Menschen umgeben mit Gestalten der Phantasie und ihn in einer fremdartigen Welt der Einbildung heimisch werden lasse. Zwar ist den wenigsten bewußt, was Romantik eigentlich sei, ist sie doch so unfasßbar in ihrem Wesen als der Name kaum zu deuten. Als eine Stimmung der Sehnsucht mag sie in der allgemeinen Auffassung gekennzeichnet sein: zu schweifen in die blaue Ferne, von Horizont zu Horizont rastlos zu eilen, in Wäldern die blaue Blume zu suchen und in Tälern und auf Höhen das Waldhorn erklingen zu lassen. Romantische „Sehnsucht“ jedoch trieb nicht allein in räumliche Fernen, sie liebte es auch, die Zeiten der Vergangenheit aufzusuchen, und es zeigte sich, daß sie nicht nur von den Kräften des Gemütes und der Phantasie, sondern auch des Verstandes getragen war. Denn aus der vor mehr als 100 Jahren historisch gewordenen Romantik empfangen die Wissenschaften kostbare Anregung und überströmenden Reichtum. Indische Literatur und Sprache in Deutschland heimisch gemacht zu haben, ist ebenso das Verdienst der Romantiker wie die Übersetzungen Calderons, Shakespeares und des Don Quixote. Geschichte des deutschen Volkes und seines Rechtes, die Erforschung der deutschen Sprache und ihres Schrifttums sind Verdienste, welche zugleich auf nationalem Gebiete liegen. Ist es nicht zuletzt ein Romantiker gewesen (Novalis), der als erster das Wort von der deutschen Nationalität aussprach?¹⁾ — Auf der anderen Seite vertiefte sich die Romantik in das menschliche Ich selbst. Dort

¹⁾ Fr. Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat (München 1908) S. 141.

entdeckte sie ein ungeheures Reich, geheimnisvolle Kräfte des Seelenlebens, und ahnte Möglichkeiten der Entwicklung, welche den Menschen über den Menschen hinausführte. Die Romantiker war die Prophetin der Persönlichkeit. Die Romantiker strebten, Persönlichkeiten zu sein, und gerade dort, wo solches Streben bizarre Formen annahm, erkennen wir den starken Trieb, sich vom Typus zu befreien.

Die liebenswürdige Jugendgestalt der deutschen romantischen Periode ist, wie wir zuversichtlich behaupten, Novalis gewesen. Ein Bild, welches einen Knaben von zartem, schwärmerischem Ausdruck zeigt, entspricht dem Eindruck, welchen wir noch vom Dichter der Hymnen, der geistlichen Lieder und des Heinrich von Ofterdingen haben; es entspricht scheinbar auch jener Schilderung, welche Friedrich Schlegel dem älteren Bruder von dem neugewonnenen Freund gab: „Ein sehr junger Mensch — von schlanker guter Bildung, sehr feinem Gesicht mit schwarzen Augen, von herrlichem Ausdruck, wenn er mit Feuer von etwas Schönerem redet — unbeschreiblich viel Feuer — er redet dreimal mehr und dreimal schneller als wir anderen — die schnellste Fassungskraft und Empfänglichkeit . . . Nie sah ich so die Heiterkeit der Jugend. Seine Empfindung hat eine gewisse Keuschheit, die ihren Grund in der Seele hat, nicht in Unerfahrenheit. Er ist sehr fröhlich und sehr weich und nimmt jetzt auch jede Form an, die ihm aufgedrückt wird.“¹⁾ Dieser also geschilderte Novalis wurde für uns der Dichter des dahinsterbenden Lebens, der Todessehnsucht, allem Irdischen feind, — „mit seinen idealischen Gebilden stets in der blauen Luft schwebend“. „Wie aber der Riese Antäus“, sagt Heinrich Heine, „unbezwingbar stark blieb, wenn er mit dem Fuße die Mutter Erde berührte, und seine Kräfte verlor, sobald ihn Herkules in die Höhe hob, so

¹⁾ Haym, Romantische Schule (im Anhang mitgeteilt).

ist der Dichter stark und gewaltig, so lange er den Boden der Wirklichkeit nicht verläßt, und er wird ohnmächtig, sobald er schwärmerisch in der blauen Luft umherschwebt.“³⁾ So gleicht denn Novalis (Heine spricht hier von Novalis) einem von jenen Paradiesvögeln, welche als fast unirdische Gebilde sich im blauen Äther wiegen, ohne daß ihnen die Schöpfung Füße verliehen zu haben scheint, sich auf der Erde niederzulassen.

Trotzdem wird sich zeigen, daß dieses Bild des Dichters nicht der Wirklichkeit entspricht; nicht der Schilderung, welche Zeitgenossen von ihm überliefern, und nicht der Vorstellung, welche uns das Studium seiner sämtlichen Schriften und die Kenntniss seines Lebens schafft.

Wir sehen den jungen Hardenberg, nachdem eine Krankheit im 9. Lebensjahre eine wunderbare Wandlung in dem Knaben bewirkte, begabt mit den schönen Kräften der Phantasie und des Gemütes, welche in erster Linie den Dichter ausmachen. Früh schon lebte er in der Märchenwelt, Märchen lesend, erfindend und darstellend. Noch später glaubte er am besten im Märchen seine Gemütsstimmung ausdrücken zu können. Alles erschien ihm als ein Märchen.⁴⁾ Als einen lebens- und geistvollen Knaben schildert ihn ein Jugendfreund, — rege und aller Herzen gewinnend, empfänglich, selbsttätig, originell und phantasie reich: ein erfreuliches Charakterbild.⁵⁾ Wir geleiten ihn durch die Jahre des Studiums in das Haus des Amtsmannes Just, dem seine praktische Ausbildung übertragen war. Dieser, ein Mann, welcher von sich selbst eine nüchterne Betrachtungsweise behauptet, hat die Eindrücke geschildert, die er von Novalis empfing. Just erkannte in ihm bereits jene Eigenschaft, welche die

³⁾ „Die romantische Schule“, Werke (Hamburg 1876) 3, 187.

⁴⁾ Novalis' Schriften (hrg. von Minor, Jena 1907) 1, IX~XXII~3, 327.

⁵⁾ 1, XLIX f.

Romantiker insgesamt kennzeichnet, die Universalität; jene Fähigkeit, die verschiedensten Gebiete des Wissens zu erforschen und zu einem einheitlichen, lebensvollen Ganzen zu verbinden, und die Kunst, sich als Herrscher in den eroberten Reichen zu bewegen. Novalis begnügte sich nicht damit, lediglich in der Welt seiner Ideen zu leben (vertragen die Ideen überhaupt ein Possessivum?), er strebte nach Verwirklichung des Wissens in der Tat. Sein Lehrmeister rühmt von ihm, daß er auch das scheinbar Unbedeutende nicht scheute.^{*)} In der Tat offenbart sich hierin der größere Teil der Energie, größer als in der Beschäftigung mit dem Großen, Bedeutenden, welches an sich den Menschen hinreißt fast gegen seinen Willen. Um wie vieles größer muß jene Kraft sein, welche sich selbst zwingt, dem Kleinen und Uninteressanten die gleiche Aufmerksamkeit und sogar Andacht zu widmen wie dem Wichtigen und der vollen Anteilnahme Sicherem. Unverdrossen schrieb er die selbe Arbeit zwei- oder dreimal, bis sie seinen Ansprüchen genügte. Um sich zur Abwechslung des Ausdrucks und zugleich Genauigkeit in seinen Berichten zu erziehen, stellte er Verzeichnisse der gleichbedeutenden und abweichenden Ausdrücke zusammen. Just rühmt von ihm, daß er die gemeinsten Geschäfte des Praktikers mit eben dem Fleiße bearbeitete als diejenigen, die ganz eigens für seinen Geist berechnet waren, und bekennt: „Ich sollte sein Lehrmeister werden; aber er ward mein Lehrer. Nicht nur, daß ich selbst in den Fächern, wo ich vielleicht durch Erfahrung und Übung ihn an Kenntnissen übertraf, alle meine Kraft aufbieten mußte, um seinem Forschungsgeiste, der sich mit dem Gemeinen, Bekannten, Alltäglichen nicht begnügte,

^{*)} 1, 2 f. Novalis sagt von sich, daß er vermochte, auch das Nüchterne zu lieben (Raich, Novalis' Briefwechsel, Mainz 1880, S. 101). „Auch Geschäftsarbeiten kann man poetisch behandeln. Es gehört ein tiefes, poetisches Nachdenken dazu, um diese Verwandlung vorzunehmen“ 3, 5.

sondern das Feine, das Tiefe, das Verborgene überall aufsuchte, einige Genüge zu leisten, sondern hauptsächlich, daß er mich mit sich fortriß, mich von den Fesseln der Einseitigkeit und Pedanterie, in die ein vieljähriger Geschäftsmann so leicht eingeschmiedet wird, befreite; mich zu vielseitiger Ansicht desselben Gegenstandes durch sein Sprechen und Schreiben nötigte, mich zu den Idealen, die seinem Geiste immer vor-schwebten, soweit es mit meine Schwerfälligkeit erlaubte, erhob, und den fast entschlummerten ästhetischen Sinn in mir erweckte.“⁷⁾ Fürwahr, das ist Lebenskunst, was uns hier geschildert wird. Gezwungen, sich mit einem trockenen, spröden Stoff zu beschäftigen, schien ihn dieser vielmehr zu reizen. Darin bestand eben seine Kunst, nichts isoliert zu haben (hieraus entspringt im Grunde Kleingeisterei und Mißbrauch), sondern alles und jedes in höhere Beziehung zu setzen, es zu „erheben“.⁸⁾ Er nennt es: die Welt romantisieren. „Indem ich dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Ansehen, dem Endlichen einen unendlichen Schein gebe, romantisiere ich es.“⁹⁾ Mit diesen Worten ist im Grunde das romantische Prinzip ausgesprochen. Überaus fruchtbar erweist sich dieser Gedanke, wenn er angewandt wird auf Wissenschaft und Leben. Es sollte scheinen, als empfangen beide aus ihm erst höheren Wert und Würden über das gemeine Bedürfnis auf der einen und Neugierde auf der anderen Seite erhoben. Vollendete Bildung sodann vermag die Fähigkeiten des Geistes und der Seele zu einem schönen Gleichmaß zu vereinen. Denn Bildung ist Harmonie, sei sie körperlich oder geistig gefaßt, in Einheitlichkeit. Novalis verfügte schon in der Zeit, aus welcher Just seine Darstellung entwirft über „die herrliche Anlage, das Gleichgewicht aller Geisteskräfte, und die Leichtigkeit, womit er alles betreiben konnte.“ Viel-

⁷⁾ 1, LV f.

⁸⁾ 2, 278.

⁹⁾ 3, 45 f.

seitigkeit verband sich mit Gründlichkeit in erstaunlicher Weise. Ein neues Buch, erzählt Just, habe Novalis im vierten Teile der Zeit gelesen, den andere Menschen brauchen, und sei nach Wochen und Monaten imstande gewesen, den Inhalt genau wiederzugeben und ein Gespräch über es zu führen. Von den neuesten Schriften aus den wissenschaftlichen und ästhetischen Fächern sei ihm nicht leicht eine fremd gewesen.¹⁰⁾ Novalis selbst beurteilte sich nach dieser Zeit in der Art, daß er sagte: „Weich geboren, hat mein Verstand sich nach und nach ausgedehnt und unvermerkt das Herz aus seinen Besizungen verdrängt“. Ein Ereignis sollte eintreten, welches „dem Herzen den verlorenen Thron wiedergab“.¹¹⁾ Es ist bezeichnet durch den Namen „Sophie“. Plumpe Literaturforschung war auch hier geschäftig, ein Bild zu zerstören, welches schlechterdings dem groben Zugriff und ähnden Säuren der Kritik nicht standhielt. Sophie ward Novalis Braut. Ihr Name stand zugleich für sein Lieblingsstudium. „Philosophie ist die Seele meines Lebens und der Schlüssel zu meinem eigenen Selbst“, schreibt er an Friedrich Schlegel.¹²⁾ Wir wissen, wie sich an ihren Namen die größte Wandlung seines Lebens knüpft. Sophiens Tod bedeutete die Geburt eines höheren Daseins. Mit ihm wurde er zu dem Dichter, als welcher er in der Geschichte lebt. Nur schwer läßt sich begreifen, was damals mit ihm geschah. Ein übergewaltiger Schmerz riß verborgene Quellen empor. „Eine einfache mächtige Kraft ist in mir zur Besinnung gekommen. Meine Liebe ist zur Flamme geworden, die alles Irdische nachgerade verzehrt“, schreibt er in einem Briefe.¹³⁾ Wenn Heinrich Heine sagt, daß das Lied ein Produkt des Leides sei, wie die kostbare Perle ihre Entstehung den Schmerzen der Muschel verdanke, so hat er diese

¹⁰⁾ 1, LVI f.

¹¹⁾ 1, LXIII.

¹²⁾ Raich 20 f.

¹³⁾ Eb. 29 f. und Schr. 1, 238 f. Sueignung.

Worte recht im Hinblick auf Novalis gesagt. — Dieser war entschlossen, der Geliebten nachzusterben, und lebte diesem Gedanken mit der ganzen Willenskraft seiner Persönlichkeit. Wir können glauben, daß der tiefe Schmerz in ihn den Keim des frühen Todes gelegt hat. Und doch forderte das Leben sein Recht, mochte auch die Stimmung des Heimwehs nicht von ihm weichen. Es dauerte nicht lange, so war er der Welt zurückgegeben und erkannte die Wohltat der Arbeit. In den Wissenschaften und den kühlen Fluten des **tätigen** Lebens suchte er den nachzitternden Schmerz zu stillen. Den Wissenschaften insbesondere schrieb er eine wunderbare Heilkraft zu; „sie erheben in Sphären, die ewiger Sonnenschein umgibt.“¹⁴⁾ — Schon zu Sophiens Lebzeiten hatte Novalis sich, um schneller im Leben eine Stellung zu erringen, dem Bergfache zugewandt und bei einem hervorragenden Chemiker die Wissenschaft der Chemie erlernt, deren Kursus er sich in der unglaublichen Zeit von zehn bis zwölf Tagen aneignete. In seinem Fache hat er später Hervorragendes geleistet und manche Verbesserung in den Salinen eingeführt, die sich trefflich bewährte. Einer seiner Mitarbeiter sagte später von ihm: „O, Sie wissen nicht, was wir an ihm verloren haben.“¹⁵⁾ So wußte man auch in praktischen Dingen seinen Genius zu schätzen. — Seine Lebenszuversicht gewann neue Kraft. Eine ehrenvolle Laufbahn stand ihm bevor. „Die Erde scheint mich noch viele Zeiten hindurch festhalten zu wollen . . . Ein sehr interessantes Leben scheint auf mich zu warten.“¹⁶⁾ Diese Hoffnungen sollten sich nicht erfüllen. Sein Leben ging zur Neige, zu einer Zeit, da er, nach seinen Worten, erst erfahren habe, was Poesie sei, und unzählige, ganz andere

¹⁴⁾ Fr. von Hardenberg. Eine Nachlese usw. (Gotha 1873), 137; Schr. 1, XIV. Aus dem Leben von J. D. Gries (1855) 26 f.

¹⁵⁾ Schr. 1, LIX~LXXIV.

¹⁶⁾ Raich 104.

Lieder und Gedichte, als die er bisher geschrieben, in ihm aufgegangen seien.¹⁷⁾

Fast wäre man nach solchen Worten versucht, seinem Bruder Karl zu glauben, der sagte: noch sei die Welt nicht reif gewesen zu den Offenbarungen dieses Geistes.¹⁸⁾ Wir sehen ab von seinen Dichtungen und betrachten die Welt seiner Fragmente. Alle Fakultäten umfaßte er in diesem Teile seiner Schriften. Es ist erstaunlich, welche Fülle des Wissens in den „Fragmenten“ niedergelegt ist. Sämtliche Wissensgebiete scheint er zu beherrschen und fördert Gedanken zutage, welche auch für den Erforscher besonderer Wissenschaften neue, ungeahnte Lichter aufstecken. Berühmt und stark bekämpft wurde sein Europa-Aufsatz. Aber er bewies in ihm einen politischen Blick, der seine Sicherheit offenbarte, die Mittel zu erkennen, welche allein die Heilung der politischen Misere seiner und unserer Zeit zu bewirken vermögen. In diesem Aufsatz findet sich folgende Stelle, die deshalb folgen möge, weil sie zeitgemäß ist: „Wer weiß, ob des Krieges genug ist, aber er wird nie aufhören, wenn man nicht den Palmzweig ergreift, den allein eine geistliche Macht darreichen kann. Es wird solange Blut über Europa strömen, bis die Nationen ihren fürchterlichen Wahnsinn gewahr werden, der sie im Kreise herumtreibt, und von heiliger Musik getroffen und besänftigt zu ehemaligen Altären treten, Werte des Friedens vornehmen und ein großes Liebesmahl als Friedensfest auf den rauchenden Wahlstätten mit heißen Tränen gefeiert wird. Nur die Religion kann Europa wieder aufrichten und die Völker sichern und die Christenheit mit neuer Herrlichkeit sichtbar auf Erden in ihr altes, friedensstiftendes Amt installieren.“ Vorher sprach er es auch aus, daß „auf dem Standpunkte der Kabinette keine Vereinigung

¹⁷⁾ 1, XIX.

¹⁸⁾ Holtei, Briefe an L. Lied 1, 321.

denkbar sei.“ Treffend stellte er den Gegensatz der ringenden Kulturen dar: hier Anhänglichkeit an die geschichtliche Verfassung, die Liebe zu den Denkmälern der Altväter und der glorreichen Staatsfamilie und Freude des Gehorsams; dort das entzückende Gefühl der Freiheit, die unbedingte Erwartung mächtiger Wirkungskreise, die Lust am Neuen und Jungen, die zwanglose Berührung mit allen Staatsgenossen, der Stolz auf menschliche Allgemeingültigkeit, die Freude am persönlichen Recht und am Eigentum des Ganzen und das kraftvolle Bürgergefühl. „Keine (Macht) hoffe die andere zu vernichten, alle Eroberungen wollen hier nichts sagen, denn die innerste Hauptstadt jedes Reichs liegt nicht hinter Erdwällen und läßt sich nicht erstürmen.“

Diese Worte mögen hier stehen als Zeugnis bedeutsamer politischer Gedankengänge, bedeutsam noch dadurch, daß ein „Poet“ sie niederschrieb, dessen Phantasie-Welt nach allgemeiner Anschauung weit abseits liegt von den politischen Stürmen und Wirklichkeiten. Nicht allein dieses: es überrascht uns, wenn ein Freund des Dichters, der spätere sächsische Bundestagsgesandte Carlowiz, diesem also schreibt: „Ich habe mehr Selbständigkeit als viele von den anderen. und doch fühle ich meine unbedingte Abhängigkeit von Dir“, und ihn auffordert, nach Sachsen zu kommen und dort den wirren Zustände in der sächsischen Ständekammer ein Ende zu machen. „Du bist der einzige mir bekannte Mensch, dem ich vertraue, daß er eine ganze Generation erheben könnte, — Du allein würdest uns vor der Verachtung retten, die wir verdienen.“¹⁹⁾ Solcherart Hoffnungen wurden auf Novalis gesetzt, dessen Berufung als sächsischer Amthauptmann zu erwarten stand. Wir verstehen es, wenn selbst Goethe der Ausspruch zugeschrieben wird, mit der Zeit hätte aus Novalis

¹⁹⁾ A. Schubart, Novalis (Gütersloh 1887) 265 f.

ein Imperator werden können.²⁰⁾ Wir zweifeln nicht daran, daß Novalis bei längerem Leben den Namen seines Oheims, des Fürstkanzlers Hardenberg, bei weitem überstrahlt hätte.

Novalis erblickte seinen eigentlichen Beruf auf dem Gebiete des tätigen Lebens und betrachtete Schreiben und Dichten durchaus nicht als die Hauptangelegenheit seines Daseins. Es überrascht uns wiederum, wenn er von sich sagt: „Die Schriftstellerei ist eine Nebensache. Sie beurteilen mich billiger nach der Hauptsache, dem praktischen Leben. Schriften unberühmter Menschen sind unschädlich, denn sie werden wenig gelesen und bald vergessen. Ich behandle meine Schriftstellerei nur als Bildungsmittel. Ich lerne etwas mit Sorgfalt durchdenken und bearbeiten, das ist alles, was ich davon verlange. Kommt der Beifall eines klugen Freundes noch obendrein, so ist meine Erwartung übertroffen. Nach meiner Meinung muß man zur vollendeten Bildung manche Stufe übersteigen; Hofmeister, Professor, Handwerker sollte man eine Zeitlang werden, wie Schriftsteller.“²¹⁾ Die Theorie der Dichtkunst, berichtet Tieck, war ihm ferngeblieben, er hat sich nie mit ihr beschäftigt.²²⁾ Und er selbst sagt: „Das Technische ist mir durchaus fremd, aber die schöne Gestalt — da hab ich doch, wie mich dünkt, Sinn für. Ich rede bloß von der schönen Gestalt, von Komposition usw. weiß ich gar nichts.“²³⁾ So wenig war sich Novalis des Wertes seiner Dichtungen bewußt. Wir mögen in dieser Ursprünglichkeit des geistigen Schaffens das Kennzeichen des Genius erblicken.

²⁰⁾ 1, XXVIII. Nach Schubart 457 soll diese Äußerung sich nur auf das poetische Gebiet bezogen haben.

²¹⁾ 1, LXXXI. Er hat sich oft darüber ausgesprochen, daß Poesie nicht von allen anderen Funktionen des Denkens und Handelns ohne großen Schaden getrennt werden kann (2, 301). Aber der Dichter war ihm der Mensch katexochen (s. Minor, Index s. v. Dichter).

²²⁾ 1, XXII.

²³⁾ Raich 60.

Es ist aber jede wahrhaft große Gabe ein freies Geschenk des Geistes. Leicht und sicher wandelt der Genius da, wo das Talent mit vieler Mühe strebt zu gehen und der mindere Geist nie seinen Fuß niedersetzen wird. Novalis rechnete sich selbst mit Bestimmtheit dem Leben der realen Wirklichkeit zu, indem er mit der idealen vertraut war. Das Geheimnis seiner Persönlichkeit ist dieses, daß beide ihm eine Einheit ausmachten. Mit dem Auge des Künstlers erblickte er sich hineingestellt in die tausend Verkettungen des Lebens, worin Ursachen wirken, Wirkungen erscheinen, Gestaltungen sich bilden und Formen sich auflösen. „Das Leben ist etwas wie Farben, Töne und Kraft. Der Romantiker studiert das Leben, wie der Maler, Musiker und Mechaniker Farbe, Ton und Kraft. Sorgfältiges Studium des Lebens macht den Romantiker, wie sorgfältiges Studium von Farbe, Gestaltung, Ton und Kraft den Maler, Musiker und Mechaniker.“²⁴⁾

Solches ist das Bild des Novalis, das wir aus einer eingehenden Betrachtung gewinnen. Es stimmt nicht zu der Charakteristik, die schon Carlyle gab: „With his stillness, with his deep love of nature, his mild, lofty, spirituall tune of contemplation, he comes before us in a sort of Asiatic Character, almost like our ideal of some antique Gymnosophist, and with the weakness as well as ak the strength of an Oriental.“²⁵⁾ Auch Heine vergleicht ihn einem „indischen Religiosen“. Wie unrichtig und ungerecht dieser Vergleich! Wohl spricht Novalis von der „Ruhe“. Aber es ist nicht die Passivität des Orientalen gemeint, sondern jener innere Zustand des Gleichgewichtes, der recht zur Tätigkeit aufgelegt ist; jener Zustand auch, der alle Einwirkungen der Umwelt so sicher und deutlich wiedergibt, wie nur

²⁴⁾ 2, 304.

²⁵⁾ Carlyle, *Critical and Miscellaneous Essays* 2. Vol. (London 1899), 52.

im ruhigen Wasserspiegel der Himmel ein klares Bild zeigt. „Wohl ist Ruhe“, sagt er einmal, „der wahre Zustand des Menschen. Dem Ruhigen ist alles leicht und bequem. Alle Vorstellungen, alle Gedanken an Religion werden kräftig und erfreulich, und die wahrhaft himmlische Lust der Tätigkeit erwacht mit Kraft.“²⁶⁾ „Ruh' ist Göttern nur gegeben, doch für uns ist Handeln leben.“²⁷⁾

Novalis verkörpert ein Lebensideal. In den entgegengesetzten Tätigkeiten und verschiedenen Wissensgebieten verstand er sich mit Sicherheit und Freiheit zu bewegen. In ihm stellte sich dar der Einklang von Verstand und Gemüt, Phantasie und „Wirklichkeit“. Die Welt fiel ihm nicht auseinander in zwei Hälften: eine reale und eine ideale; beide bildeten für sein Denken eine Einheit. Nichts war ihm klein und unwichtig. Man kann sagen, daß sich ihm zwei Wirklichkeiten „kreuzten“. (Novalis liebte es, zwei Welten sich „schneiden“ zu lassen, wie in jenem Worte, daß Geborenwerden Sterben und Sterben Geborenwerden sei.)²⁸⁾ So sagt denn Tied von ihm: „Es war ihm zur natürlichsten Ansicht geworden, das Gewöhnlichste, Nächste als ein Wunder und das Fremde, Ubernaturliche als etwas Gewöhnliches zu betrachten“.²⁹⁾ Wir müssen betonen, daß ihm nicht die Erde ins Wesenlose versank, daß er vielmehr instande war, alle Dinge unter eine höhere Betrachtung zu stellen, — zum Höheren zu erheben, — demgemäß zu behandeln, d. h. sie zu romantisieren.

Schön und treffend sagt ein anderer Dichter der deutschen Romantik, der gleichermaßen ein Amt bekleidete und „trotzdem“ ein wahrer Dichter gewesen ist: „Gerade der frische Blick

²⁶⁾ 2, 104; vgl. 4, 147 ff.

²⁷⁾ 1, 173.

²⁸⁾ 3, 253.

²⁹⁾ 1, XXIII. „Die höhere Welt ist uns näher, als wir gewöhnlich denken. Schon hier leben wir in ihr und erblicken sie auf das innigste mit der irdischen Natur verwebt“; 4, 177.



Runge

Selbstbildnis

in die Welt und die tiefere Ahnung ihrer verhüllten geistigen Physiognomie bezeichnet den Dichter, dessen Sache es ist, nicht, wie der Vogel Strauß beim Anblick des Jägers, vor dem bunten Wirrsal feig den Kopf zu verstecken, sondern die sinnliche Erscheinung im Feuer himmlischer Schönheit zu taufen und vom Gemeinen zu erlösen.“²⁰⁾

²⁰⁾ Eichendorff, Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands (Rempten 1906), 513.



Frühling / Von Paul Thun

Es liegt ein Duft auf den Höhen —
Der Frühling hat ihn gehaucht.
Die Apfelbäume stehen
In weißes Blühn getaucht;
Die fernen Buchen malen
Goldgrüne Streifen im Wald — —
Wer gab euch, ihr Frühlingsstrahlen,
So wunderbare Gewalt?
Geheimnistief zu leuchten
Ins grüne, duftige Land,
Und in mein Herz, als reichten
Engel sich selig die Hand.



Philipp Otto Runge

Von Ernst Ludwig Schellenberg

Sanftwelliges Gelände, das sich dem Lenz entgegenbreitet. Aus den feuchtglänzenden Schollen hebt sich ein Duft der Verheißung. Die Wiese ziert sich mit hellem Grün im wachsenden Morgenlichte. Ein Regenbogen spannt sich gläubig und verklärt über den glühenden Himmel. Und die nahrhafte Luft ist schwer von Zukunft und Erwartung. . . . So sehe ich dich, Philipp Otto Runge, du Frühvollendeter, du jäh gebrochene Hoffnung. Und wie sollte ich dich auch anders denken — dich, der du selbst ein Frühling warst und deine keusche, reine Seele der unverbrauchten, wartenden Landschaft schenkest?

*

Wenn man Runge als den Begründer der deutschen Landschaftsmalerei gepriesen hat, so darf man dennoch niemals übersehen, daß die ersten Ausblicke auf diese neuerweckte Kunstart in Tieds „Sternbald“, einem heute noch immer vernachlässigten Buche voll Fernsicht und Morgenröte, gegeben sind. Runge hat den Roman gelesen, ihm seine freudige Zustimmung geschenkt. Was aber bei Tied nur als Erwartung, als Wunsch gemeint war, das wollte er — ein schaffender Künstler — der Wirklichkeit, der Erfüllung entgegenführen. Er zuerst versuchte es, Klarheit und Entschiedenheit zu gewinnen, — und eben darum ragt seine Gestalt ehrfurchtgebietend in die Gegenwart hinein, weisend und mahnend. Dieser stille, besinnliche Pommer erlangte eine Wichtigkeit, deren er selbst sich gewiß am wenigsten bewußt war. Er liebte es, sich auszusprechen, seine Gedanken brieflich darzulegen, denn er fühlte, daß Ungekanntes zum Licht verlangte und daß man zunächst Übersicht und Bestimmtheit erreichen müsse. Man würde — ohne Kenntnis

der kostbaren Briefe* — Runges Bedeutung sicherlich minder hoch einschätzen, denn auch ihm begegnete, wie so manchen Romantikern, das schlimme Schicksal, daß seine inbrünstige Sehnsucht über seine Kraft hinauswies, daß er unvermögend war, die drängende Fülle der Ideen zu bannen und zu bestehen. Er selbst freilich suchte sich über diese schmerzhafteste Erkenntnis, die in den Stunden der Entmutigung aufdämmerte, hinwegzuträsten („Freien ist gut, Nichtfreien ist besser. Wer also das Bessere in dem einsieht, daß er nicht freie, der soll es bleiben lassen, und so gibt es auch in der Kunst so etwas, das besser ist als Kunstwerke machen“) — wir Nachkommenden aber müssen minder befangen prüfen; uns obliegt es, ohne Nebenabsichten und Seitenblicke nur das Wesentliche, Beharrende aufzunehmen. Und wenn wir auch das Gewollte nicht vernachlässigen dürfen, so muß doch das Erreichte vor allem Geltung haben.

Was Runge in der Zukunft erschaute, war so neu, so groß und umspannend, daß seine Worte häufig wie be-räuschte, abgebrochene Oratelprüche anmuten. Ähnlich wie die Gebrüder Schlegel auf dem Gebiete der Dichtung, wie E. L. A. Hoffmann in der Musik, wie Wadenroder und Tied in der bildenden Kunst Pfade wiesen, die sie selbst nicht beschreiten oder doch nicht zu Ende verfolgen konnten, so hat auch Runge gleich einem Blick aus dem Abenddunkel die

* Eine vorzügliche Auswahl der Briefe erschien im Verlag von Bruno Cassirer, Berlin, erläutert von Erich Hande. Außerdem veröffentlichte der Verlag C. H. Beck, München, eine Auslese „Gedanken und Gedichte“, welche nur eine Sammlung entscheidender Stellen aus den Briefen unter bestimmten Gesichtspunkten aneinander reiht, aber dankenswerterweise auch die Märchen berücksichtigt. Der Furche-Verlag Berlin gab unter dem Titel „Bilder und Bekenntnisse“ eine rühmenswürdige Wiedergabe von des Malers wichtigsten Gemälden, zu denen Gustav Pauli eine lehrreiche Einführung schrieb.

Dinge wunderbar, plötzlich, beinahe unwahrscheinlich erhellte und beladen mit dämmernden Möglichkeiten.

*

Die Landschaftsmalerei, auf welche Runge entscheidend hingewiesen, war damals eine Kunst, die scheinbar jeder sichereren Überlieferung ermangelte. Goethe und sein Freund Meyer, welche durchaus dem griechischen Ideal anhänglich waren, hatten den Satz zur Regel erhoben: „Der Mensch ist der höchste, ja der eigentliche Gegenstand der Kunst“. Man muß den Brief, den Runge gelegentlich der Weimarer Kunstausstellung schrieb, mit Bedacht und aufmerkendem Lauschen zu durchdringen suchen: es ist, als sähe man die großverwunderten Augen des Malers, die Überraschung darüber, daß ein so einseitig befangenes Ziel, wie das von Goethe geforderte, überhaupt möglich, geschweige denn berechtigt sei. Und mit unzweideutiger Sicherheit zeigt Runge den Weg, auf dem allein noch eine Hoffnung auf Erneuerung und Fortsetzung gegeben ist. „Es drängt sich alles zur Landschaft, sucht etwas Bestimmtes in dieser Unbestimmtheit und weiß nicht, wie es anfangen; sie greifen falsch wieder zur Historie und verwirren sich. Ist denn in dieser neuen Kunst — der Landschafterei, wenn man so will — nicht auch ein höchster Punkt zu erreichen, der vielleicht noch schöner wird wie die vorigen? Ich will mein Leben in einer Reihe Kunstwerke darstellen; wenn die Sonne sinkt und wenn der Mond die Wolken vergoldet, will ich die fliehenden Geister festhalten; wir erleben die schöne Zeit dieser Kunst wohl nicht mehr, aber wir wollen unser Leben daran setzen, sie wirklich und in Wahrheit hervorzurufen; kein gemeiner Gedanke soll in unsere Seele kommen; wer das Schöne und das Gute mit inniger Liebe in sich festhält, der erlangt immer doch einen schönen Punkt. Kinder müssen wir werden, wenn wir das Beste erreichen wollen.“

Man betrachte die Kartons von Carstens und Genelli; es herrschte beinahe Furcht vor allem, was die sicheren, eindeutigen Umriffe zu zerstreuen oder zu verbämmern imstande wäre. Ganz anders Runge, der Verfasser der „Farbenkugel“, der einem Goethe bei seinen optischen Studien wertvolle Hilfe darbringen konnte. „Die Farbe ist die letzte Kunst und die uns nur immer mystisch ist und bleiben muß, die wir auf eine wunderbar ahnende Weise wieder nur in den Blumen verstehen.“ War die Historienmalerei lediglich zu blasser Objektivität ausgeartet, zu flacher literarischer Genauigkeit, so verlangte Runge jetzt vielmehr die Erweckung des lebendigen Geistes, die Beseelung. „Alle Tiere und Blumen, die sind nur halb da, sobald der Mensch nicht das Beste dabei tut; so bringt der Mensch seine eigenen Gefühle den Gegenständen um sich her auf, und dadurch erlangt alles Bedeutung und Sprache.“

Es ist später von E. G. Carus in den „Briefen über Landschaftsmalerei“ dieses Ziel weiter verfolgt und durch Goethes Theorien gehoben und gestützt worden.* Auch Carus verlangt „die Darstellung einer gewissen Stimmung des Gemütslebens durch die Nachbildung einer entsprechenden Stimmung des Naturlebens“. Damit sind unbedingte Möglichkeiten geboten. Gerade das, was man damals mit dem heute so abgenutzten Begriffe „Stimmung“ bezeichnete, hat Fragen und Rätsel übrig, an denen der Menscheng Geist selbstschöpferisch vollenden kann, welche einem jeden Beschauer unbegrenzte persönliche Bezeugungen offen läßt. Staffage wird nicht unerbittlich verworfen, wohl aber meint Carus: „Immer wird die Landschaft das belebte Geschöpf bestimmen, es wird aus ihr selbst notwendig hervorgehen und zu ihr gehören müssen, solange die Landschaft Landschaft

* Eine Neuausgabe dieses wesentlichen Buches wäre dankbar zu begrüßen.

bleiben will und soll.“ Die Gemälde seines Freundes David Caspar Friedrich, dieses abseitigen, gedämpften Künstlers, dessen hoher Wert seit der deutschen Jahrhundert-Ausstellung 1906 erst völlig erkannt und gewürdigt wurde, hat in den reifsten seiner wundersamen Bilder das verwirklicht, was Runge und Carus verlangten. Und wenn Carus die Landschaftsmalerei lieber durch das umfassendere Wort „Erdlebenbildkunst“ bezeichnet sehen wollte, so begreift man beim Anblick der Friedrichschen Gemälde, daß hier in der Tat etwas nicht nur dem Namen nach Neues und Förderliches geschaffen wurde. Freilich fehlt die Staffage, die leidige Illustration auch hier nicht gänzlich (Mädchen am Strande, Sonnenaufgang, Zwei Männer in Betrachtung des Mondes); aber Friedrich selbst hat gelegentlich mit gutmütigem Spotte dieses Verfahren verworfen und lediglich als Wegweiser für die unkundige Menge ausgegeben. Bis in die Gegenwart freilich, bis zu Böcklin (Schweigen im Walde) und Klinger (An die Schönheit) hat dieses sentimentale Versehen sich fortgeerbt und manche der reinsten Wirkungen derb und aufdringlich zerstören helfen.

*

Es erscheint ohne Zweifel wunderbar, daß wir gerade von Runge, der als erster die Bedeutung der Landschaft so klar empfand und verkündigte, kein Landschaftsbild im engeren Sinne besitzen. Aber indem er die Beseelung des scheinbar Unbeteiligten, Außermenschlichen verlangte und ersehnte, löste er das Bestimmte der Gegenstände durch Symbolik zur Arabeske auf. Er, der die Blumen über alles liebte, konnte sie nur mit Genien und Engeln bevölkert denken (freilich brauchte auch das Ungetannte, bisher Unverständliche, seiner Ansicht nach, der leisen Vermittlung); und so schuf er denn seine berühmten „Tageszeiten“, in denen auch das Unbestimmteste, das Unbewußte sich zum belebenden Rhythmus auflöste. Die Landschaft sah er nicht mehr im ganzen, als

Ungetheiltes, — er zerlegte sie allgemach in Blumen und Blüten, indem er einem jeden Einzelwesen besondere Aufmerksamkeit und Theilnahme darbrachte. Und so stiegen denn aus der purpurnen Dämmerung, aus Ahnung und innigster Hingabe jene seltsamen Traumb Blüten empor, die kein anderer wie Görres so wundervoll zu erklären versucht hat — soweit Träume überhaupt in Worte sich fangen lassen. Er auch ist es, der für diese neue Weise ein neues Wort gefunden hat. „Sollen wir sie Arabeske heißen? Wir werden ihm unrecht thun, indem wir, was tiefer Ernst und Sinn gebildet, vergleichen wollten mit dem, was bloß aus spielendem Scherz einer heiteren Phantasie hervorgegangen. Die Arabeske ist die Waldblume in dem Zauberlande, die höhere Kunst aber windet Kränze aus den Blumen und kränzt damit die Götterbilder. — Nennen wir sie lieber daher Hieroglyphik der Kunst, plastische Symbolik.“ Der klare, ruhige Goethe, der gleichwohl diese Blätter gestochen sehen wollte „zu großem Genuß für die Gegenwart und als ein würdiges Denkmal des deutschen Zeitfinnes für die Nachwelt“, konnte sich in dieser flüsternden Märchenwelt nur mühsam heimisch finden. Er sagte zu S. Boisseree, indem er sie als „zum Rasendwerden, schön und toll zugleich“ bezeichnete, die zweifelnden Erläuterungen: „Das will alles umfassen und verliert sich darüber immer ins Elementarische, doch noch mit unendlichen Schönheiten im einzelnen. Da sehen Sie nur, was für Teufelszeug, und hier wieder, was da der Kerl für Anmut und Herrlichkeit hervorgebracht, aber der arme Teufel hat's auch nicht ausgehalten, er ist schon hin; es ist nicht anders möglich; wer so auf der Klippe steht, muß sterben oder verrückt werden, da ist keine Gnade.“ Wir heutigen Betrachter vermögen uns mit dieser Betonung des Pathologischen nicht mehr einverstanden zu erklären; hatte doch Goethe für alles Romantische nur die ablehnende Bezeichnung des Krankhaften! So herb verneinend widerrief

er seine eigene wundervolle Jugend und die hohe deutsche Gotik!

Und dennoch schuf Runge mindestens zwei Bilder, auf denen unmittelbar Landschaft gegeben ist, die uns Kunde von dem aussagen, was er gewollt und erstrebt hat. Man betrachte den blühenden Garten auf dem Bilde der Hülfsbedschen Kinder. Da ist freie Sonne, saftiges Wachsen und Gedeihen. Nicht nur Staffage, sondern liebevoller Selbstzweck. Und dann aus der zweiten Redaction des „Morgens“ das nackte Kind, das im Rohfelde liegt und sich dem ausbreitenden Lichte entgegenstreckt; — da empfindet man wirklich etwas von der Kühle und Frische, von der Unverbrauchtheit der Frühe. Man fühlt den Morgentau an den Halmen und Blättern, den weichenden Duft aus den schauernden Bäumen des Hintergrundes. Auch wenn man nicht die Frauengestalt aus dem zerfließenden Nebel emporsteigen sähe, so begriffe man doch, daß hier das Wunder des immer neuen Lichtes gemeint ist, das Erwachen, das befreiende Schweben. Das ist ja die Gnade aller Kunst, daß sie uns löst von Zufall und Umgebung und uns dem *W e s e n* naheführt. Niemals ist sie am Ende, immer Beginn und Zukunft. . . Als Runge hier zur Farbe griff, da wußte er, daß nur durch sie alle Möglichkeiten angedeutet und erschöpft werden könnten, — wahrhaft lebendiges Sein und Werden, Bewegung und Fülle des Lichtes. Dieses wunderbare Bild ist unmittelbarste Gegenwart, ist Erleben, ist erster Tag. .

*

Was Runge erstrebt hat, war letzten Endes eine Darstellung der Idee. Als er sein Bild „Die Quelle“ plante, meinte er, „das Bild soll eine Quelle werden im weitesten Sinne des Wortes: auch die Quelle aller Bilder, die ich je machen werde, die Quelle der neuen Kunst, die ich meine, auch eine Quelle an und für sich“. Aber geheime Sorge beschleicht ihn dennoch bei seinem übermäßigen Vorhaben.

diesem Gemälde auch noch alle ihm bekannten Blumen einzu-
 zufügen, und er bekennt mit rührend freimütiger Verzagt-
 heit: „Die Sache würde für jetzt fast weit mehr zur Arabeske
 und Hieroglyphe führen, allein aus diesem müßte doch die
 Landschaft hervorgehen, wie die historische Komposition doch
 auch daraus gekommen ist. So ist es auch nicht anders mög-
 lich, als daß diese Kunst aus der tiefsten Mystik der Religion
 verstanden werden müßte, denn daher muß sie kommen,
 und das muß der feste Grund davon sein, sonst fällt sie zu-
 sammen wie das Haus auf dem Sande.“ Sicherlich fand er
 sich darum so häufig ratlos und ohne Gewißheit, weil er
 durch die Macht des Gedankens, durch die Verführung zum
 Abstrakten sozusagen ins Luftleere gehoben wurde. Um so
 eifriger nahm er dann die Feder zur Hand, um gleichsam
 ausweichend in Worten zu kündigen, wozu ihm die malerischen
 Kräfte mangelten. Und wenn man auch mit seiner Jugend,
 mit seinem allzufrühen Tod entschuldigen mag, was an
 Unerreichtem zurückblieb, so darf man andererseits zugestehen,
 daß auch das Können eines Stärkeren an solchen hoch-
 gestimmten Entwürfen und Träumen hätte scheitern müssen.
 Wie überall, so hat auch hier die Romantik, die nach dem
 Ungemeinen verlangte, wunderbar duftende, plötzliche Blüten
 geöffnet, die erst in späteren Zeiten einer ruhigen Erfüllung
 entgegenreifen sollten.

Vielleicht beruht die Wertschätzung Kunges, die er in der
 Gegenwart wieder genießen darf, sogar auf einem allein-
 gesehnen Mißverständnis. Das „Publikum“ — und in
 Deutschland gehört ihm die Mehrheit zu — möchte in der
 Kunst vor allem Zweck und Erklärung sehen; die „Technik“,
 die gute, tüchtige Malweise als solche, wird nur allzu willig
 beiseite gelassen und vernachlässigt über einer stauenden
 Ehrfurcht vor allem, was Gedante, Tieffinn heißt. Darum
 gibt es so manche, denen der literarische Schumann wichtiger
 erscheint als der „naive“ Schubert, welche einen Beethoven

nur als den Grübler, den „ringenden Titanen“ gelten lassen. So erwuchs die Vorliebe für die Historie (Matart, Piloty, Raulbach), welche die kostbaren Reime, die sich in der Landschaftsmalerei unbeschützt aufstauten, allzu rasch mit ihrem verhänglichen Schlingkraute überwucherte. Daher Runges Abneigung gegen Goethes Vorschläge, deren treubereite Nachfolge damals zur Vernachlässigung der Farbe führte und lediglich in der peinlich genauen Linie Erfüllung und Ziel erblickte. Während man früher eine Susanna im Bade, die heiligen drei Könige, die Kreuzigung immer von neuem darstellte, indem man den Vorwurf bei der Menge als so allgemein bekannt und vertraut voraussetzen konnte, daß sie darüber die eindeutige, sichere Malerei nicht außer acht lassen und übersehen würde, war man späterhin bemüht, allerlei persönlich bedingte Rätsel und Begriffe darzustellen, deren Lösung den Beschauer über die Mängel des Technischen, des handwerklichen Könnens allzu leicht hinwegzutäuschen vermochte. Die Malerei blieb nicht mehr Zweck, sie wurde Mittel. Und so mußte notwendigerweise die geschmähete Ateliertkunst ihre blassen, duftlosen Blüten im Glashause zu flüchtigem Leben aufschließen. Der Deutsche, vorwiegend Ideenmensch, mußte sich aus dem sinnenfreudigen Frankreich neue Nahrung holen, ehe er imstande war, zwei auseinanderfallende Teile glücklich wieder zu vereinen und das in sich selbst beruhende Wunder der Farbe wieder völlig zu erkennen und aufzunehmen.

Vielleicht hat Runge darum so eifrige Zustimmung gefunden, weil er der Ideenkunst geneigt war; aber man darf niemals vergessen, daß er bei aller Abstraktion, die sich in den vier Blättern der „Tageszeiten“ kundgibt, dennoch insofern aller Veräußerlichung auswich, als er sich eben der Arabeske bediente, welche allein schon durch die Schwungkraft und innere Schönheit der Linien — auch ohne Kenntnis des Vorwurfes — zum lauterem, absichtslosen Genuße hin-

leiten konnte. Und wenn man seine kräftigen, lebensfrohen Rinderbildnisse betrachtet, die patriarchalische, ehrfürchtige Darstellung seiner Eltern, so versteht man, daß es verfehlt ist, diesen Maler lediglich als blutarmen, überstiegenen Alchimisten zu bewerten.

*

Seitdem Wadenroder in seinen keuschen, ahnungsvollen „Herzensergießungen“ nachdrücklich die ergriffene Frömmigkeit gefordert und verkündigt hatte, verwechselte man gar leicht Gesinnung und Technik, das heißt Betrachter und Schaffenden. Darum hatte ja auch Goethe nur eine verbrießlich abwehrende Gebärde für diese neue Botschaft, welche uns doch heute wieder so nahe und lebendig entgegenflingt. Zweifellos verwechselte man damals achtlos die religiöse mit der künstlerischen Frömmigkeit, und indem man nach dem verlorenen Mythos suchte, griff man wieder auf die christliche Legende zurück. Aber wer möchte es leugnen, daß ohne Wadenroders Büchlein so manche unserer deutschesten, teuersten, wenn auch nicht eben entscheidenden Maler schwer zu denken wären? Nicht nur die Nazarener im engeren Kreise, die Overbeck, Schnorr, Führich, Olivier, Pforr, Steinle, auch Cornelius, Kethel und die lieben Meister Schwind und Richter, die wir zu unserm unverlierbaren Besitztum zählen. Wenn man das ruhige, schmale, verträumte Antlitz Runges betrachtet, das uns so gefaßt, vertrauend und gläubig entgegenblickt, so wird man verstehen, was Steffens sagt: „Es gibt wenige Menschen, die sich so ganz als Fremdlinge auf der Erde darstellen wie er. Alle seine Gedanken, dichterische wie künstlerische, bewegten sich in einer höhern, geistigen Welt, in welcher er lebte, aus welcher jede Äußerung entsprang... Wenn Runge unter seinen Freunden saß, erschien er im wahrsten Sinne kindlich. Die geringsten, gewöhnlichsten Ereignisse erhielten einen dichterischen Anstrich und das Unbedeutendste erschien ihm

märchenhaft . . . So sehr auch Novalis durch Bildung und Ansichten des Lebens von Runge verschieden war, so wurde ich doch immer an jenen erinnert. Novalis lebte in einer reichen Mythenwelt, wie sie sich geschichtlich gestaltet hatte, er lebte forschend, grübelnd, bildend in ihr und sprach aus ihr heraus. Hier aber glaubte ich das Mythen erzeugende Organ inmitten einer kalt reflektierten Zeit unmittelbar wahrzunehmen.“ Dieser Sinnige, Andächtige hat über Fragen der Religion nicht minder ernst und vertrauend nachgedacht wie über die Probleme der Farbe. Ihm bedeutete das Schaffen in Wahrheit Gottesdienst; ohne die helfende Gnade erschien er sich nutzlos und ohne Gewähr. „Wer mit dem rechten Glauben arbeitet, der kommt nie zu Ende; in unserer eigenen Seele, da ist die unergründliche Tiefe, womit wir nie zu Ende kommen.“ Und: „Was du in deiner ewigen Seele empfunden, das ist auch ewig, was du aus ihr geschöpft, das ist unvergänglich; hier muß die Kunst entspringen, wenn sie ewig sein soll.“ Ja, man findet ein Wort, das sich wunderbar mit manchen Anschauungen neuzeitlicher Künstlerbender berührt (z. B. Tolstoi und Johannes Schlaf): „Ich wollte, es wäre nicht nötig, daß ich die Kunst treibe, denn wir sollen über die Kunst hinaus und man wird sie in der Ewigkeit nicht kennen.“ So stark war in diesem zarten, gebrechlichen Körper die Macht der Seele; so innig rang er nach Losgebundenheit! Und darum fand er seine Erfüllung in der leichten, schwebenden Arabeske, die wurzellos in den wiegenden Lüften treibt, die sich hinnehmen läßt von jedem Hauche, der aus der Ewigkeit herniederweht . . .

Dankbar dachten seiner die Überlebenden. Goethe widmete ihm anerkennende Worte: „Es ist ein Individuum, wie sie selten geboren werden. Sein vorzügliches Talent, sein wahres, treues Wesen als Künstler und Mensch erweckte schon längst Neigung und Anhänglichkeit bei mir.“ Arnim

und Brentano, die er durch seine köstlichen plattdeutschen Märchen „Von dem Nachandelboom“ und „Von dem Fischer un syner Fru“ entzückt hatte, haben ihm preisende Verse nachgerufen; Görres schrieb einen ergriffenen Aufsatz, und Steffens gedachte in seinen Lebenserinnerungen des Freundes voll Wärme und Güte. Und auch uns Nachkommenden ist zumute, wie es Runge selbst in einem seiner Gedichte ausgesprochen:

Nach dem Schimmer, nach dem Glanze,
Nach den vollen, lieben, süßen Tönen
Muß ich mich nun ewig, ewig sehnen?



Wald / Von Ernst Ludwig Schellenberg

Mein greiser Dom, — andächtige Lichter schweben
streifig und scheu durch deine grünen Fenster;
dein Dach blaut immer höher und beglänzter,
und deine Säulen dämmern fromm und eben.
Und plötzlich stört ein runder Vogelpfiff,
der wie beschämt im Dunkel sich versteckt,
das selbstvergeßne, raumgewordne Rauschen —
wie manchmal das verschlafne Kirchenschiff
und seiner Bänke sommerkühles Lauschen
ein unverhoffter Orgelton erweckt.



Ludwig Tieck's „Gestiefelter Kater“

Von Ewald Reinhard

Von all den zahlreichen Werken, mit welchen Ludwig Tieck unsere Vorfahren entzückte, ist außer den Novellen aus der Spätzeit des Dichters keines so kennzeichnend für ihn wie der „Gestiefelte Kater“ und die „Genovefa“. Während hier die Stimmungsmalerei einen unwiderstehlichen Zauber ausübt, feiert dort der Geist der Ironie seine blendendsten Triumphe; die Ironie, wie sie Tieck auffaßt, umschließt alle Arten der Verspottung bis zur Selbstparodie und ist im wahrsten Sinne Fleisch und Bein vom romantischen Körper. Nach Friedrich Schlegels Ansicht verdient es die höchste Bewunderung, wenn der Dichter sich über das Kunstwerk zu erheben vermag; denn nach einer letzten Wendung leidet die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich, und so wird die Selbstparodie von selbst eine Forderung. Mit verblüffender Offenheit wird uns verkündet, daß es am besten sei, wenn die philisterhaften Beschauer den Scherz bald für Ernst und den Ernst bald für Scherz nähmen und so gewissermaßen aus einer Täuschung in die andere versezt würden.

Nach diesen Rezepten ist Ludwig Tieck in seinen Märchenkomödien zu Werke gegangen; er begann mit „Ritter Blaubart“, einem Ammenmärchen in vier Akten. Es ist in der That weiter nichts als eine Dramatisierung des bekannten Märchenstoffes, und zwar ganz in Art und Sinn des Märchens. Es erhebt sich die Frage, ob Tieck damit wirklich an eine Bühne sich wenden wollte, oder ob er nicht an ein Kindertheater dachte.

Bei näherem Zusehen erkennt man jedoch, daß dieses dramatisirte Märchen doch wohl sich nicht nur an kleine, sondern auch an große Kinder wendet; es kommt dabei weniger auf die Hervorhebung gelegentlicher Stellen an, die sich ironisch ausdeuten lassen, als vielmehr auf die Er-

kenntnis jenes feinen Geistes, der aus Shakespeares Dramen zu uns spricht und die Ironie im höchsten Sinne darstellt. Wenn der Narr und der Ratgeber ihre Rollen vertauschen, so ist das eine jener Stimmungswellen, welche romantischen Forderungen entsprungen sind.

Aus Shakespeare stammt dann ebenfalls jene Idee, welche in den nächsten Versuchen dieser Dichtgattung eine Rolle spielt: die Idee von dem Stück im Stück. Im „Sommernachtstraum“ fand sich dafür eine treffliche Vorlage, und endlich brachte das Studium von Gozzi auf ähnliche Gedankengänge. Als erster Versuch Tiecks, nun seinerseits diesen Spuren zu folgen, muß „Der Hanswurst als Emigrant“ gelten — ein Stück, das leider in der Schublade liegen blieb und erst aus dem Nachlasse ans Licht kam. Hier ist schon jene dichterische Ausgelassenheit, welche den Schauspieler als Schauspieler zeigt, und im „Prolog“ zum Rater kommt die Verspottung des Publikums hinzu. Die eigentlichen Träger der „Handlung“ sind hier die Besucher des Parterres, und ihre Haupttätigkeit besteht darin, das zur Aufführung bestimmte Stück von den verschiedensten Gesichtspunkten aus zu beleuchten. Aus dieser Atmosphäre heraus erwuchs der „Gestiefelte Rater“.

Das Geburtsjahr dieses berühmten Stückes ist das Jahr 1797. Über die Abfassung sagt Tieck in einem Briefe an August Wilhelm Schlegel (vom 23. Dezember 1797), „den Blaubart habe ich fast in einem Abend geschrieben, ebenso den Rater“. Nach diesem Geständnisse fällt es manchem Forscher schwer, so z. B. Haym, den „Gestiefelten Rater“ recht ernsthaft zu nehmen; was in einer tollen Nacht ausgeheckt wurde, mag eben einem strengen Kritiker als „Volterabendpoesie“ erscheinen. Auf der anderen Seite muß man sich den der Improvisation zuneigenden Geist des Dichters vor Augen halten; Tieck schuf oft im Zustande einer augenblicklichen Eingebung, und, die Berechtigung einer solchen

Poesie einmal zugegeben, kann man dem „Gestiefelten Kater“ die Folgerichtigkeit der Durchführung nicht abstreiten.

Den Stoff zu dem Märchendrama entnahm Tied den Dichtungen des Franzosen Charles Perrault, den er auch sonst als Quelle benutzte. Der „Gestiefelte Kater“, ein Rindermärchen in drei Akten mit Zwischenspielen, einem Prolog und Epilog besteht zunächst aus dem dramatisierten Märchen, dann aber auch, und darin weicht er vom „Blaubart“ wesentlich ab — aus dem Spiel der Zuschauer.

Der Prolog versetzt uns ins Parterre, wo wir dem Gespräche der Theatergäste: des Fischer, Müller, Schlosser und Böttcher zuhören; der Drehpunkt der Unterhaltung ist der „Gestiefelte Kater“ selbst. Es sind echte Aufklärer, unter denen wir uns befinden: sie verwahren sich gegen die Rinderpöffen auf dem Theater, und als der später kommende Leutner bestätigt, daß man in der That das Märchen erwarten müsse, fängt alles an zu trommeln; der Dichter vertröstet, an die Rampe tretend, das Publikum, und es gelingt ihm wirklich, die Menge für sich zu gewinnen. Dieselben, die zuerst ihm gram sind, jubeln ihm ein paar Minuten später eifrig zu, ein Schauspiel, das die ewig urteilslose Menge vorzüglich charakterisiert. Das Publikum ist auch ein leichtes Opfer der Schlagworte; das zeigt sich darin, daß auf Leutners Forderung nach Geschmack auf einmal alle nach einem geschmackvollen Stück verlangen, und es ist ergötzlich, wie die ganze Schar, gierigen Fischlein gleich, nach diesem Köder schnappen.

Wenn Müller nach „Familiengeschichten, Entführungen, Geschwister vom Lande“ verlangt, so geht das auf Jüngers Stücke: „Die Entführung“ und die „Geschwister vom Lande“, und wenn an einer anderen Stelle von „ordentlichem Familienstück“ die Rede ist, so zielt das auf Jffland, die Vermutung Schlossers, das Stück laufe auf ein Revolutionsstück hinaus, soll Rozebue treffen, und endlich parodiert sich Tied selbst.

indem er Fischer in höchst geringschätzigem Tone von dem „Blaubart“ sprechen läßt.

Das Stück beginnt dann mit der Teilung der Erbschaft unter die drei Brüder: Gottlieb erhält dabei Hünze, den Rater. Der Trauernde wird von dem philosophisch gebildeten Rater getröstet, dieser läßt sich schließlich von dem Schuhmacher ein Paar Stiefeln anfertigen und verschwindet dann in geheimnisvoller Absicht, um erst im zweiten Aufzuge wieder zu erscheinen. Währenddessen geht die Unterhaltung im Zuschauer-raum weiter; Müller findet, daß man es vielleicht mit einer Nachahmung von Rozebues „Papagei“ zu tun habe, weil da auch ein Tier im Drama eine Rolle spiele; die meisten sind mit dem Gange der Handlung wenig einverstanden und machen mehr oder wenige geistvolle Bemerkungen, einmal werden sie vom Dichter im Eifer auch als „die Kunsttrichter (im Parterre)“ bezeichnet.

Die nächste Szene versetzt uns an einen Königshof im Lande Utopien. Die alte Märchengeschichte von der Prinzessin, welche keinen Freier erhören will; weniger märchenhaft schon, wenn der König seiner Tochter von seiner eigenen unglücklichen Ehe mit Klothilde — vielleicht eine Anspielung auf die Klothilde in Jean Pauls „Hesperus“ — weitläufig erzählt, und wenn die Prinzessin eine literarisch kundige Dame ist. Ja, sie ist sogar literarisch tätig; sie hat „Nachtgedanken“ verfaßt (soll man dabei ebenfalls an eine Persiflage etwa Youngs denken?) und schwärmt für Mondscheinszenen, womit Miller wie Matthison verspottet sein können, schließlich hat sie sogar mit einem Drama begonnen: der unglückliche Menschenhasser oder verlorne Ruhe und wieder erworbene Unschuld; der Titel deutet auf Rozebues vielgespieltes Drama: Menschenhaß und Reue. Ob die Unsicherheit der schrifstellernden Prinzessin in der Kenntnis der deutschen Grammatik besonders märchenhaft ist, möchte man füglich bezweifeln. Als Werber um die Schöne erscheint Prinz

Nathanael von Malfinti. Nach seinem Reiche reißt man nicht weniger als anderthalb Jahre; damit will Tied die Vorliebe Rozebues für exotische Stoffe verspotten.

Der romantischen Ironie wegen unterhalten sich König und Prinz zum Schlusse über ihre eigenen dramatischen Unzulänglichkeiten; auch das kritische Parterre weiß dazu einige wohlgemeinte Anmerkungen zu machen. Die letzte Szene des ersten Aufzuges ist von höchst belanglosem Inhalte, indem wir vor einem Wirthshause weiter nichts erfahren, als daß diesseits der nahen Grenze der wunderliche Popanz herrscht und jenseits der milde König, der stets mit Krone, Mantel und Szepter ausgeht. Ein Deserteur, der erscheint, wird von Freund Michel als literarischen Ursprungs entlarvt; denn er meint, der Mann sei „Deserteur aus Kindesliebe“, womit auf ein Lustspiel von Gottlieb Stephanie hingedeutet wird.

Im Zwischenakt werden wir über die Stimmung des Publikums aufgeklärt; während die einen sehr unzufrieden sind, finden andere Geschmack an der Darstellung. Einer von ihnen entdeckt in dem Ganzen eine Art „Zauberflöte“, derselbe wird auch an Rozebues Mohren erinnert, Bötticher dagegen rühmt mit einem gewaltigen Aufwand von Gelehrsamkeit des Raters Spiel — man erkennt unschwer den Hofrat Böttiger, welcher Ifflands Spiel so oft rühmte. Dem Schauspieler Iffland aber war Tied ebensowenig hold wie dem übergelehrten Böttiger; bei näherem Zusehen korrespondiert die Verspottung sogar in einzelnen Ausdrücken mit der Böttigerschen Charakteristik.

Bei Beginn des zweiten Aufzuges begegnen wir wieder Gottlieb und dem Rater; Hünze macht sich nun auf, um auf die Jagd zu gehen; dabei singt er das Goethesche Abendlied des Jägers: Im Felde schleich ich still und wild. Beim Gefange der Nachtigall gerät die empfindsame Natur des Raters in starken Widerstreit mit ihrer Ragenneigung; ebenso findet das Auftreten zweier Liebenden, welche sich gegenseitig etwas

vorschwärmen, nicht seinen Beifall, da sie seine Jagd stören. Darnach gelingt es dem Rater dennoch, ein Kaninchen zu fangen, und unter herrlichen Tiraden auf Menschenglück und Ehedmut zieht er sich zurück, die Zuschauer äußern ihre rückhaltlose Bewunderung.

Wir kehren an den Hof des Königs zurück; dieser schmäht höchst unköniglich den Koch, weil ihm seine Lieblingsspeise: Kaninchenbraten vorenthalten wird. Da kommt Hünze mit seinem Kaninchen und überreicht es dem überglücklichen Monarchen im angeblichen Auftrage des Grafen von Carabas. Der König rühmt den Grafen mit Worten aus Schillers „Don Carlos“. Der Hofhistoriograph muß von dem großen Ereignisse Kenntnis nehmen. Beim Hofmahle, dem auch der Hofgelehrte Leander, der Hanswurst und Hünze beiwohnen, ist aber der Kaninchenbraten leider verbrannt, und der erzürnte König muß vom Besänftiger mit dem „Klosterspiele“ beruhigt werden; dabei spielt die literarische Satire lustig weiter: der König bedient sich bald Sätze aus dem „Don Carlos“ und den „Räubern“, bald Worte aus Babos „Otto von Wittelsbach“. Tied: „Der Koch Philipp sei das Jubelgeschrei der Hölle, wenn ein Undankbarer verbrannt wird“ (Babo: „Philipp“, sei das Jubelgeschrei der Hölle, wenn ein Undankbarer verdammt wird!) und Shakespeares „Hamlet“. Schließlich gerät das ganze Stück ins Wanken: die Schauspieler fallen aus ihren Rollen, der Dichter spricht zu der aufgeregten Menge und bezwingt sie zum guten Ende durch Besänftiger, Klosterspiel, Auftreten von Tieren, Ballett und Gesang. Die „Zauberflöte“ wird von Tied besonders hergenommen, weil er in ihr eine Prunkoper sieht, die dem Verlangen nach äußerem Firtelanz entgegenkommt.

Der Zwischenakt zeigt ein befriedigtes Publikum; Böttiger „entwickelt“ seine Ansichten über das Auftreten des Raters, wie sein Urbild Böttiger eine „Entwicklung des Pfälzischen Spieles“ unternahm.

Neue Verwirrung zu Beginn des dritten Actes! Während sich Dichter und Maschinist unterhalten, geht die Gardine auf und zeigt uns den Dichter in seiner großen Not. Manche von den Zuschauern halten den Auftritt jedoch für einen Bestandteil des Stückes; es folgt eine Szene zwischen Dichter und Hanswurst, die ebenfalls nicht zum Spiele gehört, so daß die Verwirrung immer größer wird. Auch als nun Gottlieb und Hünze wieder auftreten, wirkt der Wirrwarr noch eine Weile nach, indem Dichtung und Schauspielerei durcheinanderwirren. Unter den Kunstkritikern im Parterre bricht im folgenden der langerwartete Zwist aus; Böttiger wird dabei vor die Türe gesetzt. Eine Zwischenszene zeigt Hünze, wie im zweiten Aufzuge auf der Jagd, auch die Liebenden treten wieder auf, allein habend und im Unfrieden voneinander scheidend — wegen des symmetrischen Baues der beiden Szenen möchte man an Selbstparodie glauben. Darnach sind wir wieder im Königs Palaß, wo zwischen dem Hofgelehrten Leander und Hanswurst eine Disputation über den „Gestiefelten Kater“ stattfindet; diese endet mit dem Siege des Hanswursts. Erneute Zusendungen des Grafen von Carabas veranlassen den König zu dem Entschlusse, den edlen Grafen zu besuchen: des Katers Stunde ist gekommen. Die nächsten Auftritte zeigen den Kater an der Arbeit; er beredet die auf den Feldern hantierenden Landleute, dem vorbeifahrenden König ihr Land für dem Grafen von Carabas gehörig auszugeben — und so geschieht es auch; bis endlich auf die bekannte Art Gottlieb vom scheinbaren Ertrinken gerettet und der Königstochter in die Arme geführt wird. Zum Schlusse befinden wir uns im Palaße des Popanz; Hünze kommt in Gestalt eines „durchreisenden Gelehrten“ und notiert sich wie der alte Aufklärer Nicolai die Verwandlungskünste des Herrschers als Merkwürdigkeiten in seiner Briefftasche. Als Popanz sich in eine Maus verwandelt, verspeist ihn der geschwinde Kater, und mit einem Preis auf den kommenden „Tiers-état Gott-

lieb“ bejubelt der Sieger das Ende. Diese vollkommen allein stehende politische Anspielung ist gänzlich unverständlich und soll vielleicht nur den Aufstand der Zuschauer rechtfertigen. Diese werden erst durch den Besänftiger mit dem Glockenspiele beruhigt und geraten über die Wiedergabe des Wasser- und Feuerzaubers aus der „Zauberflöte“ gar in Begeisterung. Gottlieb geht durch Feuer und Wasser, wird Schwiegersohn des Königs, Hünze wird in den Adelsstand erhoben.

Der Epilog bringt den Hervorruf der letzten Dekoration, für die sich der Hanswurst bedankt, und einen Disturs zwischen Dichter und Publikum; der demütige, aber reformbedürftige Dichter wird schließlich durch ein gemeinsames Bombardement vertrieben.

Ein Stück wie den „Gestiefelten Kater“ konnte nur ein Lied schreiben; denn nur jemand, der wie unser Dichter mitten im literarischen Getriebe stand, war so auf dem Laufenden über die Ereignisse auf dem poetischen Kriegsschauplatz. Aber Lied ging darin noch weiter, als man gemeinhin annimmt; denn nach einer Äußerung von ihm sind manche Dinge im „Kater“ Wiedergaben von Erinnerungen „im Parterre, in den Logen oder in den Salons“, und nach Nicolai sind Vorkommnisse in Berliner Theatern in dem Stücke verwertet, welche nur einem ganz beschränkten Kreise von Leuten bekannt waren. Solche Anspielungen nun etwa alle ausfindig machen zu wollen, dürfte eine geradezu undantbare wie unmögliche Arbeit sein.

Die Hauptziele der literarischen Satire sind immerhin klar; es ist die Aufklärung, die verspottet wird, Rozebue und Iffland, Schiller und die Prunkoper; allein diese Verspottung — in der späteren Bearbeitung kam noch Zacharias Werner (verkörpert durch Schlosser) hinzu — ist in ihrer Art sehr verschieden; sie ist schärfer gegen das Aufklärertum als gegen Schiller, und die Satire auf Schiller herber als die auf Mozart.

Wenn man darnach fragt, ob der „Gestiefelte Kater“ nicht in der Zeitsatire stecken bleibe, so ist zunächst festzuhalten, daß keine Satire ohne zeitgenössische Anspielungen auskommt; im übrigen dürften in dem Publikum, wie es uns Tieck vorführt, Typen von allgemeiner Gültigkeit zu erblicken sein: es ist nicht allein das aufklärerische Publikum Berlins, sondern auch das Publikum schlechthin; sein Wankelmut und seine Urteilslosigkeit sind im „Gestiefelten Kater“ mit genialer Laune getroffen. Darüber hinaus aber dürfte es schwierig sein, den Wert des Stückes für die spätere Zeit festzustellen. Die Bewunderer Tiecks griffen begierig nach der reizvollen Kost, Clemens Brentano ahmte es in seinem „Gustav Wasa“ nach, Eichendorff gestaltete nach Tiecks Vorgang seine beiden Literaturkomödien, E. T. A. Hoffmann dachte bei seinem „Kater Murr“ an das romantische Vorbild — der Altmeister Tieck selbst setzte sich fort in „Prinz Berbino oder die Reise nach dem guten Geschmack“; denn er nannte dies Stück „gewissermaßen eine Fortsetzung des Gestiefelten Katers“.

Dagegen gelang es zunächst nicht, den „Kater“ auf die Bühne zu bringen; Immermann, der sich am „Blaubart“ versucht, lehnte den „Kater“ ab, dagegen kommt in Mörikes „Maler Nolten“ eine Aufführung der „Verkehrten Welt“ vor. Nur einmal ist der „Gestiefelte Kater“ auf allerhöchsten Befehl gegeben worden, und zwar im Jahre 1844 zu Berlin; der Versuch reizte nicht zur Nachahmung.

Der „Gestiefelte Kater“ blieb freilich auch nicht ohne Tadel; Grillparzer, der Tiecks entschiedenster Gegner war, fand an dem Märchen drama so wenig Gefallen, daß er sogar eine Spottfortsetzung des „Katers“ fingierte, und Heine höhnte, „ein gestiefelter Kater bringe den Sophokles auf die Bühne“; ihm folgte mehr oder minder das ganze Jungdeutschland.

Die bemerkenswerteste Kritik über den „Gestiefelten Kater“ ist wohl noch immer die von Rudolf Haym in seiner „romantischen Schule“, er vergleicht die Tiecksche Literatur-

Komödie mit der aristophanischen und findet dabei, daß bei Tieck vor allem der Grundbaß der großen Satire, die Romantisierung der staatlichen Verhältnisse, fehle; er meint, daß sich bei Tieck alles um „literarische Nichtigkeiten und Modeartikel“ drehe. Das ist herb, aber wahr. Man darf zugeben, daß Tiecks Satire witzig und vornehm ist, aber tief und klassisch ist sie nicht. Ein heiterer überlegener Geist läßt die schimmernden Seifenblasen seines Witzes vor unseren Blicken eine Weile hin und her gaulen, aber dann zerplatzt das Ganze wie ein flüchtiger Sput, und wir lachen belustigt über den augenblicklichen Reiz; die Seele aber verspürt keinen Eindruck. Als launiger Einfall einer Dichterphantasie ist der „Gestiefelte Kater“ immer einmal des Lesens und Belächelns wert, allein seine Tiefe ist nicht unergründlich, am schönsten ist sein Wellengeträusel und das lustige Spiel der Fischlein.



Abendgold / Von Adolf Wolfhard

Gold'ne Lichter seh' ich spielen
Um des Westens fernste Höh'n, —
Wie ein Glanz aus Himmelsauen,
Überirdisch rein und schön.

Trunken haften meine Blicke
An des Lichtes gold'nem Strahl,
Meine Seele hebt auf Schwingen
Hoch sich's übers Erdental.

Ist mir doch, als könnt' ich schauen
Aus der Welt des Scheins, des Nichts,
Der Vergänglichkeit, des Todes,
In das Reich des ew'gen Lichts.

Romantische Einflüsse Wiens auf Eichendorffs Entwicklung/ Von Otto Demuth

(Anlässlich der Gründung von Ortsgruppen des „Eichendorff-Bundes“
in Österreich.)

„Und durch mein ganzes Wesen
Wards unaussprechlich klar.“

„Da kennt mich erst die ganze Rund'
Die Donau blüht aus tiefem Grund,
Der Stephansturm auch ganz von fern
Sucht überm Berg und sah' mich gern . . .“

Als Schiller der Romantik „ihre erbärmliche Leerheit und einseitige schneidende Manier“ vorwarf,¹⁾ prägte Goethe in seiner Antwort das Wort von dem „Perfektiblen dieser Leute“. Als ob er geahnt hätte, daß eines Tages dennoch Haltbares und Bedeutsames aus dem Irrgarten der blauen Blume aufblühen werde, als ob er in tiefster Seele den Meister geschaut hätte, dem es gelingen würde, die regellosen, verschlungenen Töne eines ewig phantastischen Präludiums zu einer mächtigen Zusammenwirkung zu vereinigen. —

Die literarische Entwicklung hat Goethes Ahnungen bald bestätigt. In Joseph von Eichendorff ist uns der romantische Klassiker geboren worden. In ihm verehren der Eichendorff-Bund und mit ihm das ganze deutsche Volk den Künstler, der als ganzer Romantiker mit starker Kraft selbst auf unsere Zeit die nachhaltigsten Wirkungen auszuüben vermag. Wie er zum romantischen Klassiker ward, welchen Anteil daran Friedrich Schlegel und die österreichische Hauptstadt hatte,

¹⁾ Briefwechsel, Schiller an Goethe, 23. Juli 1798.

sollen die folgenden Zeilen darstellen und dem Bunde neue Freunde in den deutschen Landen des alten Österreichs werben.

Eichendorffs lange verkannten Zusammenhang mit dem Mutterboden der Jenenser Romantik beweist seine poetische Welt. Die inhaltlichen Elemente aller seiner Dichtungen führen vorzugsweise auf Tieck und die Heidelberger Romantiker zurück. Kein Dichter ist der Welt, die er einmal als poetisch aufgefaßt hat, treuer geblieben als unser Meister aus Lubowitz. Innerhalb dieser Welt wiederholen sich wie bei den übrigen Romantikern seine Lieblingsmotive: die rauschenden Gärten mit den Wasserkünsten und verschlafenen Palästen, die einsam grasenden Rehe, launenhaft verliebte Frauengestalten, fahrende Studenten, Junker und Handwerksburschen. Noch ausgeprägter als bei Tieck (Sternbalbs Wanderungen) wirkt Reiselust als treibendes Motiv. Eine sehnennde Einbildungskraft verbindet seine Werke mit Tieck und seinen Heidelberger Jugendfreunden. Die enge Verwandtschaft der Kunstziele fällt sogleich in die Augen. Der unmittelbaren Darstellung des Lebens geht Eichendorff zeit seines Dichtens aus dem Wege. Er hält es mit Berglinger (Tieck, Phantasien II.), dem dieses Leben lediglich „ein Wust von Trümmern“ ist. Auch er sucht „den Weltgeist“ zu erfassen und romantisch zu offenbaren. Dieser Auffassung wegen meidet auch seine Dichtung die irdischen, vom Materialismus belasteten Leidenschaften, träge Liebe und wilden Haß. Deutlich zeigen dies seine männlichen und weiblichen Amazonencharaktere (Abele und Leonard in den Freiern) und der milde, christlich-versöhnende Geist in den Freiheitsliedern des Dichters. Aus diesem Geiste ist es erklärlich, daß es wohl größtenteils eine müßige Aufgabe sein wird, bei ihm streng lokalisierbare, festgefügte Landschaftsbilder suchen zu wollen. Wie bei allen Romantikern sind auch bei ihm die Landschaften romantisch verwischt, wenn auch bei Eichendorff oft genug

die Anschauung von bestimmten Landschaften — man denke an Lubowiz, an die Donaublicher, an die Tiroler Alpen, an den Wiener Stephansturm — durchschimmert.

Wie die glitzernden Wellenberge eines Stromes tauchen die romantisch stilisierten Landschaftselemente und sonstigen Ausschnitte aus dem Leben bald an dieser, bald an jener Stelle seiner Dichtungen auf. Es ist ersichtlich, daß mit letzterer Erscheinung auch die technischen Parallelen Eichendorffs zu Tieck und denen um ihn gekennzeichnet sind.

Auch die Anwendung des Gemälbedramas (Ejelin von Romano, der letzte Held von Marienburg) und der Literatursatire (Meierbets Glück und Ende, Krieg den Philistern) zeigt ihn in den Fußstapfen der älteren Romantik. Die Bekenntnisse des Tagebuches und die kritischen Äußerungen seiner Alterswerke über die dramatische und die poetische Literatur Deutschlands mit ihren oft fast wörtlichen Entlehnungen aus den Anfängen romantischer Literaturkritik erhärten nur unseren Standpunkt. Mit seiner Calderonübersetzung erfüllt er einen Herzenswunsch der romantischen Blütezeit.

Und nun zu den klassischen Vorzügen von Eichendorffs Dichtungen, wie sie sich seit dem Jahre 1812 in ununterbrochener Folge kundgeben! Da fällt inhaltlich vor allem das Zurückdrängen des Mittelalterlichen und der Beschäftigung mit den romantischen Künstlerleben auf. Die extremen Gebiete des Mystizismus und des Allegorismus fehlen zum Vorteile seiner Dichtung. Stimmungswerte werden sinnlich erfaßt, Natursymbolik entwickelt sich zum Darstellungsmittel.

Die schöne Natur als das weite Land menschlicher Sehnsucht und Wünsche, minder entlegene, dem Volke noch immer verständliche Märchenstoffe (Marmorbild) sind es, aus deren Mutterboden der Dichter mit der Wünscheltute seiner wunderbaren Phantasie seine objektiv wirkenden Bildungen heraufbeschwört. Die Offenbarungen des romantischen Weltsinns knüpfen an den wirklich vorhandenen Ewigkeitssinn der

Menschheit an. So folgt der Leser leicht und gern seinem poetischen Führer ins romantische Land.

„Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu singen,
Triffst du nur das Zauberwort.“

In einer solchen Romantik, die aus den Schönheitsbewährten Elementen dieser Welt und ihrer Anliegen aufgebaut wird, von der Erde ausgeht und zum Himmel emporführt, veredelnden, ja wie in „Ahnung und Gegenwart“ geradezu nationalen Zwecken dient, in einer solchen Kunst findet sich jeder zurecht. Wie hoch erheben sich beispielsweise „Marias Sehnsucht“ oder „Die Flucht der heiligen Familie“. Gedichte voll von romantisch plastischer, durchgebildeter Schönheit über Tiecks exemplifizierende Manier, obwohl gerade diese Gedichte von Tiecks Urteilen über Dürer beeinflusst erscheinen.

„Nun ist wohl das Brautkleid gewoben gar
Und goldene Sterne im dunkelen Haar,
Und im Arme die Jungfrau das Knäblein hält
Hoch über der buntemlerbrausenden Welt,
Und vom Rindlein geht ein Glänzen aus,
Das ruft uns nur ewig: „Nach Haus, nach Haus!“

Wie treuherzig und überzeugend wirkt hier die Verschmelzung subjektiv erschauter Naturelemente mit dem fernen, heiligen Gegenstand! Ohne spitzfindiges Ironisieren und Mythologisieren, ohne nach Hieroglyphen für das Unausprechliche zu suchen, wie es Hardenberg, ja sogar die Gunderode tut (vgl. deren Gedicht „Des Wanderers Nachtfahrt“), begnügt sich Eichendorff mit kunstficherem Instinkt für die der Phantasiedichtung gesetzten Schranken damit, die Sehnsucht nach dem Unausprechlichen zu erwecken. Individueller Inhalt und wohlgegliederte Form kennzeichnen jedes Gedicht Eichendorffs. Für die im Romane „Sternbalds Wande-

rungen“ so verhimmelte Inhalts- und Formlosigkeit der Dichtung ist in Eichendorffs Werken bald kein Platz mehr. Die mutwillige, kaleidoskopartige Mischung von Wirkungen, welche bei Tieck, Loeben und den übrigen Jugendfreunden Eichendorffs oft innerhalb einer Strophe bald dieses, bald jenes menschliche Sinnesgebiet berühren, hat unser Dichter mit einem Schlage meiden gelehrt. Nimmer schwirren Waldhornklang und Blumenduft unvermittelt durcheinander. Im selben Maße, wie sich die Romantik in revolutionärer Ungebuld von den klassischen Idealen der Form leichtsinnig entfernt hatte, kehrt er als der einzige Dichter der Schule zu den Weimarer Dichtern zurück, indem er sich in der Beobachtung schöner Formen an Schillers Schönheitsbegriff zu halten scheint. Schiller geißelte in Kenien und Briefen die formzerstörende Phantastik der romantischen Schule; im jungen Eichendorff Wiens würde er den erfolgreichen Kämpfer gegen die zentrifugalen Kräfte der Phantastik begrüßt haben, am meisten vielleicht in Eichendorffs in Bezug auf die Form wahrhaft gelungenem Lustspiel „Die Freier“ (1833). Bei dieser Würdigung Eichendorffs darf indessen keineswegs die Meinung aufkommen, als wäre der Dichter durch ein Studium Schillers und Goethes zu den Vorzügen der Formbeachtung gelangt. Wohl weist Rosamunde,²⁾ die Hauptfigur aus jenem auf Wiener Einflüssen beruhenden Fragmente „Wider Willen“, das die Vorstufe zu Eichendorffs eben erwähnten Lustspiele darstellt, Beziehungen zu Schillers Balladen- und Dramenentwurf „Die Braut der Hölle“ auf — die Höllebraut sollte auch bei Schiller Rosamunde heißen —, die entscheidende Wendung aber war der überaus fruchtbare Verkehr Eichendorffs mit dem romantischen Kreise, den Friedrich in der süddeutschen Metropole an der Donau geschaffen hatte.

²⁾ Otto Demuth, Das romantische Lustspiel, Prag 1912, S. 37.

So einheitliches Gepräge die wirren romantischen Dichtungen haben, so uneinheitlich ist der Eindruck, den das Studium der romantischen Ästhetik macht. Da wetterleuchtet es von allem Anfang an von Haupt- und Nebenströmungen. Daß nur die ersteren von der Kritik beachtet wurden, war das Verhängnis der literarischen Forschung, die deshalb manchem Dichter eine falsche literarische Stellung angewiesen hat. Man übersah, daß im Laufe der Zeit gewisse Nebenströmungen, mit denen man nichts anzufangen gewußt hatte, zu beherrschenden Strömungen heranwuchsen.

Es ist, als ob in gewissen Nebenströmungen der romantischen Theorien die Stimme des erwachenden Kunstgewissens rege geworden sei. Schon frühzeitig wird seine Stimme laut. So haben bereits Tiecks „Phantasien“ ein Lob für Watteaus innige Zusammenhänge zwischen Kunst und Leben übrig. Lutas von Leyden mahnt den jugendlichen Franz gelegentlich zu künstlerischer Selbstzucht. Arnim und Brentano wollen das verunglückte Lustspiel „Ponce de Leon“ „zur Klarheit der Auseinandersetzung“ erheben.³⁾ Aber allen voran gelten Friedrich Schlegels Gedanken in aufsteigender Entwicklung einer der Romantik zu gebenden besserten Theorie von Inhalt und Form. Merkbar leidet er an der Vorstellung, daß vom romantischen Feuer das Beste „im Herabfallen auf die Erde“ verloren gehe. Er sehnt eine Fesselung jenes Geistes herbei, damit sich die künstlerische Wirkung nicht mehr zersplittere.⁴⁾ Im Lustspiel solle sich die „alte Fröhlichkeit mit der dramatischen Form“ verbinden. Diese Strömungen erringen eine durchaus überragende Stellung, als die Kunstanschauungen Schellings die Ideen Fichtes zu verdrängen begannen.

³⁾ R. Steig, A. v. Arnim und Cl. Brentano, S. 32, 39, 93, 96.

⁴⁾ Athenäum, III, 1. Stück, S. 95, 99.

Leider hatten sich zu diesem Zeitpunkte die älteren Romantiker dichterisch bereits so ausgegeben, daß gesündere dichterische Erzeugnisse von ihnen nicht zu erwarten waren, während bei anderen, beispielsweise bei Brentano, der Fall so lag, daß er überhaupt nicht mehr fähig war, sich in ein Verhältnis zur heilverheißenden Philosophie zu setzen. „Tief verachtet er die Philosophie“, lesen wir im Briefwechsel bei Steig, jene Philosophie, worin sich nach dem Aufsatze Friedrich Schlegels im deutschen Museum der „eigentliche Sitz der romantischen Verwirrung“ befinde.¹⁾ Nur durch deren sorgfältigstes, auf Anwendung gerichtetes Studium könne das ganze Gebäude deutscher Kunst „neu erstehen“ und „emporwachsen“. Schelling lehrt, daß Kunstanschauung und Naturanschauung eins seien. Das Prinzip der ersteren liege freilich im Ich. Wie die Naturproduktion bewußtlos sei, so sei das Schaffen des Künstlers ein bewußtes und erwecke nur den Anschein, als sei es bewußtlos wie jene. Wer denkt nicht, wenn wir von dem Gedanken an das waltende „Ich“-Prinzip des schöpferischen Künstlertums absehen, das die Schellingsche Idee als romantische klassifiziert, an Schiller? Auch er hatte ja den im Kampfe mit den Phantasiekräften stehenden Dichtern den Rat gegeben, unter allen Umständen „Kräfte bereitzuhalten, sich den Prozeß klarzumachen,“ damit die Kunstwerke auf ästhetischer Höhe gehalten werden.

Seit den seinem Wiener Aufenthalte unmittelbar vorausgehenden Jahren hatte unter den Romantikern Friedrich Schlegel die Reformgedanken ganz zu den seinen gemacht und ihnen eine beherrschende Rolle in seinem Denken und Lehren eingeräumt. Sein Bruder war ihm darin sogar vorausgegangen. Dem heutigen Leser offenbart sich der neue Kunstgeist am besten in den zu Wien gehaltenen Vorlesungen der beiden Kritiker.

¹⁾ Deutsches Museum III. 247.

Aber noch bedurfte es, wenn der Erfolg der neuen Einsichten nicht im Sande versickern sollte, eines ebenso begabten wie kunstkräftigen Schülers, dessen Dichtung sich willig in die von den beiden „Dalai Lamas“^{*)} gepredigten Kunstbahnen leiten ließe.

Dieser junge Dichter war Eichendorff. Ihm ward das fruchtbare Zusammensein mit Friedrich in Wien das tiefste Erlebnis seiner Dichterseele! Um den Dank des Dichters nachzufühlen, den er für den Meister gehegt hat, sei hier an die Hauptgestalt von „Ahnung und Gegenwart“ erinnert, welche Friedrichs stolzen Namen trägt. Nachdrücklichst sei an dieser Stelle auf die vielen Gedichte, Roman- und Novellenstellen in den Eichendorffschen Werken verwiesen, in denen österreichische Landschaften und Wien eine nunmehr wohl erklärliche Rolle spielen. Einmal tut es ihm die Kaiserstadt an, als er nächtlicherweile auf Feldwache gegen die Franzosen lag. Mit den Wolken fliegt die truntene Seele zu dem Freundestreise in Wien zurück.

„Wolken da wie Türme prangen,
Als sah' ich im Duft mein Wien,
Und die Donau hell ergangen
Zwischen Burgen durch das Grün!“

Als zweiundzwanzigjähriger Jüngling, an dem die Manier Tiecks und Löwens noch nichts verdorben hatte, in dem die zufälligen Beziehungen zu den Liedern des „Wunderhorns“ sogar vorübergehend bessere Saiten hatten erklingen lassen, tritt er in den Kreis Friedrichs. Es ist Wiens erster literarischer Ruhm im jungen Jahrhundert, die Schlegel, Dorothea, Jonas und Philipp Veit in seinen Mauern gehalten zu haben, ein frischer Lorbeer nach langem literarischem Dornröschenschlaf, durch die genannten Gäste einen jugendlichen Genius in die rechten Bahnen gewiesen zu haben.

*) Spottnamen für die beiden Schlegel. Steig S. 54, 115.

Eichendorff stellte sich im Herbst des Jahres 1810 mit seinem Bruder Wilhelm, dem späteren Kreishauptmann von Trient, in Wien ein. Ob er damals bereits eine Ahnung von den Forderungen nach einer objektiver wirkenden, formschönen Romantik hatte? Die Kenntnis der neuen Kunsttheorien hätten ihm August Wilhelms Wiener Vorlesungen aus dem Jahre 1808, vor allem aber die Rezensionen Friedrichs in den „Heidelberger Jahrbüchern“ vermitteln können. In Heidelberg hatte ja der Dichter hinlänglich lange gewohnt. Unberührt von dem allen begegnen wir ihn aber in Wien. Wie eine heitere Ironie hört es sich an, wenn ihm nach dem Tagebuch sein Herzensfreund, der wegen seiner romantischen Berufshenheit berüchtigte Loeben, für „den steifen Schlegel“ erwärmen muß. Erst im „July“ des Jahres 1811 tritt Friedrich als Bekannter auf. Aber bald ist Eichendorff gerne gesehener Hausgenosse im Schlegelschen Hause auf der Bastei und allem Anscheine nach ein wirklicher Freund der Familie. Befindet er sich doch unter denjenigen, welche nach der Mitteilung des Tagebuches „die Ankündigung des Museums“ erhalten. Ist er doch als Gast bei den literarischen Abendunterhaltungen, deren manche in den Abendunterhaltungen seines ersten Romanes verewigt worden ist, Zeuge der langen literarischen „Debatten“, der „herrlichen Urteile über echte und unechte“ Dichtungen. Entscheidend ist es, daß uns das Tagebuch erzählt, wie durch die Einflüsse Schlegels der Bruch Eichendorffs mit Loeben vollzogen wurde. „Mit Schlegel gingen wir fort über Loeben sprechend, der nicht alles drucken lassen sollte.“ Der Stil Loebens ist „wie eine Butterstücke aufgeschmiert und voll hoher Redensarten.“ „Man müsse Loeben den poetischen Wurm stechen“.

Im Herbst des Jahres 1812 muß der Bruch Eichendorffs mit Loebens Kunstansichten vollzogen gewesen sein. Vergebens⁷⁾ bemüht sich jetzt Loeben, den „lieben Mitgenossen

⁷⁾ Loeben an Eichendorff am 3. November 1812.

in der himmlischen Kunst" dem aufgegebenen Jugendstil zurückzugewinnen. „Wer hat uns denn die Poesie zurückgegeben in *Berlino*, *Ottaviano*, *Genoveva* als er! Schreibe nicht, daß dieser Duft zerreißen sollte oder müßte! Erbsünde ist es, daß wir an eine solche Notwendigkeit glauben und gegen das beschwichtigende Raisonnement nicht mit unser natürlichen Inbrunst stemmen.“ Die Schellingsche Kunstlehre aus dem Munde Friedrichs vermittelt, hatte des Dichters Sinn neuen Zielen zugewendet. Aus Stellen, die wir den literarischen Vorlesungen Friedrichs und des mit ihm eines Sinnes seienden Bruders entnehmen, aus den weiteren Tagebuchnotizen Eichendorffs und aus programmatischen Stellen seines ersten Romans können wir uns heute noch ein genaues Bild jener Wandlung des jungen Dichters machen. Nablers Arbeit spricht überhaupt nicht von Eichendorffs Wiener Aufenthalt, Reinhard findet das „Material“ zu „spätlich“, um es in einen ursprünglichen Zusammenhang zu rücken, der es rechtfertigte, von einer Bedeutung Wiens für Eichendorff zu sprechen. Dennoch hat der Aufenthalt in Wien, der Verkehr mit Friedrich Schlegel, aus dem jungen Dichter das gemacht, was er dem deutschen Volke geworden ist, den Klassiker der Romantik. Seitdem er in Schlegels Bannkreis getreten ist, lassen sich die oben erwähnten Vorzüge feststellen.

Es hieße den Begriff jener inneren Form, welchen Schlegel und Schelling vertreten, völlig verkennen, wollten wir bei dem jugendlichen Dichter, dessen Arbeit obendrein durch die kriegerischen Ereignisse der Befreiungskämpfe gestört wurde, von nun an eine Kette ganz ebenmäßiger, gleichwertiger Werke finden. Dies ist nicht der Fall! Was aber gilt, ist dies, daß er sich nun ohne jede hemmende Wirkung dem Lebensideale, die Phantasiedichtung durch eine schöne Form zu bändigen, desto mehr nähert, je mehr sein Leben fortschreitet! Wir müssen dem vielerwähnten Erstlingsroman

noch eine Art Ausnahmestolle zuschreiben. Er ist als Huldigung für Friedrich und dessen Anschauungen in künstlerischer und politischer Beziehung ein Stück literarischer Lebensbeichte.

Hohe Ansprüche in der Form dürfen an diese Dichtung noch nicht gestellt werden. Der Roman war übrigens schon vor den Einwirkungen Friedrichs weit gediehen. Seit dieser Zeit aber sehen wir ihn im erfolgreichsten Kampf mit den Schwierigkeiten der „inneren“ Form in der immer leichter werdenden Bewältigung von Lied, Novelle, Roman und Drama fortschreiten. Wenn das anmutig sangbare Lied den weitesten Raum einnimmt, so ist es nicht nur ein Beweis für seine lyrische Natur, sondern auch ein Zeichen der Selbstsucht und dichterischen Selbstbeschränkung. Eichendorff würde von „den Talenten“ (sprechen⁹⁾), denen „man Zeit lassen müsse“, „durch die Art ihres Gebrauches groß zu werden.“ So steht ein ganzes Dichterleben im Zeichen jenes Ausgleiches zwischen entfesselter Phantasie und den Mächten, wie sie Leben, Anschauung, Übersicht und Unterscheidung dessen, was das rechte sei, diktieren.

Ein Wegweiser ist die in Wien gewonnene Kunst- und Lebensformel für Eichendorff geworden, eine Führerin, die ihn sicher und behaglich zum Sitze der Musen emporführt. Deshalb wirken auch alle seine Dichtungen so unmittelbar, zauberisch und musikalisch. Nichts geht von der „ursprünglichen Schönheit“, zu welcher er den Leser führen will, verloren. Die gleichen Vorzüge, die einen Goethe von den Stürmen und Drängern des XVIII. Jahrhunderts trennen, scheiden Eichendorff von den Stürmern und Drängern des romantischen Zeitalters. Gegenwärtig sind Eichendorffs gehaltvolle Ewigkeitsmelodien gleich dem Lebenswerke Goethes im hohen Grade geeignet, eine mechanisierte Menschheit zu der ihr eigenen Bestimmung zurückzuführen.

⁹⁾ Eichendorffs sämtliche Werke, Leipzig 1864, II, S. 162.



Die beiden „Elegants“ in Eichendorffs „Krieg den Philistern“./ Von Hilda Schulhof

Es herrscht für gewöhnlich die Meinung vor, daß unter Eichendorffs nichtlyrischen Werken besonders die dramatischen nur geringe Verbreitung gefunden haben und an den Lesern fast eindrucklos vorübergegangen sind. Demgegenüber kann man eine Stelle aus einem zeitgenössischen Artikel anführen, die Eichendorffs Dramenfiguren als Allgemeingut des damaligen Publikums erscheinen läßt. In den „Deutschen Blättern für Poesie, Literatur, Kunst und Theater“, herausgegeben von Schall, Holtei und Barth, Breslau 1823, heißt es in dem Literatur- und Theaterbericht vom 16. Mai dieses Jahres: „Allerdings ist es schwer, solchen Totalblick zu gewinnen, um in diesem oder jenem Monate getreulich angeben zu können, welche Schriften, welche Novellen, oder — als Ausnahme — welche Gedichte in den Zirkeln einer Residenz Aufsehen erregt haben. Aber ist nicht die Zahl der lebenswürdigen Jünglinge, — welche in diesen deutschen Blättern so trefflich vom Freiherrn v. Eichendorff unter der Maske zweier Elegants in dem Märchen „Krieg den Philistern“ charakterisiert wurden, — ist die Zahl dieser Elegants nicht groß genug, um gehörig berichten zu können über alles, was sie . . . gesehen haben?“

Es ist hier die zweite Szene im ersten Abenteuer des dramatischen Märchens gemeint, welches zuerst in Nr. 18 bis 24 der „Deutschen Blätter“ 1823, später bei Dümmler in Berlin (1824) erschienen ist. (Buchausgabe S. 30 ff.)

Zwei Elegants (treten auf). [Platz vor einem
Kaffeehause.]

Erster.

Viel schöne Welt! Ich hätte nicht geglaubt, daß es heute hier so angenehm werden würde.

Zweiter.

Ich weiß nicht, wo meine schöne Witwe bleibt, ich kann sie nirgends erblicken.

Erster.

Ich glaube gar, Du denkst an den Ehestand.

Zweiter.

Nun, wie Fortuna will. Sie ist reich.

Erster.

Pfui, schäm' Dich, da nimm Dir ein Beispiel an mir, immer wie ein Schmetterling, von einer zur andern, toujours fleur volant!

Zweiter.

Hör' Brüderchen, Deine Schmetterlingszeit wird aber nicht lange mehr dauern, nimm Dich in acht, Du bekommst seit einiger Zeit einen dicken Bauch und dünne Beine.

Erster.

Ach damit hat es keine Not, ich bin noch ein frischer Kerl. (Er macht einen zierlichen Balletsprung . . .)

Zweiter.

. . wir haben heut keine Zeit zu verlieren, wir haben noch fünf Gärten zu besuchen.

Erster.

Ei, in dem Gange dort sitzen recht viel hübsche Gesichter, geh Du dort herum, ich will jenen Gang einschlagen.

Zweiter.

Gute Geschäfte denn! Heut abends kommen wir doch bei Kommerzienrats zum Tee zusammen?

Erster.

Ich werde nicht fehlen . . . (Sie gehen beide lachend und lorgnierend nach verschiedenen Seiten ab.)“

Das Zitat des Berichterstatters verbürgt gleichzeitig die kulturgeschichtliche Wahrheit des Bildchens.

+

Begegnungen und Gespräche mit Eichendorff; Urteile über ihn / Gesammelt von Karl Freiherrn von Eichendorff. Neunte Lese

In „Theodor Storm, ein Bild seines Lebens“ (R. Curtius, Berlin 1913) schreibt Gertrud Storm:

„Wie ein Lichtstrahl fiel in das durch so manche Kümmernisse verdunkelte Leben die Bekanntschaft mit dem von Storm so hoch geschätzten Dichter Eichendorff. Storm hatte Rugler gebeten, ihn einmal mit Eichendorff zusammen einzuladen, was auch geschah. Er berichtet seinen Eltern am 24. 2. 1854 darüber: Bei Ruglers (im Kreise der in der Argo ¹⁾ vereinigten Freunde) war auch der alte, berühmte Dichter Joseph Freiherr von Eichendorff zugegen Er ist ein Mann von mildem, liebenswürdigem Wesen, viel zu innerlich, um, was man gewöhnlich vornehm nennt, an sich zu haben. In seinen stillen, blauen Augen liegt noch die ganze Romantik seiner wunderbar poetischen Welt. Er ist übrigens schon ganz weiß. Das Porträt vor seinen Werken — sieht es Euch einmal ordentlich an — ist nur in den Gesichtsformen ähnlich; der Ausdruck des Gesichts, namentlich der Augen, ist vollständig entgegengesetzt. Es war mir ein eigenes Gefühl, einen Mann persönlich zu sehen und zu sprechen, mit dessen Werken ich seit 18 Jahren im intimsten Verkehr gestanden hatte, und der neben Heine schon in meiner Jugend den größten Einfluß auf mich gehabt hat. Ich sagte ihm das auch und er war sehr herzlich und lieb. Fontane brach in die Worte aus: Es ist doch etwas Famoses um einen alten Poeten, wenn er ein echter ist.“ [Bd. II 18/19.]

An anderer Stelle [II 207/08] erzählt Gertrud Storm, daß allabendlich in Storms Poetenwinkel die ganze Familie

¹⁾ Fontane und Rugler gaben 1854 das belletristische Jahrbuch „Argo“ heraus.

sich zusammenfand. Wenn dann der Sturm das Haus umtobte und der Regen gegen die Fenster schlug, holte Storm wohl einen Band seines Lieblingsdichters Eichendorff aus dem Schranke und begann zu lesen. „Wie schnell war das schlimme Wetter draußen vergessen, und man hörte einen Fluß rauschen, Hunde in der Ferne bellen und in einem blütenreichen Garten die Nachtigall schlagen. Eichendorff hatte alle in das Land der Phantasie geführt.“

Gelegentlich der Feier seines 70. Geburtstages sagte Storm in einer Tischrede, daß die Gelehrtenschule seiner Vaterstadt Husum nichts von der Kunst der Poesie gewußt habe und, daß ihm damals wohl eine Anzahl meist vergessener Poeten bekannt wurde, von dem aber, was eben lebendig aufgetreten war, von den Romantikern, von Uhland, Eichendorff, Rückert sei ihm nichts gebracht worden. „Ich hatte als mein Vater mich aus der Prima der alten Husumer Gelehrtenschule auf das Lübecker Gymnasium schickte, keine Ahnung, daß gleichzeitig mit mir Dichter wie Uhland oder Eichendorff auf der Welt seien. In Lübeck aber, wo eine höhere Luft wehte, traten zwei für mich bedeutende Ereignisse in mein Leben. Ich lernte Goethes Faust und Heines Buch der Lieder kennen . . . Dann kam noch Eichendorff und später Eduard Mörike hinzu. So war ich mit denen bekannt, die bestimmend auf meine eigene Kunst einwirkten. Ich wurde ihr Schüler, niemals ihr Nachahmer, davor bewahrte mich meine selbständige Natur . . . Als ich die schicksalsschweren Lieder, die die kleine Dichtung Immensee tragen, geschrieben hatte . . . , da war mir, auch ich sei jener seltenen, reinen und tiefen Lyrik mächtig, die ich bei Goethe, Heine, Uhland, Eichendorff und Eduard Mörike gefunden hatte“.

[II 234—236.]

Die von Franz Rühl herausgegebene Publication „Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens unter Friedrich

Wilhelm III., vorzugsweise aus dem Nachlaß von F. A. Stägemann.“ (Leipzig 1899 bis 1902) enthält nachstehende auf Eichendorff bezügliche Stellen:

Staatsminister Theodor von Schön an Stägemann ¹⁾
(Danzig 26. 6. 1822).

„. Bei der Anwesenheit des Kronprinzen dort ²⁾ hatten wir ein schönes Fest. Nach 360 Jahren gab ein deutscher Fürst zum ersten Male wieder Tafel im alten Remter. Der alten Sitte treu, trat ein Liedsprecher auf und sang herz-erhebende Worte, und die Gesundheit des Königs ist wohl niemals mit tieferen Empfindungen ausgerufen worden. General Jaski ³⁾ hat das Gedicht ⁴⁾ und es verdient, daß Sie es lesen und auch Ihrer Frau Gemahlin vorlesen. .“

Schön an Stägemann (Danzig. 4. 10. 1822).

„. An das Marienburger Eichendorffsche Gedicht denken Sie gar nicht. Warum nicht? . .“

Schön an Stägemann (Peladen, 18.7.1826).

„. Graf Sedlnitzky ⁵⁾ sollte nach dem Ermlande kommen und Hohenzollern ⁶⁾ nach Marokko. Gern hätte ich den ersten, den ich durch meinen herrlichen Eichendorff genau kenne. Hat Eichendorff so viel Zeit, Sie zu besuchen, so

¹⁾ F. A. von Stägemann, der auch als politischer Dichter hervorgetreten ist, wurde 1809 zum Geheimen Staatsrat und später zum Wirklichen Geheimen Rat ernannt.

²⁾ Die Feier fand am 20. Juni 1822 in der Marienburg statt.

³⁾ Roehn von Jaski war seit 1811 zweiter Kommandant von Graudenz, 1835 wurde er Gouverneur von Königsberg.

⁴⁾ Während der Tafel wurde von einem Freunde des Dichters in mittelalterlicher Tracht das Eichendorffsche Gedicht „Der Liedsprecher“ gesungen.

⁵⁾ Leopold Graf v. Sedlnitzky, ein Jugendfreund Eichendorffs, Dompropst, seit 1835 Fürstbischof von Breslau, suchte im Streit um die Mißgehen zwischen Staat und Kirche zu vermitteln, resignierte, durch päpstliches Breve hierzu aufgefordert, im Jahre 1840 und lebte seitdem in Berlin, wo er 1863 zum Protestantismus übertrat.

⁶⁾ Joseph Prinz von Hohenzollern, Fürstbischof von Ermland.

sehen Sie ihn recht freundlich an. Das ist ein Katholik! Fromm und treu, aber empört über die Ermländischen Greuel. Sie kennen doch seinen Taugenichts und das herrliche Schlußgedicht und den Gruß im letzten Verse auch für Sie . . .⁹⁾.

Schön an Stägemann (Königsberg, 11. 7. 1827).

„. Haben Sie Eichendorffs Czjelin gelesen? . .“

Schön an Stägemann (Königsberg, 23. 7. 1827).

„. Werden Sie nur nicht auch noch katholisch? Dabei lebe ich aber mit meinem Eichendorff und mehreren katholischen [Ordens-] und Weltgeistlichen in sehr nahen und guten Verhältnissen . .“

Schön an Stägemann (Belonden, 11. 8. 1827).

„. Professor Voigt⁹⁾ und Baron Eichendorff wollen ein Preussisches Jahrbuch herausgeben. Wollen Sie nicht in Ihrer poetischen Kumpelkammer nachsuchen und einige Perlen und Juwelen dazu geben? . .“

Schön an Stägemann (Königsberg, 8. 10. 1827).

„. Ich komme vortrefflich mit den katholischen Geistlichen fort, lebe mit ihnen und habe in Westpreußen bei Mathy¹⁰⁾ in Pselpin immer mein Hauptquartier und Eichendorff ist mein beständiger Reisegefährte und unser Freund . .“

Schön an Stägemann (Königsberg, 31. 12. 1829).

„. Haben Sie mein Schreiben an den Grafen Lottum¹¹⁾ wegen des Baron Eichendorff gelesen? . .“

⁹⁾ Die neueren Auflagen des „Taugenichts“ enthalten die Gedichte, auf die Schön hier anspielt, nicht mehr. Der Schluß des betreffenden Gedichtes lautet:

„Die's ehrlich meinen, die grüß ich all aus Herzensgrund“.

⁹⁾ Professor Johannes Voigt, der Historiker Preußens.

¹⁰⁾ Ignaz Stanislaus von Mathy, seit 1824 Bischof von Kulm.

¹¹⁾ Karl Friedrich Heinrich Graf von Wylich und Lottum, General d. J. und Staatsminister. Es handelte sich wahrscheinlich um Eichendorffs Berufung in das Kultusministerium.

Schön an Stägemann (Königsberg, 26. 1. 1830).

„. Sie haben doch meine beiden Briefe an den Grafen Lottum in dieser Sache und wegen Baron Eichendorff gelesen? . . Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir bald über das etwas mitteilten, was über Baron Eichendorff beschlossen ist. Ich nehme Schmedding¹²⁾ gleich, um nur dem braven Eichendorff zu helfen . .“

Stägemann an J. v. Olfers¹³⁾ (Berlin, 9. 4. 1832).

„. Rante's Zeitschrift¹⁴⁾ haben Sie ja wohl schon mitgenommen. Ein zweiter Band ist noch nicht erschienen und schwer zu erwarten, wenigstens nicht binnen Kurzem, weil sich findet, daß sein Mitarbeiter (v. Eichendorff) nicht das erforderliche Zeug hat . .“

Schön an Stägemann (Pr. Arnau, 27. 6. 1835).

„. . . Minister Mohl¹⁵⁾ verdammt öffentlich vor einem Regierungskollegio die Wissenschaft und revidierte dagegen in jedem Orte die Schweine, so daß Eichendorff seine Reise eine vollendete Schweinerei nannte . .“¹⁶⁾

Anlässlich des Erscheinens der Erstausgabe der gesammelten Werke unseres Dichters im Jahre 1843 schrieb der bekannte

¹²⁾ Johann Heinrich Schmedding wurde 1809 vortrag. Rat im Ministerium für kath. Kirchenangelegenheiten und war nebenbei bis 1820 als Professor an der Universität Berlin tätig. 1841 wurde er Vorstand der kath. Abteilung im Kultusministerium. Schmedding hat sich auch dichterisch betätigt.

¹³⁾ Ignaz von Olfers war Generaldirektor der Königl. Museen in Berlin.

¹⁴⁾ Historisch-politische Zeitschrift. Herausg. von Leopold Rante, Berlin 1832/36.

¹⁵⁾ Friedrich Christian Adolf von Mohl, seit 1825 Finanzminister, starb 1830.

¹⁶⁾ Die auf Eichendorff bezüglichen Stellen aus den Briefen Schöns an seine Familie sind in den Anmerkungen zur Hift. krit. Ausgabe der Eichendorff'schen Werke (Band XIII S. 275—290) vollständig abgedruckt.

Literarhistoriker R. Goedele in der „Posaune, Hannoversche Morgenzeitung“ (Nr. 18—21):

„ . Um über Eichendorff zu schreiben, sollte man eigentlich den Sommer abwarten, wo die Wälder wiederum den funkelnden Laubschmuck tragen, die leuchtenden Wetter in der Ferne stehen und die schwülen Lüfte über den stillen Gärten brüten. Man brauchte dann nur auf die klaren träumerischen Sternennächte, die blitzenden Ströme, die einsamen Wälder hinzuweisen, um ein Bild dieses Dichters zu geben. Will man vergessen, daß uns die Sonne jetzt treulos im Stiche gelassen und die Bäume Schnee anstatt der Blätter tragen, will man mitten im Winter einmal wieder hören, wie die Nachtigall schlägt oder wie es klingt, wenn die Abendluft mit den Blumen kofet, so flüchte man getrost zu unserem Dichter. Er läßt keinen leer ausgehen, der überhaupt für Naturleute noch empfänglich ist. . . . Bei Eichendorff treffen wir das schalkhafte Lächeln neben dem Blick voll heiliger Glut. Er versteht es nach rechter Dichterart, in wenigen tadeln Strichen ein heiteres Bild zu zeichnen, das voll Leben und Handlung ist und wenn nicht zum hellen Lachen reizt, doch mit behaglicher Heiterkeit erfüllt. Sein Witz wird nie ordinär, hält sich vielmehr durchweg in einem graziosen Charakter, den wir vornehm nennen möchten, wenn mit diesem Begriff in der neuesten Zeit und Literatur nicht Vorstellungen verknüpft wären, die von poetischen himmelweit verschieden sind . . .“

„ . . . Eichendorff selbst ist unbesorgt um seinen Ruhm, er weiß, daß auch sein Haupt seinen Kranz finden will und soll; um diesen zu zeitigen, hat er nichts getan, was der Geschmack des Tages, wie eine Konzession aufnehmen könnte, und dies feste Beharren bei seinem Ton ist nicht allein keine Schwäche, sondern die ehrenwerteste Kraft und ein Zeichen, daß des Dichters inneres Bewußtsein ihm die äußere laute Anerkennung entbehrlich macht.“

Die erste Sammlung der Eichendorff'schen Gedichte wurde von A. Rahlert im „Literaturblatt von und für Schlesien“ (1837) in nachstehender Weise begrüßt:

„Es ist etwas Sübliches in diesem Dichter, eine belebende Wärme, ein enges Anschließen an die Natur, ein treues Hinneigen zum Göttlichen, ein fester Glaube an das Unvergängliche in dem Wechsel der Natur und des Lebens, eine heiße Sehnsucht nach dem Unnennbaren, das sich geheimnisvoll dem sterblichen Auge entzieht. Es findet sich wenig blendender Witz, aber heitere Laune, keine Bitterkeit, aber versöhnendes Wohlwollen und jene stille Wehmut, die keine Nation außer der deutschen kennt . . . Der elegische Hauch, der selbst die heiteren Gedichte Eichendorffs oft unerwartet überzieht, ist kein erkünstelter Dampf; er ist der Atem einer edlen, weichen Seele, welche einmal die Natur nicht anschauen kann, ohne darin Gottes Geist, wie in einem Spiegel wahrzunehmen, und die eben darum mit schwärmerischer Liebe an der Natur hängt, weil sie diese überall von der großen Weltseele, die das Herz in geweihten Stunden mit heiligem Schauer ahnt, durchdrungen weiß.“

Eine warme Beurteilung finden die Eichendorff'schen Poesien auch in der „Enzyklopädie der deutschen Nationalliteratur“ (Band II. S. 242). In der von O. L. B. Wolff verfaßten Besprechung heißt es u. a.:

„Nur Wenige wissen den Reiz der Natur, wie sie ihn auf ein empfängliches Herz ausübt, mit solchem Zauber und Farbenschmelz wiederzugeben, als er es tut. Dieser Zauber wird noch erhöht durch seine echte, aus seinem reinen Innern hervorspringende, nie sich vorlaut an das Licht drängende, aber stets seinen Schöpfungen eine wohlthätige Begleiterin bleibende Nationalität. v. Eichendorff ist ein Dichter, auf den seine Nation stolz sein darf . . .“

Karl Eilner hebt in einer Abhandlung über „Schlesiens Bedeutung im Entwicklungsgange der neuesten deutschen Kunst und schönwissenschaftlichen Literatur“ (Schles. Provinzialblätter 1837 Bd. 105) hervor, daß Eichendorff teilweise den Romantikern angehöre, welche die schöne, gute alte Zeit preisen, weil ihnen die Wirren der Gegenwart unschön vorkommen. „Dabei aber ist er wieder so gegenwärtig frisch, enthält so viele der schönsten Elemente neuester Weltansicht, daß Heine, der lyrische Dichter, ohne sich dies merken zu lassen, dieselbe als Grundlage seiner Lieder in sich aufgenommen, aber natürlich in die ihm eigentümliche meditative Tonart transponiert hat. Jene süß-träumerische Kontemplation der Natur, jene magische, feenhaft beleuchtete in seinen besten Gedichten hat dieser mit Eichendorff gemein, nur daß sie bei ihm weit mehr in melancholische Mondsüchtelei ausartet als bei Eichendorff, der sich bald wieder ermannt und mit raschen Füßen in die frische Gegenwart hineinspringt. Es ist die süßeste Naturromantik, die uns aus seinen Liedern entgegenatmet; wer nicht, sie lesend, zugleich mit voller Seele wandert und singt, muß eine sehr zusammengedorrte Hausunke sein. . .“

Dem Rezensenten Eichendorffs (Daniel Lehmann) in Jahrgang 1826 (Blatt 123) des „Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz“ gibt das Erscheinen des „Laugenichts“ Anlaß zu nachstehenden Ausführungen: „. . . der Laugenichts mit seinen naiven Knabengefühlen griff mir mehrmals gar seltsam in das Herz, daß ich das Buch auf ein paar Sekunden weglegte und darüber hinaus, wehmütig und selig, in die Wolken blickte, die sich über die Wetterfahne des nächsten Turmes fortschlichen. Wenn aber ein Müllerjunge wie ein Müllerjunge spricht, und dennoch in der besonnenen Seele eines Kritikers solchen Unfug anzustiften vermag, da muß etwas Wahres an der Sache sein. . .“

Über Eichendorffs Gedichte urteilt F. G. Kühne in Jahrgang 1838 (Märzheft) der Berliner „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik“: „. . . Er ist eine außerordentlich lebenswürdige Offenbarung der deutschen Geisteswelt, gesund und tüchtig, frisch und innig, bis zur Musik weich und träumerisch und bis zum Humor fröhlich und frei . . .“

Der Germanist Wilhelm Scherer sagt über unseren Dichter (Gesch. d. deutschen Literatur, Berlin 1910 S. 655): „Eichendorff weiß das Gemüt wie mit einem Zauberstabe zu rühren, daß alle verborgenen Quellen rauschen und die Schauer der Nacht uns umfassen, oder die Berge, Wälder und Ströme zu unseren Füßen liegen und die Glocken im Tale klingen und der heilige Morgen um unsere Sinne blüht“.



Waldbandacht / Von Adolf Wolffhard

Durch den jungen Frühlingwald
Sind wir Hand in Hand gegangen,
Von der Buchen grüner Nacht
Waren schweigend wir umfassen.

Mächtig, wie zum hohen Dom,
Wölbte sich der Äste Fülle,
Durch den Wald ein Schweigen ging,
Feierlich, wie Kirchenstille.

Sacht nur durch die Hallen zog's,
Wie der Andacht leises Wogen,
Und ein frommer Schauer ist
In die Brust uns eingezogen. —

Flüsternd ging von Zweig zu Zweig
Eines Lufthauchs lispelnd' Regen,
Als ob leise über uns
Sprach' der Priester seinen Segen.

Sanct Christophorus

Von Oswald Menghin

Sanct Christoph war ein gar starker Mann
und hatte den großen Schwur getan,
keines Mannes Diener zu werden,
es sei denn der stärkste auf dieser Erden.
Doch wie er auch suchte zu Meer und zu Land,
stärkeren Mann er nimmer fand.
Da sagte ihm einst ein Weitzereister,
der Teufel sei der stärkste Meister.
Sanct Christoph gab sich dem Teufel in Pflicht,
diente fortan ihm redlich und schlicht
und war ohne Maßen zufrieden,
daß ihm der stärkste Herr beschieden.
Einst gingen sie durch eines Gereuts
frisch dampfende Schollen. Da stand ein Kreuz.
Sanct Christoph kümmerte sich nicht drum,
der Teufel aber ging hinten herum.
Da sprach Sanct Christoph: „Was treibst du da?
Krumm geht man länger, gerad ist nah.“
Doch der Teufel sagte kümmerlich:
„Der da, der ist noch stärker als ich.“
Sanct Christoph ersah zu dieser Frist,
daß ihn der Teufel betrog mit List
und ließ den alten Lügner stehen,
den Stärksten der Starken suchen zu gehen.
Aber wie und wo? Sanct Christoph stand
gar bald an eines Stromes Strand
und dachte: „Soll ich den Fluß überschreiten
oder seine Ufer begleiten?“
Wie er so sann, da sprang aus dem Tann
ein Knäblein, dem Gold von den Schläfen rann.

und rief: „O, lieber Christophorus,
 so trage mich eilends über den Fluß,
 und sieh, es wird dir offenbar werden,
 wer der Mächtigste dieser Erden.“
 Da schwang Sankt Christoph gar geschwind
 auf seine Schultern das liebe Rind
 und stieg in den brausenden Fluß hinein.
 Die Wogen verbargen kaum sein Bein,
 so riesig war er, wie er da schritt.
 Meerjüngferchen tanzten um seinen Tritt.
 Schien auch ein Bächlein für ihn der Fluß,
 die Last ward schwer zum Überdruß,
 und eh er noch kam an den andern Strand,
 sah er, daß alle Kraft ihm schwand.
 Da rief er: „Du liebes Rindelein,
 wie kommt es, daß du so schwer magst sein?“
 Das Knäblein sprach: „O Riese du,
 du trägst die Welt und den Schöpfer dazu.
 Dein redlicher Wille wird belohnt,
 der Stärkste auf deinen Schultern thront.
 Er schwingt wie einen leichten Ball
 in seiner Hand der Welten All.
 Doch birgt er sich in Rindleins Schein,
 so sollst auch du voll Demut sein.
 Willst du mir dienen nach Gebühr,
 so diene den Schwachen für und für.
 Vor je Seringerem du dich neigst,
 so höher in meiner Gunst du steigst.“
 Als diese Worte Sankt Christoph vernommen,
 war er ans andere Ufer gekommen;
 er wußte nicht wie und durch wessen Kraft,
 doch wußte er eines: die Pilgerschaft
 hatte ihr glückliches Ende gefunden
 und aller Trug war überwunden.

Sanct Christoph ließ sich am Flusse nieder
und trug die Reisenden hin und wieder.
Ein Waldmönch gab ihm die Taufe gar
und machte den Glauben ihm offenbar,
für den Sanct Christoph den Martyrtod litt,
als Kaiser Decius Christum bestritt.
Der heidnische Kaiser war über den Starken
so zornig, daß er den Leib mit Harten
in viele Stücke zerschlagen ließ
und in alle Lande vertragen hieß.
Zur Urkund dessen sieht unsereiner
in manchen Kirchen noch mächtige Steiner,
die man vor Alters im Boden fand
und als des Heiligen Knochen erkannt.
Von vielen Kirchen landauf, landab
grüßt Sanct Christophs Bild herab.
Da steht und betet, wer ein Christ
und auch ein guter Landsmann ist:
„O heiliger Christophorus,
führ du uns durch der Zeiten Fluß
und schütze den deutschen Namen.
Amen.“

+



Boehle

St. Christophorus

Gerd / Eine Saga von Annie Herzog

In den blauen Fluten des Meeres wusch sie weißes Linnen. Wie eine matte Rose unter Kristallglas schimmerte ihr Fuß durch die schwankenden Wasser.

Der Abend neigte sich. Der letzte Strahlenblick der großen Sonne lag auf dem fernen Schneegebirge. Aber die blauen Wasser lief ein heimliches Sehnen und suchte die Augen von Gerd. Die hob in trozigem Erschrecken das frische Gesicht und reckte die volle Gestalt, daß der Widerschein der großen Sonne wie blasser Bernstein auf ihren erhobenen Armen lag.

„Hab keine Zeit zum träumen, Frau Wana will weißes Linnen.“

„Und Verlorenes wird mit Schlägen bezahlt!“

Ihr im Rücken ist er von Osten in lautlosem Rahn gekommen, in den Händen ein weißes Gewand mit buntem Saum.

„Er hat spöttische Augen,“ denkt Gerd und langt erschreckt nach dem Linnen, — „es ist Frau Wanas bestes, mir nahm's das uralte Meer.“

„Mir gab's das uralte Meer, um Lohn zu fordern von der Jungfrau am Strande.“

Straff sieht das Hemd, auf der Stirn die Locke, lacht er mit blickenden Zähnen zu Gerd hinüber, — „das Linnen löse ein!“

„Ich heiße Gerd, bin Magd bei Frau Wana, nicht Schätze besitz' ich, um Lohn zu spenden; reich mir das Linnen!“

Er steht neben ihr, sieht die weißen Arme, auf denen immer noch der Bernstein liegt.

„Noch nie hört ich Gerd, — ein seltsamer Name!“

„Nicht seltsam,“ braust sie, „eine hohe Walhallatochter hat ihn getragen.“

„Noch hab ich das Linnen, wenn du mir erzählst die Saga von der Walhallatochter, magst du's wieder haben.“

Gerd faltet die Wäsche, legt still sie zusammen. Der Abend sinkt tiefer. Der Jungfrau Arme geben weißen Glanz. Und von ihrem roten Mund fallen langsam die Worte der uralten Völsunga Saga:

„„Stand ein Gehöft mit Herrendach im weißen Schnee. Dem Gymir war es. Die Krähen kannten seine Bäume, der Adler schrie darüber, und fern vom tiefen Meer kam süßer Schwanensang.

Riesengroß war Gymir, weiß und hart, das Schlangenaug voll Blicke. Er hatte die Macht, den Wiesen die Farbe, den Bäumen den gährenden Saft zu nehmen und der Sonne den goldenen Schein. Aber schöner als die farbigen Wiesen, die grünen Bäume, schöner als der Sonne goldener Schein war sein Rind.

Gerd hieß sie.

Wenn der Vater hart war, war sie weich. War sein Aug' voll Blicken, wurde das ihre wie ein Mondenstrahl auf lichtblauer Seide. Und ihr Herz war so gut, daß sie an jeden Wurm im harten Boden dachte, an jeden Wolf, der hungrig durch die fahlen Wälder lief. Aber sie durfte nicht aus dem Frauengemach, selbst die Sterne sollten ihre braunen Böpfe nicht sehen.

Doch Gymir wurde alt, und als er einst über die Zeit schlief, trat Gerd aus der Türe und sah über die Riesenwelt.

Sie hatte ein goldenes Band um das Haupt, und vom Glanz ihrer Arme erglühete der Himmel und das tiefe Meer.

So sah sie Freyr, des Njords Sohn. Er war zu Odins himmlischem Sitz hinaufgestiegen, um die braunen Saaten der ganzen Welt zu sehen. Als er gegen den weißen Norden schaute, trat eben Gerd aus ihres Vaters Türe.

Und harmvoll stieg er hinab.

Auch nicht schlafen konnte er, als er nach Hause kam.

Aber der Erde hingen dunkle Regenwolken, die nur der Sonne Glanz verhüllten, aber kein heiliges Naß der dürstenden Erde gaben.

Und dunkle Wolken der Schwermut lagerten auf Freyrs Stirn wie Fledermäuse auf hellem Silber.

Die greisen Augen des Vaters sahen es. Er sandte ihm Skirnir, seinen Kampfgenossen, zu erfragen, was sein Leben bedrückte.

In den weiten Sälen gegen Norden fand er ihn einsam.

„Was schattet deine Stirn, Herr?“ fragt Skirnir, die Hand am Schwert.

„Eine weiße Möve sah ich fliegen, von ihrem Glanz erglühte der Himmel und das tiefe Meer,“ hat Freyr geantwortet.

„Flog sie gegen Norden in Gynmirs Gehöft?“ fragt Skirnir wieder.

„Rasch bist du, Knabe!“ hat Freyr gerufen, „kennst du der Frauen Schönste?“

„Ich hörte von ihr,“ sagt Skirnir, die Hand am Schwert, „und ich hole sie dir.“

So ist Skirnir auf Freyrs Zauberroß nach dem weißen Norden geritten, und als er ins Riesenland kam, freite er für seinen Herrn um die schöne Gerð.

Elf Apfel von lauterem Gold bot er ihr und einen Ring, rot vom Feuer, in dem Odins Sohn zu Asche war.

Aber Gerð hat gelacht und das rote Gold nicht genommen, ihres Vaters Schätze hätten deren mehr.

Da hat Skirnir, die Hand am Schwert, den weißen Armen der Jungfrau geflucht.

Aber das weiche Herz der Walhallatochter ist eine tiefe Trauer gekommen — in Sehnen versunken sah sie den starken Freyr bleich und einsam gehen.

Was nicht Gold vermochte, was nicht Ring vollbrachte, erzwang der Zauberspruch.

Und nach neun Nächten ist im heimlichen Hain Gynmirs Rind des starken Freyrs Ehegemahl geworden.

Das ist die Völsunga Saga von Gerð.“ —

Nabe zum Hof der Frau Wana sind sie geschritten; der runde Mond gibt hellen Glanz.

„Eine Walhallatochter hat deinen Namen getragen, und du bist Magd!“

Der braune Knabe sagt's und wiegt in der Hand den Kessel voll schweren weißen Linnens.

„Nicht alle können Herrin sein, und mein Aug ist jung, mein Arm ist kräftig.“

Zusammengezogen die Brauen, die schmalen, dichten, langt Gerb nach dem Linnen und trägt es in trotziger Kraft.

„Eine Hütte hab ich, fünf Stunden von hier gegen Norden, zwanzig Schafe, einen Ochsen, aber keine Magd.“

„Ich diene keinem Mann!“ Der Jungfrau Busen wogt zornig, „laß den Weg mir frei, ich muß durch die Tür!“

„Weißt du, Gerb, daß du bist der Frauen schönste, und daß deine Arme geben weißen Glanz?“

„Laß den Weg mir frei, — ich rufe Frau Wana!“

„Einen Birkenhain hab ich, einen heimlichen, traulichen. Wann hol ich dich als mein Ehegemahl?“

„Wann ich rufe!“ schreit Gerb und stampft mit dem Fuße, „den Weg gib frei!“

„So höre, Gerb, neun Nächte fahr ich am Strande, neun heilige Nächte wartet Hagal auf dich.“

„So warte“, ruft Gerb und stößt auf die Türe. Ihre Arme leuchten, ihre Böpfe fliegen, aus dem Aug eine zornige Träne quillt

Es kommen helle Tage, es fliehen helle Nächte, Frau Wanas braune Magd geht nicht zum Strand.

Im starken Schlaf der Jugend ist sie die erste Nacht gelegen, das uralte Meer sang's Schlummerlied.

Durch der zwei nächsten Traum zogen dunkle Loden.

Der vierten Ruh störte Herdengeläut.

In der fünften ist sie wach gelegen, wie Ruderschläge klatschte der Regen aufs Dach.

Die sechste ist da. Gerd nestelt zögernd auf das Nieder; die Augen haben trüben Glanz.

Die siebente findet sie am Fenster; ein Windstoß kommt und wühlt im Haar — „jetzt grünen die Birken, der schmale Mond sieht Hagal einsam zwischen den Stämmen gehen.“

Zum achten Mal kommen die hellen Sterne. Von den Lippen der Schlaflosen bricht ein Sehnsuchtschrei

Die Erde ist braun und wartet auf die Sonne, das Meer ist unruhig wie der Wind im Mai. Gerd geht den Fußpfad zum Meer, denn die letzte Nacht ist gekommen — nur den Nachen will sie sehen und dann wieder heimwärts flieh'n.

Ein flammendes Rot brennt plötzlich ihre Wangen, ganz deutlich vernahm sie Ruderschlag.

Da kommt der Rahm, die Hand am Ohre horcht Hagal mit vorgestrecktem Kopf zum Strande hinüber.

Hochauf steht Gerd, beide Hände am Herzen, der unruhige Wind zerrt sie am Gewand.

„Du rufen versprach ich,“ — sie öffnet die Lippen. Die roten Lippen geben keinen Laut.

Sie ringt die Hände, wirft auf die Arme. Die weißen Arme geben keinen Glanz.

Der Rahm eilt weiter, der Wind heult höhnisch. Da schnell sie auf wie das Schneehuhn in Not. Ihre Füße eilen, ihre Böpfe fliegen, nicht denkt sie wie tief das uralte Meer.

Sie fühlt nicht die Steine, sie fühlt nicht die Wasser. Den Liebsten nur sieht sie, dem den Ruf sie versprach.

Zwei weiße Arme leuchten, zwei braune Böpfe schwimmen. Augen voller Liebe schloß das uralte Meer. —



Hans Hueber / Von Otto Hamann

Für die Maler der Biedermeierzeit ist der Tag des Ruhmes und Wertes angebrochen. Altösterreich in der Kunst scheint jetzt wieder Trumpf zu sein; alle Kulturäußerungen dieser Epoche erfreuen sich einer erhöhten Aufmerksamkeit. Schwind, Richter, Spitzweg — in diesem Aufmarsch deutscher Künstler der Romantik schreitet uns vergnügt und froh als der Ergründer deutschen Landschaftszaubers der infolge seiner Bescheidenheit kaum gekannte Hans Hueber entgegen. Diese Kunst ist ausgesprochen süddeutsch, Leben und Farbe sind dem Maler eins. Einfach und still ist sein Lebenslauf. Als Sohn eines ehrsamem Spenglermeisters wurde Hueber am 10. Dezember des Sturmjahres 1813 im Markte Waizentirchen in Oberösterreich geboren. Ende der 30er Jahre bezog der talentierte Junge die Münchener Kunstakademie, wo er sich ganz der Landschaftsmalerei widmete und wo er hauptsächlich im Kreise des gefeierten Moritz von Schwind, der ihn sehr schätzte, verkehrte. Nach Absolvierung der Akademie bereifte er größtenteils als Lehrer in aristokratischen Häusern ganz Deutschland und Österreich; durch zwei Jahre unterrichtete er im Schlosse Pöffenhofen am Starnbergersee die bayerischen Prinzessinnen, darunter auch Elisabeth, die nachmalige Kaiserin von Österreich.

Soviel aus seinen Skizzenbüchern ersichtlich ist, begleitete Hueber seine Herrschaften häufig in Bäder und Kurorte. Im Frühling 1850 zeichnete er Burghausen, im Sommer die Umgebung Marienbads, im Herbst finden wir ihn in Scheveningen in Holland. 1852 weilte er in Heidelberg, im Herbst desselben Jahres in Stettin, 1853 in Franzensbad und Umgebung. München und Salzburg scheinen ihn immer am meisten angezogen zu haben, weil er dorthin immer wieder zurückkehrte. 1857 finden wir ihn in Weimar auf

einer Durchreise. 1862—1864 weilte er auf Schloß Seisenegg in Niederösterreich bei Baron Riesenfels, bis er 1865 wander- müde in seine Heimat zurückkehrte und dort ein ganz zurück- gezogenes Leben führte; verschämt ließ er alle seine zahl- reichen Bilder in Kisten packen und auf den Dachboden schaffen, wo sie teils dämmig wurden oder sonstwie litten. Am 15. November 1889 starb Hueber in seinem 76. Lebens- jahre, ohne über seine Bilder eine Verfügung getroffen zu haben.

Ein Gesamtverzeichnis aller seiner datierten und datier- baren Bilder und Zeichnungen wird vielleicht tausend Nummern umfassen. Sein Lieblingsgebiet war die Land- schaftsminiatur, in der er wohl unerreicht dasteht. Er ist nicht nur ein exakter Zeichner, sondern noch vielmehr der ausgesprochene Kolorist; durch den Zauber seiner Farben- gebung erreicht er eine Stimmungsfülle, wie man sie kaum je wieder sieht. Besonders die süddeutschen Berge und Seen, Salzburg mit seiner Umgebung hatten es ihm angetan.

Aus den unzähligen Motiven ersieht man die Liebe, mit der er sich dieser Landschaft hingab, deren Schönheit er in der Wiedergabe zu genießen verstand. Die Sicherheit des Realismus ist seiner Phantasie und seiner koloristischen Dialektik auf das glücklichste beigemischt, um den Gipfel romantischer Fülle und Beschaulichkeit zu erreichen. Er schuf die deutsche Begriffslandschaft, die das Heroische mit einem musikalischen Gefühl vereint, ausgedrückt durch Staffage, Gewitter, Brand, Sturm und alle möglichen Elementarereignisse. Das Edel-kindliche ist modern und wird es immer sein. Die reine Menschlichkeit stabilisiert immer Wertvolles, auch wenn sie veraltete Ausdrucksweisen benützt. Die Überzeugungskraft seiner Kunst geht grund- sätzlich auf die Stimmung, ohne mit sentimentalischen Gefühlen zu kokettieren. Hueber hatte ein besonders freundschaft- liches Verhältnis zur Natur, er ist ein stiller Träumer, der

beim Suchen nach dem Gottesfrieden ein Höchstmaß menschlichen Beglücktseins empfindet.

Was uns bei seinen Bildern so rührend und beseligend ergreift, ist das warme Gefühl der Liebe, aus dem heraus ihm jedes Bild erwuchs. Die große Zärtlichkeit für das kleinste Ding und ein altväterlicher, behaglicher Humor über Menschen und Dinge des Lebens, diese zwei Seiten seiner Persönlichkeit machen ihn so gewinnend und sympathisch. Unser Meister hat alles getan, um seine Kunst zu verbergen. Altösterreichisch war seine Bescheidenheit, die oft wahren Selbstgefühl entspringt; er ging unter die Bauern und fühlte sich Zeit seines Lebens unverstanden. Es ist ja wahr, der deutsche Künstler ist im allgemeinen ein wenig praktisches Wesen, zu weltfremd, um sein Schicksal selbst in die Hand zu nehmen; er lehrt der Gesellschaft den Rücken und wartet auf posthumen Ruhm.

Wohin er auch ging, überall hatte er sein Skizzenbuch bei sich, das dann sein Lexikon war. In schlichten, treuherzigen Worten erzählt er vom Zauber deutscher Landschaft; daher auch seine Liebe zu den Bauern und zu den Kindern. Die herzerwärmende Stimmung kommt wohl nur daher, weil bei ihm Herz und Hand sich deckten.

Eine typische Gestalt für die deutsche Romantik: tief vergraben in Gedanken der Weltflucht, sentimental, geistig und philisterhaft zugleich, ein Auge, dem alles Seiende zu gespenstischen Erscheinungen wird, ein Geist, der die deutsche Kleinbürgerlichkeit mit Weltgefühlen und Ewigkeitsempfindungen bereichert, der aber trotzdem nicht veraltet, weil die wahren Empfindungen und die Bewegungen des Herzens immer dieselben sind.





Hans Hueber

Donaulandschaft bei Aschach

(Erste Wiedergabe des Miniaturgemäldes in der Originalgröße.
Original im Besitze des Herrn Dr. Otto Hamann, Linz.)

Das Märchen / Von Lene Wend

Es war einmal ein wunderschöner Königssohn, der lebte in einem tiefen, tiefen Wald bei einer ganz alten Frau. Und wenn er auch kein Königreich und keine Krone hatte, so konnte man doch gleich erkennen, daß er ein richtiger Königssohn war, so stolz und schön war er anzusehen. An seiner Hand aber trug er einen feinen alten Ring mit seltsamer Arbeit und fremden Bildern in den Stein gegraben. Die alte Frau hatte ihm oft erzählt, wie sie ihn einst im Walde gefunden und wie dieser Ring an einer Schnur an seinem Halse gehangen. Und weil sie eine Zauberin war, so konnte sie die seltsamen Zeichen in dem Stein lesen und erzählte ihm, daß er ein Königssohn sei, ein König ohne Land und Krone, daß er aber, wenn er zwanzig Jahre alt sei, ausziehen solle, sein Königreich zu suchen. Denn irgendwo in der weiten Welt lag sein herrliches Königreich, und es kam nur darauf an, daß er es finden würde. So wuchs der Königssohn heran und trug in seinem Herzen die große Sehnsucht nach seinem Königreich und er war sicher, daß er es finden würde.

Als er zwanzig Jahre alt war, da nahm ihn die alte Frau tief, tief in den Wald hinein mit sich und sagte ihm:

„Du mußt jetzt in die weite Welt hinaus ziehen, dein Königreich zu finden. Ich sage dir aber, daß es ein großes, schönes Königreich ist, schöner und größer als irgend etwas auf Erden.“

Und dann klopfte sie mit einem Stab auf einen Busch, und da stand mit einem Male ein köstlich aufgezümmtes Pferd vor ihm. Da klopfte sie zum zweiten Male, da sprangen zwei lustige Gefellen aus dem Dickicht hervor, die beide ihre Pferde an goldenen Leinen führten.

„Dies Pferd und die beiden Gefellen, das ist das einzige, was ich dir mitgeben kann auf deinen Weg. Denn das König-

reich wird nicht leicht zu finden sein, und ich will nicht, daß du einsam bist und so den Mut frühzeitig verlierst. So mögen dich die Gesellen erheitern mit lustigen Liedern und Stücklein.“

Als der Königssohn das alles sah, ward ihm das Herz schwer durch den Abschied von der Alten, und er begehrte stürmisch zu wissen, wann er sie wiedersehen werde. Darauf entgegnete die alte Frau:

„Wenn du dein Königreich gefunden hast, dann findest du mich auch wieder, vielleicht in dieser Gestalt, vielleicht in anderer.“

Dann küßte sie ihn — und ehe der Königssohn noch wußte, was geschah, war sie verschwunden.

So ritten nun der Königssohn und seine beiden Gesellen in die weite Welt hinein und kamen durch viele Länder und Königreiche und sahen Berge und Täler, Flüsse und Seen, Menschen und Tiere. Und niemals kamen sie an das Königreich, was sie suchten. Und je länger sie ritten, desto trauriger wurde der Königssohn. Und wenn er zuerst mit den beiden Gesellen zusammen geritten war und ihren Liedern und Märlein gelauscht, so ritt er nun stets allein vor und die beiden ritten langsamer hintennach. Viele, viele Jahre ritten sie so dahin, und das Gesicht des jungen Königssohnes wurde bleicher und bleicher, und seine Augen blickten trüb und traurig in die Welt. Aber noch immer hatte er die Hoffnung, sein Königreich zu finden!

Als sie eines Tages nun wieder ihre Straße zogen, erblickte der Königssohn ein hohes weißes Tor vor sich, dessen weite Flügel sich leise öffneten. Die drei ritten hindurch und kamen auf eine köstliche Straße, an deren Ende ein herrliches Schloß lag. Und Türen und Tore des Schlosses öffneten sich weit vor ihnen.

Da sprangen der Königssohn und seine Gesellen von ihren Pferden ab, und diese liefen in die sich ebenfalls weit öffnenden Ställe, als wenn sie den Weg vortrefflich kannten.

Der Königssohn und die Gefellen aber betraten das Schloß und fanden keinen Menschen. Wohl aber war das Schloß hergerichtet, als wenn alles nur auf die Ankunft des Herrn wartete. Da stand im Saal eine Tafel mit köstlichen Gerichten und Weinen in Hülle und Fülle. Und die Gefellen fingen an, ganz wacker zuzulangen, denn es war lange her, daß sie so herrliche Dinge gesehen! Der Königssohn aber schritt durch das ganze Schloß und erstieg alle Zinnen und Türme. Und als er auf der höchsten Zinne stand, flog sein Blick über das Thal. Da umsing ihn eine große Traurigkeit. Dies war nicht das Königreich, das er suchte und das er finden mußte. Rings im Umkreis um das Schloß zog sich eine glatte, schöne weiße Mauer, so hoch, daß der Blick nicht über sie hinausreichen konnte. Und der Königssohn sah, daß sie vor seinen Augen wuchs und wuchs. Und er fühlte, daß sein Königreich nicht diese Mauer haben konnte, daß er es nicht ertragen würde, in diesem so herrlichen Schloß eingefangen zu leben, ohne den Blick über die Mauer erheben zu können! Nein, das fühlte er ganz deutlich, das konnte er nicht, jezt noch nicht. Und wenn das Schrecklichste geschah, wenn er wirklich das Königreich nicht finden würde, dann würde er, wenn er alt geworden, hierher zurückkehren. Dann würde er hier leben können, wenn er keine Hoffnung auf sein Königreich mehr haben würde.

So stieg der Königssohn herunter von der Zinne, ging zu seinen Gefellen und sagte ihnen:

„Dies ist nicht das Königreich, das ich suche. Ich will weiter ziehen, es zu finden. Wollt Ihr mit mir wandern, das Glück zu suchen?“

Die Gefellen aber zögerten ein wenig, denn ihnen behagte das Schloß gar gut und sie wären gern darin verblieben.

Als der Königssohn sah, daß sie nicht mit ihm kommen wollten, war er dessen ganz froh und sprach:

„Wenn Ihr aber hier bleiben wollet, so sollt Ihr das tun, ohne auf mich zu achten. Und ich verspreche Euch, wenn ich mein Königreich nicht finde und müde werde, es zu suchen, und den Glauben daran verliere, es je zu finden, dann werde ich zu Euch zurückkehren und Ihr sollt mich aufnehmen als Euern dritten Gefellen.“

Das waren die beiden zufrieden. So blieb der junge Königssohn eine Nacht in dem Schloß mit der weißen Mauer und ritt am nächsten Morgen allein seines Weges.

Und weil er traurig war und wenig Hoffnung hatte, sein Königreich zu finden, so war es ihm recht, allein zu sein und einsam seine Straße zu reiten. Und er sah nicht Regen und Sonne, nicht Wind und Wetter, er ritt seinen Weg und suchte sein Königreich. Und wenn er einem Menschen begegnete, so war es ihm, als wenn er die Sprache und Weise der Menschen nicht mehr verstehen könne, als seien es Wesen von anderer Art als er. So einsam war er geworden!

Und eines Tages, da schien die Sonne so schön, wie sie noch nie geschienen, daß selbst der Königssohn aufblickte. Und als er so auffah, da sah er etwas, was noch viel schöner war als die Sonne. Auf einem weißen Pferd kam ein Kind herangeritten, ein Mädchen mit blonden Haaren und lachenden Augen, das lenkte sein Pferd auf das des jungen Königssohnes zu, ergriff dessen Zügel und hielt es an:

„Ich bin ja schon immer mit dir geritten und du hast mich niemals gesehen. Aber heute war die Sonne zu schön, da konnte ich nicht mehr dahinten bleiben und mußte sehen, was du für ein Gesicht hast, denn das habe ich noch nicht gesehen, weil du stets auf den Boden blickst. Und nun will ich bei dir bleiben und mit dir dein Königreich suchen.“

„Was weißt du von meinem Königreich und wie kannst du bei mir bleiben? Du bist eine Königs Tochter, das sehe ich wohl an deiner blinkenden Krone, die du trägst. Gehe

heim in das Schloß deines Vaters, ich kann dich nicht mitnehmen.“

Der Königssohn sagte das zornig, denn diese kleine blonde Königstochter wollte er nicht haben. Er mußte sein Königreich suchen und durfte an nichts anderes denken. Und die kleine Königstochter war gerade so, daß man gut an sie und an nichts anderes denken konnte.

Die kleine Königstochter aber war gar nicht faul, wie sie ihn so zornig sah, da machte sie einen gewaltigen Satz mit ihrem Pferd — und war im Wald verschwunden. — Ja, und da konnte der Königssohn ihr nachsehen. Und das tat er gründlich. Und einen Augenblick dachte er daran, daß er ja hinterdrein reiten könne und daß er sie wohl einholen würde, aber gleich darauf schämte er sich dieses Gedankens. Es war gut so, daß die kleine Königstochter wieder verschwunden war, denn der junge Königssohn liebte seine Einsamkeit und sein Unglück. Und mit der kleinen Prinzessin wären Einsamkeit und vielleicht auch Unglück nicht mehr bei ihm gewesen. So legte er sein Gesicht wieder in die Falten, die es sonst hatte — die waren wirklich ganz glatt geworden, als er die Kleine gesehen — und ritt von dannen.

Da hörte er mit einem Male ein Rauschen, und aus dem Wald kam in lustigen Sprüngen das weiße Pferd, und darauf saß ein schlanker Junge — und als er näher herankam, da sah der Königssohn, daß es die kleine Königstochter war.

„Ich dachte es mir ja gleich, daß du mich nicht so als Mädchen mitnehmen würdest — so habe ich mir den Anzug meines liebsten Pagen aus dem Schlosse meines Vaters mitgenommen und nun will ich dein Gefelle sein und mit dir reiten. Was hast du aber für traurige Augen!“

Und da ritt sie an seine Seite und küßte ihm seine Augen, dann aber trieb sie ihr Pferd an und rief:

„Nun will ich dich auch nicht mehr küssen, wenn du es nicht leiden magst und nur dein Gefell sein. Aber einmal

mußte ich dich küssen — denn ich wär lieber als Mädchen bei dir geblieben, und nun bin ich so ein dummer Junge geworden.“

Der Königssohn aber wußte gar nicht, wie ihm geschah — er fühlte nur, daß die Kleine bei ihm war, und er vergaß ein wenig, daß er sein Königreich noch nicht gefunden. So ritten sie miteinander in den Wald eine Strecke Weges und es war warm und hell um sie beide — aber nur eine kleine Strecke. Mit einem Male wurden die Wangen des Königssohnes bleich und das Leuchten seiner Augen erlosch. Und mit zornigen Worten redete er hart zu der kleinen Königs-tochter, daß er sein Königreich suchen müsse und daß sie ihn daran hindere und wies sie zurück. Aber die kleine Königstochter blieb bei ihm und sagte kein Wort. So ritten sie weiter und weiter, und der junge Königssohn schwieg und redete nichts zu seinem Gefellen. Der aber ritt tapfer weiter, seine roten Wangen aber wurden bleich wie die des Königssohnes. Sein Singen verstummte und seine leuchtenden Augen wurden ernst und trüb. Und als sie lange, lange so ihre Straße gezogen waren, da blickte sich der Königssohn einmal um nach seinem Gefellen, denn er hatte ein böses Gewissen, daß er so hart mit ihm gewesen, da sah er, daß dem kleinen Gefellen eine helle Träne über die Wangen lief und daß aus dem lustigen Gefellen ein gar ernster Gesell geworden war. Da dachte der junge König, daß der Kleine so brav bei ihm ausgehalten, daß er nie mit ihm gesprochen und ihm kein gutes Wort gegeben viele, viele Tage lang. Da wandte der junge König sein Pferd und ritt an die Seite des kleinen Gefellen. Und der sah so froh aus mit einem Male, wie Ihr Euch gar nicht denken könnt. So ritten sie nun zusammen, und die Augen des Kleinen wurden so hell, daß selbst die Augen des Königssohnes mit hell wurden von all dem Leuchten. Und der Kleine sang Lieder und erzählte von dem Königreich, was sie ja finden mußten und wie

schön es werden würde, und daß sie dann seine Königin werden würde — und er hörte gar gern zu. Aber dann kommen wieder Stunden, in denen der Königssohn daran denkt, daß das schöne Schloß mit den weißen Mauern noch seiner wartet und daß er auch dort mit dem kleinen Gesellen leben könnte, und dann steigen finstere Gedanken in ihm auf, daß er so gar nicht weiß, wohin sie reiten, daß er so gar nicht weiß, wohin sein Leben geht, und daß er den kleinen Gesellen mit sich genommen hat, fort aus der Heimat, und kein Königreich hat, es ihm zu geben, und daß er vielleicht nie sein Königreich finden wird. Dann werden von all den Gedanken seine Augen ernst und traurig und seine Worte hart zu dem kleinen Gesellen. Und dann treibt der Gesell sein Pferd seitab und reitet weit hinterher. Wenn dieser einsame Ritt dann sehr lange dauert, dann werden die Wangen des kleinen Gesellen bleicher und bleicher, seine Lieder verstummen und man hört nichts als das Klappern der Hufe.

So reiten die beiden durch helle, leuchtende Stunden, in denen sie nebeneinander reiten in froher Hoffnung, das Königreich zu finden, durch Stunden, in denen der König all sein Leid vergißt vor Freude über den kleinen Gesellen. Und dann kommen sie unabwendbar die ernstesten, einsamen Wege, die dem kleinen Gesellen so düster und endlos erscheinen wie nichts sonst in der Welt, Stunden so endlos und schmerzlich.

So reiten die beiden und suchen das Königreich. Und wenn sie es gefunden haben — oder meint Ihr, daß sie in das schöne Schloß mit der weißen Mauer zurückkehren — oder meint Ihr gar, daß die kleine Königstochter eines Tages müde wird und den Königssohn verläßt — dann erzähle ich dies Märchen weiter.



Der Matsee / Von Adolf Dyroff

Der Mat war ein harter Mann,
Wollt' jagen nur, jagen ins Holz,
Wollt' tragen den grünen Jägerhut
Mit Spielhahnfeder stolz.

Einmal er zog in den Bergen hin
Dort, wo sie stehen im Kreis.
Da sah ihn die Nixe auf ihrer Au
Und schaute ihn an so heiß.

„Was willst du, trauriges Wasserweib?
Was mutest du, Tolle, mir zu?“

„O lieb mich, du bist so wunderschön.“

„Weg, Here, und laß mich in Ruh!“

„Ach, sieh doch mein weiches, mein goldenes Haar!

Ach, sieh meine Augen so tief!

Manch anderer Jäger stellte mir nach.“

Die Nixe es flehend rief.

„Und kannst du nicht lieben, so sprich nur: Ich lieb.

Dies Wörtlein entzaubern mich kann.

Da mich schon ein Wörtlein zu lösen vermag,

O sage es, grausamer Mann.“

„Dein Haar, das ist mir zu fuchsfeuerrot,

Deine Augen zu fahengrau.

Ich hab' schon ein Schäklein. Ist holdter als du

Und ist keine tierische Frau.“

„O wehe, o wehe, ich tierisches Weib!“

Da stürzte die Nixe ins Gras,

Ließ wallen um sich ihr glitzerndes Haar.

Wie in gläserner Glode sie saß.

Sie weinte ganz heimlich in sich hinein,
Ihr Schmerz war höllentief.
Sie weinte heimlich wohl vierzehn Jahr
Und immer die Woge lief.

Und als sie bedachte der grüne See,
Rief wieder den Jäger sie an:
„Da mich schon ein Wörtlein zu lösen vermag,
O sage es, grausamer Mann!“

Das hörte des Jägers grämliches Weib:
„Seh hin und still ihr den Mund!“
Da ging der Jäger und kam nicht mehr.
Er blieb auf des Sees Grund.

Sie sagen, er hätte sich umgebracht,
Doch das ist gewißlich nicht wahr.
Ihn hat nur die goldene Nixe erlöst
Mit ihrem goldenen Haar.

+

Kleine Stadt / Von Ludwig Bäte

Die paar Reisenden, die dem Bummelzug entstiegen, sind bald verschwunden. Ich bin, von den Schulkindern, die nach Hause trolten, abgesehen, allein. Dennoch hätte ich hier unter den häßlichen Mietwohnungen mit angeklebten Erkern und Jugendstilreminiszenzen lieber einen Begleiter gehabt, im Gespräch läßt sich manches Unschöne übersehen. Doch nur noch einige Straßen, dann verblaßt die gipserne Kultur vor solider Altbürgerlichkeit. Ich steige gemächlich, unwillkürlich verlangsamte man in der Kleinstadt den Gang, zum Kern des Ortes. Dort springt ein Laden lustig aus der Fluchtlinie, dann klettern die Siebel hoch in feierlichen Treppen, in spitzen zusammenlaufenden Schrägen, ein Steinsims spaziert dem Bürgersteige parallel, ein engbrüstiges Häuschen drückt sich bescheiden zwischen Ratsherrenhaus und Adels Hof mit Wappen und Freitreppe. Schnee liegt auf allen Dächern und steigert manche Linie ins Starre und manchmal auch ins Barock-Groteske. Blau lacht der Himmel über den Häusern und legt samtene Flächen über das Weiß, seine gefrorene Kälte in duftige Pastelltöne auflösend. Unter den Linden am Marktplatz lärmten die Späßen und füllen die mittägliche Stunde mit Leben und Bewegung. Steil steigt gegenüber beim Bäcker der Rauch in die Luft, die Augen gehen mit und ruhen einen Augenblick auf dem alten Schieferdach der Kirche. Dann singen die Glocken, voll, tiefdönend, und durch die Gassen wandern die Schallwellen. Ich schreite von Straße zu Straße, freue mich der Häuschen und versteckten Gärten, der Dielen und rumpeligen Höfe, des Klanges und der Farbe, und wenn auch nicht der Goldglanz der Geschichte auf dem Städtchen ruht, so strömt aus Stein und Balken, aus Inschrift und Straßennamen eine Fülle vergangener Zeit. Wenn uns doch noch länger Rom und Venedig, Paris und Riviera ver-

schlossen blieben, wenn wir die schöne Reiselust in heimisches Land lenken möchten, nicht nur nach Weimar und Nürnberg, Rothenburg und Mergentheim, sondern auch in die ganz kleinen Orte, die kein Bäderstern bezeichnet, die nur die Kleinbahn aufsucht, oder noch besser kein Schienenstrang. Die Städte, in denen Spitzweg und Richter gemalt haben könnten oder Meister Schönleber, der nun auch starb, in deren Gärten und Wiesen Ludwig Hölty seine Frühlingsstrophen dichtete, und durch deren Gassen der Wandsbeder Bote wandelt, wenn der Mond scheint.



Letzte Heimkehr / Von Adolf Wolfhard

Der Abend sinkt, die Wellen ruh'n,
Der Sturm ist still entschlafen,
Das Schiff fährt sacht im Abendrot,
Ich glaub' es naht der Hafen.

Die tolle Fahrt ist bald vorbei,
Das Schiff stößt auf am Lande,
Die müden Schiffer steigen aus
Zum neu entdeckten Strande.

Sie wallen durch den Palmenhain
Von sel'ger Wonne trunken,
Der langen Schifffahrt wildes Leid
Ist wie ein Traum versunken.



Die Schloßgeister von Siebenstein

Ein Märchen von Myra von Maspach

In lieblicher Gebirgsgegend stand auf einer von sieben moosüberwachsenen, felsengertragenen Hügelebene das anmutige Schloßchen Siebenstein. Hohe, alte Bäume reckten ihre Kronen bis zu den Fenstern und Ertern des ersten Stockwerkes empor, und im Schloßhofs plauderte der nimmermüde Brunnen seine alte Weise. Wie es eben die Gepflogenheit aller Greise ist, da sie mehr in der Vergangenheit leben als in der Gegenwart, so erzählte auch er immer dieselben Geschichten, und wenn eine davon beendet war, fügte er stets glucksend und schluchzend hinzu: „Ach, wenn es nur immer so bliebe!“ „Widi witt, widi witt, widi widi widi witt ziii . . . warum soll es nicht immer so bleiben?“ meinten ganz erstaunt die Schwalben, die von ihrem Neste unter den Säulengängen ab- und zuflatterten, „widi witt: warum soll es nicht immer so bleiben? Schon unsere Ahnen und Ur-ahnen haben hier auf Siebenstein ihren Sommeritz gehabt, seit undenklichen Zeiten wurde diese Sitte in unserer Familie aufrechterhalten und — widi witt, widi witt — so wird es auch sein, wenn einmal unsere Enkel und Urenkel und ihre Kinder und Kindeskinde hier im Schlosse ihrer Väter Hochzeit halten werden. Warum — widi witt, widi witt — warum soll es nicht immer so bleiben!?“

Doch der ehrwürdige Brunnen bekümmerte sich nicht um das Geschwätz dieser kleinen Leute; er hatte soeben wieder eine Erzählung beendet und seufzte wehmütig und ahnungslos: „Ach, wenn es nur immer so bliebe!“

Oben aber in den Gängen des alten Herrschaftssitzes war an diesem Vormittage ein eifriges Kommen und Gehen, Rennen und Laufen. Türen wurden geöffnet und wieder zugeschlagen, Diener und Hofen mit Geräten, Staubwedeln

und Wischtüchern liefen hin und wieder und im Rittersaale, wo die Vorfahren der Freiherren von Siebenstein in altertümlichen Trachten von den Wänden blickten, wurde eine lange Tafel mit blütenweißem seidig schimmernden Damaste, kostbarem Porzellan, prunkvollem Familiensilber gedeckt, denn: die einzige Tochter und Letzte ihres Namens sollte morgen Hochzeit halten und an diesem Nachmittage schon wurden sämtliche Gäste erwartet.

Zur selben Zeit saß im Erker des Schlafgemaches die Mutter der Braut an ihrem Nähtischchen; sie war eine würdevolle Matrone und neigte das Haupt mit den Silberscheiteln über ein schwarzes Seidenkleid, an das sie — damit es etwas freundlicher aussähe —, eine weiße Halst raufe nähte.

„Am liebsten würde ich in Trauerkleidern zur Vermählung gehen — ich vermag mich über dieses Fest ja doch nicht zu freuen,“ sprach die Freifrau seufzend vor sich hin, die mit der Wahl ihrer Tochter nicht einverstanden war und erst nach langem Zaudern ihre Zustimmung gegeben hatte.

„Wollte Gott, daß alles sich zum Besten wende!“ meinte sie dann und erhob sich, um das nunmehr festbereite Gewand in den Schrank zu hängen.

„Widi witt — widi witt: wie glücklich sind wir, die Reise über jenes Land hinter uns zu haben, über jenes Land, wo nicht Menschen, sondern Barbaren haufen, bei denen die rohen Genüsse des Gaumens mehr gelten als die edle Freude am Gesange der Nachtigallen und Lerchen, und die Liebe zu uns harmlosen Tieren, die wir doch wahrlich niemandem etwas zu leide tun!

Wie schrecklich ist es dort in dem Barbarenlande, wo man uns arme, unschuldige Geschöpfe in Massen mordet! Widi witt, widi witt, und wie schön ist's hier in diesen lieblichen Gegenden, bei den gemütvollen Menschen, die uns als Glücksbringer und gerne gesehene liebe Gäste betrachten!

Widi witt, widi witt: wie glücklich, wie glücklich sind wir!“ So schwärmten die Schwalben und der Brunnen seufzte: „Ach, wenn es nur immer so bliebe!“ Aber die alte Frau war heute zu sehr von ihren Gedanken erfüllt, und vernahm deshalb all diese Stimmen nicht, denen sie sonst von den Brüstungen der Laubgänge gerne lauschte.

Die Gäste kamen. Am späten Nachmittage war schon alles im Rittersaale versammelt, wo die Feier des Volterabends stattfand und mit Glanz und Pracht verlief. Kurz vor Mitternacht erst wurde es im Schlosse still, mit Ausnahme des alten Brunnens, der Tag und Nacht fort plauderte; aber das hörte man in den Zimmern nicht und nicht im Ahnensaale, wo des Mondes Silberstrahlen sich ihren Weg durch die bleigefassten Buzenscheiben der hohen Fenster bahnten, die von den Gästen verlassene Festtafel überstimmerten und ihren Schein auch auf der langen Wand verbreiteten, wo das lebensgroße Ölbild des Stammvaters derer von Siebenstein hing.

Draußen in den Kronen der Bäume flüsterte es, die Zweige wiegten sich im lauen Nachtwinde und warfen ihre huschenden Schatten zum Fenster herein. Da rasselte die Uhr auf dem Marmorkamine und kündete mit feinem metallischen Tone: Mitternacht.

Nun öffneten sich plötzlich all die vielen Fenster des Saales von selbst und es kam auf schimmernden Flügeln eine ganze Schar von Elfen hereingeflattert, die ihren Wohnsitz in den alten Linden hatten; sie ließen sich auf dem Gesimse der Wandtäfelung nieder und hielten in ihren kleinen Feenhänden Musikinstrumente aus blinkendem Golde.

Welch wunderhübscher Anblick war es, den edlen, stimmungsvollen Raum von diesen niedlichen Elfent Kindern bevölkert zu sehen.

Aber jetzt wurde nicht etwa gleich lustig darauf losmusiziert, sondern es setzten sich vielmehr alle stillschweigend in Bereit-

schaft und dann trat große Ruhe ein, als harrte man auf die Ankunft eines hohen, seltenen Gastes.

Und wirklich, es ereignete sich etwas ganz Merkwürdiges!

Im Rahmen des großen Ölbildes, das — wie schon erwähnt — den Stammvater derer von Siebenstein darstellte und vom Monde grell beleuchtet war, begann sich's zu regen, zu bewegen, und auf einmal trat in wallende, schwarze Schleier gehüllt, die große, hagere Männergestalt heraus; mit langsamem majestätischen Schritte auf der von Mondesstrahlen und Blätterschatten ihr zu Füßen gestellten, schwankenden Treppe in den Saal herniederschreitend. Es war der Familiengeist. Heinzelmännchen, an allen Ecken und Enden hervorhuschend, schleppten den mächtigen, wappengeschmückten Lehnstuhl herbei und rückten ihn auf den Ehrenplatz der Festtafel, wo sich der seltsame Gast niederließ.

Unmittelbar darauf gesellten sich, wie vom Tode erstanden, auch alle übrigen Ahnen dazu; sie trugen die Gewänder ihrer Zeit, gleich ihren Bildnissen, bloß der alte Mann am Ehrensitze war in Schwarz; aber darüber wunderte sich niemand von den Anwesenden, denn sie wußten, daß er immer in Trauer ging, seit die von Siebenstein keinen männlichen Nachkommen mehr hatten.

Bei dieser wunderlichen Zusammenkunft geschah nun, was im irdischen Leben sich nie ereignen konnte: es trafen sich die entferntesten Generationen zu geselliger und verwandtschaftlicher Aussprache.

Hier ein malerisch gekleideter Ritter, dessen kraftbewußtes, biederes Redengesicht blonde Locken umrahmten, die unter dem Federhut hervorwallten; dort eine Greisin mit verzungeltem, strengem Antlitz, dessen Ausdruck die Worte erhärtete, die am unteren Rande ihres Konterfeis geschrieben standen und ihr Wahlspruch waren: Bete und arbeite!

Ein anderer Siebensteiner hatte das Haar kurz — und den dunklen Bart spitz geschnitten; er trug zum schwarzen

Samtgewande seidene Strümpfe, Schnallenschuhe, einen kostbaren Spitzenragen und ebensolche Manschetten.

Neben ihm wieder fiel eine junge, schlante und schmalbrüstige Edelbame auf in starrem seidennem Schnürleib, deren überzarte Handgelenke breite, glatte Goldfesseln umschlossen, die durch eine massive Kette aus dem gleichen Metall zusammenhingen. Sie war sehr reich, aber auch sehr unglücklich verheiratet gewesen. Ihr gegenüber saß eine Urgroßtante, hoch gewachsen und von edler Gestalt; der tiefe Ausschnitt ihres reichgefalteten und gerafften Seidentkleides zeigte eine perlgleich schimmernde Haut und einen schlanken mit glitzernder Rarfunkelsteinkette geschmückten Hals. Sie hielt den Kopf mit dem gepuderten, hochgetürmten Haar stolz und steif und hatte ein schönes, feines, aber sehr hochmütiges Gesicht.

Diese stolze Dame war es auch, die, als alle beisammen saßen, folgende Worte an den Urahn richtete: „Ich hoffe, du wirst unser altes Ansehen auch fernerhin zu wahren und zu erhalten wissen!“ Der Familiengeist aber antwortete seufzend und mit ernster Miene: „Ich fürchte, meine Zeit ist zu Ende!“

„Wer nicht betet und nicht arbeitet, der trägt Unglück in sich; der künftige Gemahl unserer Letztgeborenen ist ein Spieler und Verschwender. Er betet nicht, er arbeitet nicht, er wird Unglück über unser Haus bringen,“ sagte mit gewichtiger Betonung die strenge Greisin.

„Ist es nicht Sache des Familiengeistes, ein jedes Mitglied unseres Geschlechtes so mit Standesbewußtsein zu durchdringen, daß es keinen Unwürdigen zum Ehgemahl erwählt?“ meinte vorwurfsvoll die hochmütige Tante.

„Meine Kinder und Kindeslinder! Als ich vor langer, langer Zeit noch unter den sogenannten Lebenden weilte, da hörte man oft das wahre Wort, daß alles seine Grenzen habe. Ich, der ich den Glanz unseres Hauses begründete, werde das meine tun, um ihn zu erhalten; aber auch die Wirksamkeit

eines jeden einzelnen Wesens, sei es nun ein Mensch oder ein Familiengeist, ist beschränkt. Unsere liebreizende Lebtgeborene ist in ihrer verblendeten Neigung zu dem schönen Ritter für alle Warnungen unzugänglich, mögen sie aus dem Geisterreich oder von ihrer alten, erfahrenen Mutter kommen. Ich kann daher nur mehr zusehen, wie sich das Schicksal unseres Hauses restlos erfüllt!"

Diese Rummernis malte sich nach diesen Worten auf den Gesichtern sämtlicher Anwesenden; sogar die Flügel der Lindeneißen begannen zu zittern, so sehr wurden die zarten Feenkinder von den Familien Sorgen mit ergriffen.

Da sagte der Stammvater, indem er sein durchgeistigtes Greisenantlitz der Tür zuwandte: „Ich fühle das Nahen unseres Gastes —“ und aller Augen folgten gespannt derselben Richtung.

Bald wurde das große Saalthor geräuschlos geöffnet, während eine Dienerschar in goldstrotzender, reichbestickter Haustracht frontbildend links und rechts stehen blieb.

Dann erschien auf vergoldetem Tragsessel der erwartete Gast. Zu Fuß zu gehen hielt er für unvornehm. Es war der verstorbene Vater jenes Herrn, der zur Hochzeit als Trauzeuge erwählt wurde. Als Bürgerlicher in der adeligen Gesellschaft, weder Titel noch Rang besitzend, meinte er das durch besonderes Zurschaufragen seines großen Reichthums ausgleichen zu müssen. Zu diesem Zwecke erkor sich der dicke Herr mit den winzigen, schlauen Auglein eine große Schar von dienstbaren Geistern. „Meine Mittel erlauben mir das,“ pflegte er zu sagen. Und das Sprichwort lautet nicht umsonst: Wie der Herr, so der Knecht. Denn auch in den Mienen der Diener mit den aufgeblähten, wohlgenährten Gesichtern lag proziger Geldstolz.

Dieser Gast war der einzige Fremde in der geheimnisvollen mitternächtlichen Versammlung. Und da es in seiner Familie natürlich kein Stammschloß gab, war er nirgends

sehhaft und gespensterte überall mit; zum Unterschiede von den Ahnen aller übrigen Hochzeitsgäste, die es passender fanden daheim zu bleiben und gemäß der Familien-Überlieferung allnächtlich in ihren Burgen und Schlössern herumzusputen.

Unglückseligerweise kam dieser Falstaff gerade neben der hochmütigen Urgroßtante zu sitzen. Diese schöne Frau gefiel ihm ungemein, aber es störte ihn, daß sie das Näschen allzu hoch trug. Überhaupt — er fühlte sich bei der Geistertafel nicht behaglich; es ging recht steif zu, wie das ja immer der Fall ist, wenn man mit Leuten zusammenkommt, die man kaum kennt. Er fand auch keine Freude daran, gleich den anderen, aus „purer Pietät“ so zu tun, als ob alles irdisch wäre, als ob man von diesen Speisen und Getränken, die von den Heinzelmännchen aufgetragen wurden — und noch dazu höchst verlockend ausahen — satt würde. Dazu die fade Elfenmusik! „Ich verzichte gerne auf alle Poesie, wenn nur diese Speisen alle so wirklich wären, daß man sich daran satt essen könnte!“ dachte er sich. Ach ja, der fremde Herr sehnte sich recht sehr nach dem Leben im Irdischen zurück, er konnte sich mit dem Sein im Geistigen noch immer nicht befreunden.

Auch des Urahnen vom Siebenstein gar zu greisenhafte Erscheinung sowie sein abgestumpftes Wesen war nicht nach seinem Gefallen; er betrachtete ihn voller Geringschätzung, mißgönnte ihm seinen Ehrenplatz an der Tafel und charakterisierte ihn im Geiste so, daß es nicht gerade schmeichelhaft für des Stammvaters Verstand war. Und indes er äußerlich voll Wiß und harmloser Laune schien, dachte der Fremde weiter: „Wir werden ja sehen, wer siegt. Ich habe meinem Jungen einen gesunden Menschenverstand mitgegeben, er wird den richtigen Augenblick zu nützen wissen.“ Und seine winzigen Auglein bligten schlau.

Wie würde sich aber der gute Fremde erschreckt haben,

wenn er geahnt hätte, daß der Erzvater des Hauses mit seinen überfeinen Geistesohren jeden Gedanken hörte! Doch dieser verriet das mit keiner Miene, sondern blieb stets gleichmäßig höflich: das war in seinem Haus so Sitte. Dennoch empfand auch er es als eine große Erleichterung, die Geisterversammlung endlich aufheben zu können — und nachdem sich alle überaus zeremoniell vor einander verneigt hatten, verschwanden sie lautlos dahin, woher sie gekommen waren. Nur der Familiengeist machte noch seine gewohnten nächtlichen Gänge; und überall auf seinem Wege traf er alte, längstvertraute Bekannte. Da standen in den Korridoren und Säulengängen schwere, geschnitzte, metallbeschlagene Truhen und Schränke, die er im Vorbeihuschen wie lieblosend mit seiner Geisterhand berührte; da hörte er ein Weilschen auf den ehrwürdigen Brunnen mit seinem traulichen Gemurmeln, dessen seufzender Schlußsatz: „Ach, wenn es doch immer so bliebe!“ dem Gespenste tief ins Herz griff. Da — welch ein Glück, daß er ein Geist war — sonst wäre er wahrhaftig über den riesenhaften, messingbeschlagenen Koffer gestolpert, der breit und wuchtig den Gang halb verlegte, — das Reisegepäck des fremden Herrn; und selbst dieses schien zu sagen: „Man muß etwas aus sich machen!“ Daneben aber stand in sich gelehrt und bescheiden ein altes Schränkchen. Es fiel nicht auf, aber der Familiengeist wußte, daß es eine Kostbarkeit an sorgfältiger, liebevoller Handarbeit war. Es knisterte und knackte leise: „Ich brauche nichts aus mir zu machen, denn ich bin etwas.“

Der Abnherr lächelte und wanderte weiter. Wie nun seine hohe, hagere Gestalt durch die mondbeschienenen Säulengänge dahinglitt, zeigte sich erst recht seine große Altersschwäche und Gebrechlichkeit und wer ihn so sah, der konnte Meister Falstaff nicht ganz unrecht geben. — Nie veräumte es der Geist auf seinen geheimnisvollen, altgewohnten Runden, die im östlichen Flügel gelegene kleine Haustapelle

aufzusuchen, deren tiefes Dunkel nur von dem bescheidenen roten Flämmchen des ewigen Lichtes erhellt wurde; und stets noch wanderte er von dort hinab zur Familiengruft.

Erst als die blassen Schimmer des werdenden Tages durch die hohen Fenster des Ahnensaales hereinfließen, kam das spukhafte Treiben gänzlich zur Ruhe.

Drei volle Tage währte das Hochzeitsfest und verlief überaus glänzend; der alte Brunnen aber atmete doch erleichtert auf, als es endlich vorüber war, ihm hatte es gar nicht behagt, daß sein ruhiges, gelassenes Geplauder im Festeslärm unterging. Es widersprach ganz seiner Gewohnheit überhört zu werden. Und die Schwalben sagten: „Widi witt, widi witt, auch wir sind froh, wieder ungestört unseren häuslichen Beschäftigungen nachkommen zu können; wenn das mit dem Aus- und Einfahren der Wagen, mit dem Menschengetriebe immer so fort ginge: man müßte seine Rinder wahrhaftig verhungern lassen. Widi witt, widi witt!“

So herrschte denn, als das junge Paar samt allen Gästen von dannen gezogen und die alte Dame mit der Dienerschaft allein zurückblieb, unter den Schloßgeistern das gewohnte Treiben; aber am lebhaftesten wurden sie immer nachts, wenn alle Menschen schliefen, da war es, als wären nur sie die Herren auf Siebenstein: das winzigste Heinzelmännchen oder Lindenelfchen fühlte sich überaus wichtig und gerade in den Zeiten, wo es keine Beratung in freiherrlichen Familienangelegenheiten gab, wobei alle — ob groß, ob klein — im Rittersaale sich einfinden mußten, unterhielt das kleine Völkchen sich am besten. Da brauchte es nicht Musik zu machen und die Gespenster der Verstorbenen bedienen, sondern konnte nach seinem Gefallen tun und lassen, was es wollte. Die Wichtelmännchen fanden ihre Freude daran, in Küche und Keller herumzuwirtschaften und zum Schlusse wieder alles so hinzustellen, wie wenn nichts gewesen wäre; die Elfchen wieder scharten sich um den Brunnen im Schloßhofe wie

Entkinder um den Großvater und ließen sich von ihm Geschichten erzählen, und wenn er dann seufzte: „Ach, wenn es nur immer so bliebe!“, dann kicherten und kosteten sie ihm, wie ein übermütiges Rindervolk, all seine Grillen hinweg; oder sie setzten sich an stillen Sonntagsnachmittagen auf den mit grünen Moosen und braungelben Flechten überzogenen Rand des hölzernen Brunnenbedens, um die smaragden und stahlblau schillernden Libellen zu necken, die nicht selten von benachbarten Teichen den Brunnen besuchten, mit dem sie schon durch unzählige Generationen die besten Beziehungen pflegten.

Ja, das waren noch immer schöne Zeiten für die Schloßgeistler auf Siebenstein, nur der düstere Anblick des altersgebeugten Stammvaters, wenn er allnächtlich im Schlosse umherschlich, gemahnte an eine drohende Veränderung. Und es geschah, daß seine Macht und sein Recht im Laufe der folgenden Jahre wirklich zu Ende ging. Noch hatte sich der Hochzeitstag ihrer Tochter nicht gejärrt, als die alte Freifrau starb und das bedeutete ein Glück für sie, da ihr auf Erden ja doch keine Freuden mehr beschieden waren, denn immer mehr trat es zutage, daß ihr Schwiegersohn, der schöne, schwarzlockige Ritter mit den unergründlichen Augen, leichtsinnig, verschwenderisch und ein Spieler war. Und nachdem er von seinem eigenen Vermögen nichts mehr besaß, kamen die Gläubiger und legten auf das Erbe seiner schwerenttäuschten Frau Beschlagnahme. Die Schuldenlast auf dem alten Familiensitze wuchs und wuchs. So kam es, daß die Leute in der Umgebung sagten: Bald wird das Schloß vollends dem reichen Freunde gehören, der als Brautführer bei der Trauung gewesen ist. Die junge Frau aber brach unter all diesen Enttäuschungen zusammen; und der Tod war gnädig, er holte sie bald.

Als die Schwergeliebte bei ihrer Mutter in der Familiengruft lag, zog tatsächlich eines Tages der dicke, reiche Freund

im Schlosse Siebenstein ein und mit dem neuen Herrn kam auch der neue Geist in das alte Gemäuer. Der glaubte von Stil und Schönheit mehr zu verstehen als seine Vorgänger und brachte in das Herkömmliche eine neue Ordnung. Vor allem sollte für die Küche anders gesorgt sein als bisher. Statt des biederen deutschen kam ein junger französischer Koch mit zahlreichem Hilfspersonal; an Stelle der Efeuede hinter dem Schlosse, die von hohen Mauern umgrenzt mit ihrer gotischen Pforte und den mächtigen alten Linden wie ein Klostergarten anmutete, just an dieser Stelle sollte eine Spargelzucht angelegt werden und damit diese köstliche Pflanzung nicht durch Mangel an Sonne und Raum gehemmt würde, mußten — so beschloß es der neue Besitzer — die umgrenzenden Mauern samt den alten Bäumen fallen. Auch im Schlosse selbst sollte alles „alte Gerümpel“ weichen, ja sogar die Ahnenbilder im Rittersaale, die für den jetzigen Herrn keinen Wert hatten.

Aber all dies wollten die Schloßgeister nicht ruhig mit ansehen und ehe noch eine Veränderung vollzogen war, hielten sie eine strenggeschlossene Versammlung ab, die sehr erregt verlief. Alle hatten dabei ihre Bedrängnis und Enttäufung über den neuen Geist, der nun auf Siebenstein herrschte, kundgetan und man war eben bei der Frage angelangt, was zu tun sei, als der Stammvater sich erhob und folgende schwerwiegende Worte sprach:

„Andere Zeiten bereiten sich vor, ich fühle es; die Menschen werden immer unabhängiger vom Blute und immer mehr zu Selbsturhebern ihrer Wesensart. Aus dem Adel des Blutes wird ein Adel des Geistes entstehen, aus dem Adel der Geburt ein Adel der Persönlichkeit. Was ich damals weisagte, als wir vor der Hochzeit unserer Letztgeborenen versammelt waren, ist geschehen: meine Macht ist erschöpft; und weil ich nichts mehr zu tun vermag, das alte Ansehen zu wahren, so müssen wir uns damit bescheiden, nun in jenes

Reich einzugehen, wo sich alles zusammenfindet, was irdischer Größe und Glanzes beraubt, zum Überlebten und Vergessenen gehört. Aber gebricht es uns auch an Kraft, unsere Jahrhunderte alte Herrschaft zu erhalten, so wollen wir es doch niemals dulden, daß hier an diesem Orte eine andere Denkungsart gedeiht und daß andere Geister uns vom altangestammten Platze verdrängen. Ich bin überzeugt, auch alle vertrauten Freunde, denen es vielleicht noch gegönnt ist, fürderhin hier ein demütigendes Dasein zu fristen — ich nenne von ihnen nur die Schwalben und den ehrwürdigen Brunnen —, werden lieber mit der alten Herrschaft untergehen, als einer neuen gegen ihre Überzeugung angehören. Sämtliche Anwesenden, vom ältesten Ahnen bis zum jüngsten von den Elfen, bis zum kleinsten Feinzelmännchen, gaben ihre Zustimmung kund, und was dann in jenem mitternächtlichen Geiserrate noch beschlossen wurde, kam zur Ausführung.

Es war gerade im Hochsommer und seit Wochen hatte große Hitze und Trockenheit geherrscht, als der neue Gebieter zur Stadt fuhr, um persönlich Handwerker und Baumeister zu bestellen, welche die „alte Riste“ oder den „Rumpelkasten“ wie er das Schloß auch nannte, erst richtig bewohnbar machen sollten. Doch er ahnte nicht, was in der ersten Nacht seiner Abwesenheit auf dem Gute vorfiel; dort wurden die Bewohner der benachbarten Orte plötzlich dem Schlafe entrisen durch Hornsignale und hastige Rufe. Man schrie: „Zu Hilfe! Feuer! Auf Siebenstein brennt's!“ Und da sah man auch schon, wie die züngelnden Flammen gierig an den alten Schindeldächern und Turmknäufen des Schlosses emporleckten, den klaren Sommernachthimmel mit einem weitreichenden Feuerschein überziehend. Alles lief mit Rannen, Pumpen und Wassereimern, um zu retten, was noch zu retten war, aber da erwiesen sich in der ganzen Gegend ringsum die Quellen, Bäche und Brunnen als vollständig ausgetrocknet. Nun mußten alle hilfsbereiten Menschen die Hände ohn-

mächtig sinken lassen und einfach zusehen, wie das schöne alte Gebäude zu einem wüsten Trümmerhaufen zusammenbrach; sogar die mächtigen Bäume brannten gleich riesigen Fackeln. Die Dienerschaft rettete nur ihr nacktes Leben, das Vieh wurde noch mit knapper Not aus den Ställen gejagt, sonst aber blieb gar nichts verschont; selbst die lieben, armen Schwalben waren samt ihren Jungen theils von den zusammenstürzenden Mauern erschlagen worden, theils im Rauchqualm erstickt und der Brunnen bot in seinem halbverkohlten Zustande einen jammervollen, trostlosen Anblick. Nun plauderte er nicht mehr, seufzte und schluchzte nicht mehr, aber über seine runzeligen Wangen, welche die eines Sterbenden waren, rannen ihm dicke Tränen.

Wie war doch das Feuer entstanden? so frugen sich alle, aber niemand von den Überlebenden wußte es. Das hatten allein die Schwalben gewußt, die den Auftrag des Familiengeistes und Stammvaters derer von Siebenstein von Brunnen zu Brunnen, von Bach zu Bach, von Quelle zu Quelle trugen, so daß in jener Nacht das ganze Wasser versiegte; und allein die Lindenelfen hatten es gewußt, die ein winziges Fünkeln erhaschten, das vom Talglichte des alten Rastellans zurückflatterte, als er nachts das Schloßthor versperrte. Sie wußten für dieses Fünkeln ein Plätzchen, wo es am sichersten zur mächtigen unheilvollen Flamme sich entwickeln konnte. Im obersten Gemache des Mittelthurmes, nahe dem Sparrenwerk und Gebälk des Daches, befand sich das Archiv. Uralte Truhen und Schränke mit unzähligen vergilbten Akten, Büchern und Dokumenten, sowie manch wertvollen Familien-erinnerungen führten dort, spinneüberwoben, ein halbvergeßenes Dasein. Dahin trugen die Elfen behutsam — behutsam ihn mit ihren windbeschwingten Flügelchen immer neu belebend, den Funken, und pflanzten ihn als unheilvollen Samen mitten in den Wust der Papiere.

Seither ist die von den sieben moosüberwachsenen Felsen

getragene Hügelebene wieder kahl und öde wie vor alten Zeiten; wie damals, als noch niemand eine Ahnung davon hatte, daß eine weithin geachtete Familie auf ihrem Boden Wurzel fassen und wieder welken würde, gleich einer Pflanze, die keimt, sproßt und aufwächst, blüht und gedeiht, um dann wieder langsam und unmerklich erst — aber stetig in sich selbst zu versinken, zu verdorren.

Nur den Wanderer, der hier vorübergeht oder auf dem Hügel rastet, um weit ins Land zu schauen, überkommt wie ein letztes Grüßen der Geister von Siebenstein eine leise, wehe Ahnung von alledem, was auf Erden schon gewesen ist und niemals, niemals wiederkehren wird; doch wissend, daß im Wechsel der Zeiten Altes untergehen muß, damit Neues heranwachsen kann, wie aus der Blüte die Frucht, grüßt er in tiefem Dantgefühl die Sonne und geht vertrauend all dem Neuen entgegen, das noch kommen will.



Grabchrift für Hauptmann Sp. Von Paul Thun

Hier liegt ein alter Feldsoldat,
Den jäh der Tod ergriffen hat.
Gott hat ihn hoch geehrt
Und hat ein Sterben ihm gewährt,
So leicht und kühn, so frei von Bangen,
Wie innig er am Leben auch gehangen . . . —
Auf Wiedersehn! Will Gott uns ehren,
Wird Er uns gleichen Tod bescheren.



Romantische Jahresrundschau

Abgeschlossen Pfingsten 1919 / Vom Herausgeber

I.

Alte deutsche Romantik.

Revolution und Romantik stehen miteinander seit jeher in Wechselwirkung. Der Pol des Umsturzes und der Auflösung besitzt seinen Gegenpol der Erhaltung und Zusammenfassung. Über dem finstern Chaos der durcheinanderwirbelnden nächtlichen Mächte steigt das goldene Gestirn des Tages siegreich empor. Im großen französischen Revolutionszeitalter schreibt Chateaubriand seine „Apologie des Christentums“. Im Jahrzehnt der Deutschen Märzrevolution wird der Kölner Dombauverein gegründet und der Grundstein zum Weiterbau des gewaltigsten gotischen Bauwerks gelegt. Die dritte europäische Aufstandswelle, die wir jetzt erleben, bringt gleichfalls ein Erwachen des romantischen Geistes mit sich. Wir spüren seine Wehen deutlich und bezwingend. Das letzte Wort wird auch diesmal die Romantik sprechen und nicht die Revolution.

Was ist Romantik? In seiner bedeutsamen Rede anlässlich der Rektoratsübernahme an der Universität Freiburg im Breisgau „Über Friedrich Schlegel“, die eine der wertvollsten Untersuchungen der letzten Jahre darstellt, weist Heinrich F i n k e auf den Ausspruch Goethes hin, die Romantik sei eine Krankheit, ihr Element sei die Sehnsucht. F i n k e möchte eher sagen: „Die Romantik ist eine Anlage; es gibt romantische und unromantische Menschen und Völker. Was nützt es, die Veranlagung, für die keiner kann, abzuschätzen?“ Die Romantik bilde einen Bestandteil des deutschen Geistes bis heute, sie habe Wundervolles, Liebliches, auch Großes uns geschenkt. Als Alleinherrschaft in

einem Volke sei sie gefährlich, als Bestandteil nicht. „Als Alleinherrschaft wäre sie uns Deutschen am gefährlichsten geworden und wäre es noch heute. Aber sie ganz ausrotten zu wollen, hieße uns amerikanisieren . . .“ Hier möchte ich entgegnen, daß nur die einseitige rein gefühlsmäßige Romantik als Alleinherrschaft schädlich wirken kann. Die Vollromantik eines Eichendorff dagegen, die kernfest bodenständige Art eines Uhland oder der Brüder Grimm, die allesamt bei größter Herzenswärme dennoch politische Köpfe ersten Ranges gewesen sind, würde unsere Nation in jeder Hinsicht am weitesten bringen und am glücklichsten machen.

„Ein Typus der Romantik“, sagt Finte weiter, „ein Typus der Romantik, dem alle ihre Schwächen, aber auch Vorzüge anhaften, der ihre Wandlungen am stärksten mit durchgemacht, ist ihr Begründer Friedrich Schlegel; durch ihn ist sie nach Eichendorffs Wort eine Macht, eine religiöse Macht geworden.“ Über den vieldeutigen Begriff Romantik kann man bei W. Meßger „Gesellschaft, Recht und Staat in der Ethik des deutschen Idealismus“ (1917) und A. Poëßch „Studien zur frühromantischen Politik und Geschichtsauffassung“ (1907) Näheres finden. Die letztgenannte Schrift (3. Heft von Karl Lamprechts „Beiträgen zur Kultur- und Universalgeschichte“) ist besonders anregend. Keiner der zahlreichen Romantikforscher von Haym bis Ricarda Huch, Richter, Walzel und Flaslamp vermögen genau zu bestimmen, was die Romantiker wollen. Finte versucht folgende Definition: „Sie wollten das deutsche Volk aufrütteln, wollten Vermittler zwischen den Großen der Weltliteratur und dem deutschen Volke sein. So eroberten sie Shakespeare, Dante, Calderon, so wurden sie Kulturvermittler. Aber leider wollten sie mehr, sie wollten Kulturträger sein, und dazu reichte ihr Gehalt und ihre Form nicht aus. Sie träumten von der Herausbringung eines neuen Zeitalters, einer neuen Religion gar, sie redeten von einer neuen Sittlichkeit, ohne

das Problem aller sittlichen Probleme, das Gewissen, auch nur zu erwähnen. Ihr ungeheurer Irrtum war, von der Literatur her ein Volk zu erneuern! Gerade hier bewiesen sie sich als Romantiker, sie beurteilten die Wirklichkeit nicht an der Erfahrung, sondern vom Gedanken her. Von der Idee her die Wirklichkeit betrachten, d. h. also sie idealisch stilisieren, das ist Romantik“. — Diese Definition bedarf in mehr als einer Hinsicht der Korrektur. Allein es fragt sich, ob man den Begriff der Romantik überhaupt fest bestimmen kann. Katholiken, Protestanten, Juden, Freidenker, alle Nationen, alle Berufe haben an ihr teil. Es gibt eine erotische und eine religiöse Romantik. Am besten freilich erkennt man ihren Geist an ihren Vertretern, als deren reinsten, edelsten und vielleicht literarisch vielseitigsten Eichendorff bezeichnet werden muß. Wie er die Romantik aufgefaßt und dargestellt hat, so fassen auch wir sie auf. Und die gegenwärtige Erneuerung der Romantik kann gleichfalls nur auf dem Programm Eichendorffs fußen.

F i n t e s Rectoratsrede nebst einem Anhang „Universalgeschichte“ (Anfang und Schluß eines Manuskriptes aus der Sammlung Sulpiß Boissierée) erscheint wieder abgedruckt in der zweiten Vereinschrift der „Görresgesellschaft“ für 1918, die um folgende weitere Beiträge bereichert ist: Dorothea Veits Entwicklung bis zu ihrer Bekanntschaft mit Friedrich Schlegel 1797 — Dorothea Schlegel als Schriftstellerin — Einige Freundesbriefe an Dorothea Veit. Der hohe Wert der Finteschens Arbeit hätte eine Steigerung erfahren, wenn vom Verfasser und Herausgeber Sach- und Personenregister beigelegt worden wäre. Register anzulegen mag manchem Gelehrten eine mehr mühevollere als dankbare Aufgabe bedeuten. Aber es sollte dem Universitätslehrer doch nicht schwer fallen, einen fleißigen verlässlichen Studenten hiefür zu gewinnen. Denn ohne genaue Verzeichnisse werden gerade derartige Werke, die man immer

wieder nachschlägt, für den Forscher zu einer Qual. Nicht einmal Seitenüberschriften erleichtern einem die Orientierung. Ich richte an die Görresgesellschaft den dringenden Appell, Register bei jeder Vereinschrift zur Bedingung zu machen, sofern auf Seitentitel und Inhaltsverzeichnis verzichtet wird.

Während die Schlegelforschung, vor allem Dant Finte, unermülich weitergräbt, bleibt auch die Fichteforschung nicht zurück. Hans Schulz veröffentlicht Briefe und Mitteilungen zu einer künftigen Sammlung des Fichteschen Briefwechsels als 44. Ergänzungsheft der „Rantstudien“. Es ist mit einem Bildnis des Philosophen geschmückt.

Die auseinanderstrebenden Tendenzen der Romantik, für deren Verschiedenheit Namen wie Friedrich Schlegel und Fichte charakteristisch sind, erfahren immer schärfere Beachtung. Man gewöhnt sich allmählich ab, durch die höchst einseitige Brille eines Haym oder Walzel zu sehen und weicht dem katholischen Urgrund nicht mehr ohne weiters aus. Beweis dafür bietet die äußerst scharfsinnige Untersuchung des leider frühverbliebenen Berliner Gelehrten Siegbert E l t u ß „Zur Beurteilung der Romantik und zur Kritik ihrer Erforschung“, aus dem Nachlaß herausgegeben von Franz Schulz. In dem engen Rahmen dieser bescheidenen Jahresrundschau, den reichen Gedankeninhalt des eigenartigen, wenn auch ganz fragmentarischen, stellenweise geradezu aphoristischen, rein verstandesmäßig kritischen Buches auszuschöpfen, vermag ich natürlich nicht. Die zahllosen Lücken und Sprünge aufzudecken, halte ich für sinnlos. Was allein die Spätzeit der Romantik anbelangt, hätte der Verfasser aus Valmar Tramers „Büchertunde zur Geschichte der katholischen Bewegung in Deutschland im 19. Jahrhundert“ (1914) wichtiges Quellenmaterial für seine Zwecke gewinnen können. Bei allem guten Willen, der romantischen Hochblüte gerecht zu werden, ist er es nicht imstande. Dennoch bleibt ihm jeder ehrliche Forscher der Romantik zu Dant verpflichtet, denn Eltuß

geht über Walzel und Genossen weit hinaus. Daß er Eichendorff nicht berücksichtigt und sich mit der bloßen Erwähnung des 1915 in den „Süddeutschen Monatsheften“ von Franz Schulz veröffentlichten Eichendorffbrieffes begnügt, finde ich unbegreiflich.

Während sich die vorgenannten Schriften mehr mit romantischen Weltanschauungsfragen beschäftigen, gibt Max Koch in seiner Breslauer Rektoratsrede „Deutsche Vergangenheit in deutscher Dichtung“ (Deutsche Renaissance) einen wertvollen Überblick über das Verhältnis der romantischen Poesie zum geschichtlichen Erlebnis unseres Volkes. Der Verfasser, der selbst wie einer der Helden vor hundert Jahren, trotz seines nicht mehr jugendlichen Alters für Volk und Vaterland gekämpft und geblutet hat, widmet die herrliche Arbeit den seiner Führung anvertraut gewesenen Feldzugskameraden. Und so bedeutet sein Buch in doppelter Hinsicht eine völkische Weisbegabe edelster Gesinnung. Koch geht bis auf die Tage fernster Vorzeit zurück und schließt mit Richard Wagner ab. Unter den Romantikern nimmt da einen besonderen Platz Frouzú ein, aber auch Eichendorff und seine Zeitgenossen. Schenkte doch gerade die Romantik der deutschen Vergangenheit eine Reihe der schönsten Werke. Und seit der Romantik blieben die großen Männer und großen Ereignisse bevorzugte Motive für die meisten unserer bedeutenden Dichter. „Chr. D. Grabbes Hohenstaufen Dramen“, die von Wilhelm Schulte erschöpfend und in vorbildlicher Weise behandelt werden, wären ohne die Wiedergeburt des völkischen Geistes durch die Romantik nicht zu erklären.

Der geschichtliche und vaterländische Zug, der das Schaffen vor hundert Jahren auszeichnet, ist ohne weiteres zu erklären aus der bedrängten Lage unseres Volkes und der gewaltigen Tragweite der Ereignisse, die es damals erlebte. Einen kleinen Ausschnitt aus jenem Zeitgemälde erhalten wir in

den kürzlich von Hermann Carbauns, dem Unermüdblichen und Vielverbienten, herausgegebenen fesselnden Aufzeichnungen des Professors *M i n o l a*, eines Landsmanns und Zeitgenossen von Görres, „Die Franzosen in Koblenz 1794 bis 1797“. Womöglich noch reizvoller liest sich das Lebens- und Charakterbild Antonie Abambergers, das Hans *B i m m e r* in seinem schönen Buch „Theodor Körners Braut“ für uns und die Nachwelt festhält. Die unvergeßliche „Toni“ gehört zu den reinsten Lichtgestalten unseres Schrifttums. Schon allein als Braut des edlen Lühower Jägers würde sie mit diesem Liebling der deutschen Jugend weiterleben in unserm Gedächtnis, dazu kommt aber noch ihre Abstammung aus einer hochbedeutenden Künstlerfamilie, deren bewegtes Schicksal wie ein spannender Roman auf uns wirkt, ihre eigene zehnjährige Tätigkeit als gefeiertes Mitglied des Hofburgtheaters in Wien, die hervorragende Rolle, die sie in späteren Jahren als Gattin des angesehenen österreichischen Gelehrten Joseph von Arneth gespielt hat, und nicht zuletzt ihr prächtiger, liebenswürdiger Charakter als Mensch. Zimmers Buch bildet ihr erstes literarisches Denkmal. Aber auch für die große napoleonische Zeit ist es wichtig.

Der gern rückwärts in die schöne herzerhebende Vergangenheit des deutschen Volkes gewandte Blick der Romantik veranlaßte naturgemäß die Übertragung und den Neudruck alter Literaturdenkmale. Das Nibelungenlied und Walthers von der Vogelweide kamen zu neuen Ehren. Und bis zum 17. Jahrhundert erstreckte sich die lebendige Teilnahme, die zur Ausgrabung jener literarischen Schätze führte. Die Gegenwart verfährt ebenso. Aus dem abgeschlossenen Berichtsjahr erwähne ich bloß den herrlichen Neudruck der „Gedichte“ Walthers von der Vogelweide in der Ausgabe von Richard Voßmann, „Das Nibelungenlied“ (Übersetzung von Simrock mit gegenübergestelltem Urtext nebst Einleitung und Anmerkungen von

Walther Freye) in Bongs rühmlichst bekannter Goldener Klassikerbibliothek und Abrahams a Sancta Clara „Blütenlese aus seinen Werken“, die Karl Bertsch in kaum übertrefflicher Anordnung zusammengestellt hat. Bertsches Abraham-Biographie (M.-Glöblich, Volksvereinsverlag), die gleichfalls gegen Kriegsende erschienen ist, soll hier mit warmer Empfehlung wenigstens erwähnt werden.

Die Romantik ist aus dem protestantischen Norden gekommen als Reaktion auf den schrankenlosen Rationalismus des Friederizianischen Zeitalters, als Heimwehsehnsucht nach den Quellen der alten deutschen katholischen Kultur. In den „Novellen“ Ludwig Arnim von Arnims, die in einer lesenswerten Auswahl von Rudolf Kayser neuerdings vorliegen, merkt man nur das Erste. Aber in den „Briefen des Dichters Friedrich Ludwig Zacharias Werners“, deren erste Sammlung wir Oswald Floeck verdanken, wird uns auch ihr Ringen um eine feste Weltanschauung, ihr inneres Wachsen und Reifen im Schoß der wiedergewonnenen Kirche offenbar. Die monumentale zweibändige Briefausgabe darf auch des Bibliophilen Dant und Anerkennung voll beanspruchen.

Arnim ist Protestant geblieben, Werner Katholik geworden, Eichendorff aber Katholik immer gewesen. So erscheint er als Typus romantischer Erfüllung, nicht bloß Sehnsucht allein. Eichendorff eröffnet daher auch mit Recht eine neue Sammlung, die unter dem Titel „Romantische Bücherei“ um den Zustrom weitester Volkskreise wirkt. Neben neuen Romantikern wie Horst Wolfram Geißler („Der Zauberlehrling“) und Gerhard Branca („Die Zwölf-Apostel-Legende“) bevorzugt gleich die erste Reihe alte Autoren, in der Überzeugung, daß das gute Neue nur in Verbindung mit dem guten Alten hervorgehen kann, das vorderhand immer noch stärker, kräftiger, bodenständiger ist als das Schaffen des in den ersten Anfängen stehenden

romantischen Dichtergeschlechts jüngsten Datums. Das „Eichendorff-Brevier“, ausgewählt, eingeleitet und herausgegeben von Elias Boltzner, gibt den Auftakt der „Romantischen Bücherei“, Clemens Brentanos „Chronika eines fahrenden Schülers“ und Woldemar Nürnbergers (Solitaires) „Tag in der Waldschmiede“, eine graufige Speffartnovelle, folgen. Selbstverständlich ist Eichendorff in den Romantischen Fliegenden Blättern „Rübezahl“ — das erste Heft enthält Hermann Klettes köstliches „Buch vom Rübezahl“ (Des Berggeistes Fahrten und Abenteuer) — ebenfalls gleich anfangs vertreten. Im dritten Heft dieser Sammlung finden wir Eichendorffs politisch-satirisches Puppenspiel „Inkognito“ (nach Häusles Ausgabe der dritten Fassung).

Eichendorffs Frömmigkeit entspringt, wenn sie sich auch anders äußert, derselben Weltanschauung, die Brentano in seiner zweiten Lebenshälfte gehegt hat. Seine Aufzeichnungen der Emmerichschen Gesichte über Christi Leben und Leiden sind allgemein bekannt, verhältnismäßig wenig dagegen sein „Leben der heiligen Jungfrau Maria“, obwohl die Originalausgabe jetzt schon das 18. und 19. Tausend anzeigt. Jedenfalls gehört dieses Werk zum eisernen Bestand der Erbauungsliteratur aus der Periode der Romantik im engern Sinn. Über „A. R. Emmerichs Charismen und Gesichte“ unterrichtet ausführlich Johannes Nissen. Die tiefschürfende Arbeit bildet die Frucht dreißigjähriger Studien und wendet sich u. a. ausdrücklich gegen die moderne Kritik des bekannten Gelehrten Hermann Carbauns. Carbauns wieder teilt in seinem schönen Büchlein „Aus Luise Hensels Jugendzeit“ neue Briefe und Gedichte zum Jahrhunderttag ihrer Konversion mit. Das Buch ist nicht bloß literarhistorisch wertvoll, sondern verdient seiner leichten Lesbarkeit wegen auch in weiteren Kreisen teilnahmevolle Leser.

Auf dem mystischen Boden der Romantik bewegt sich die überaus fesselnde Biographie „Fürst Alexander von Hohenlohe-Schillingsfürst 1794 bis 1849 und seine Gebetsheilungen“ von L. Sebastian. Das Buch wird in der Fachwelt zu allerlei Auseinandersetzungen Anlaß geben. Domkapitular von Hohenlohe stand mit dem mystisch angehauchten Flügel der Schwäbischen Schule und ihrer Nachblüte in wesensverwandter Beziehung. Dieser wurzelt genau so wie die radikale rationalistische Gegenpartei in dem evangelischen Tübinger Stift, einer der berühmtesten Pflanzstätten deutschen Geistes im Süden. Es ist daher besonders dankenswert, daß R. Julius Hartmann uns „das Tübinger Stift“ in seiner geschichtlichen Entwicklung schildert und dabei auch den uns sympathischsten Zögling, unsern lieben Mörike nicht vergißt.

Eduard Mörikes reizvollste Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag“ erlebt in der Volksausgabe der Insel-Bücherei eine neue Auferstehung, und zu ihr gesellt sich im Rahmen desselben Unternehmens eine Auslese der „Lyrischen Gedichte“ von Nikolaus Lenau, dem schwermütigen Deutschungarn und besten Freunde der biederen Schwaben. Albrecht Schaeffer hat die Sammlung geschickt redigiert.

Zu den Ausläufern der Schwaben und wenigstens in seinen Anfängen zu den Ausläufern der Romantik gehört Hermann Kurz, dessen Jugendroman „Lisardo“ trotz den einschränkenden Bemerkungen seines Herausgebers Heinz Rindermann von Haus aus so viel Romantisches enthält, daß die modern-praktisch-demokratische Weltanschauung des Verfassers an dem Charakter des von der Romantik beeinflussten und bedingten Wertes nichts zu ändern vermag.

Alemannischer Abkunft und ein treuer Ritter der Blauen Blume ist dagegen lebenslang der Dichter des „Trompeters von Säckingen“ gewesen. Ihm widmet Karl Bertsch,

der treffliche Schulmann und Abrahamforscher, sein köstliches „Scheffel-Brevier“, das außer einem Facsimile aus Scheffels Nachlaß und einem anregenden Vorwort Scheffel'sitate über Heimat und Vaterland, Kunst und Dichtung, Glück und Frieden, Freundschaft und Liebe, Menschenleben und Tod, Krieg, Natur und Einsamkeit, Gott und sein Reich usw. zusammenfaßt.

Während Scheffel Baden seine Heimat nennt, kommt Ludwig Aurbacher, sein romantischer und volkstümlicher Genosse in Apoll, aus dem bayerischen Schwaben. Von Aurbachers berühmtem Meisterwerk „Abenteuer der Sieben Schwaben“ gibt es seit kurzem einen neuen Vorzugsdruck. Die wenigsten Schwind-Biographen wissen über die erstmals von Brodhag in Stuttgart 1832 veranstaltete Originalausgabe zu berichten, denn sie ist ebenso wie die zweite Ausgabe 1839 anonym veröffentlicht worden und heute nahezu verschollen. Die Münchener Graphische Sammlung besitzt gleich dem Dresdener Kupferstichtabinett wenigstens die zweite Ausgabe. Dem jetzigen Neudruck liegt ein Exemplar der besonders kostbaren ersten Ausgabe zugrunde, das sich im Besitz des Malers und Graphikers Rolf von Hoerschelmann befindet. Diese selbst enthält außer dem Text des Dichters, bekanntlich der schönsten und besten Bearbeitung des alten Schwankstoffes von den sieben Schwaben, acht Lithographien nebst zwei Umschlagzeichnungen von Schwind und Fellner, sowie den vollständigen Text in Facsimiledruck, getreu dem Original.

Ein Zeit- und Gesinnungsgenosse Aurbachers, dem gleich diesem eigentlich erst die Nachwelt den schuldigen Tribut der Dankbarkeit zollt, ist Adalbert Stifter, der Romantiker des Böhmerwalds. Seine Erzählungskunst fordert den Griffel des Illustrators förmlich heraus. Eine seiner schönsten Schöpfungen können wir jetzt in einem prächtigen Neudruck genießen. Ich meine seine Geschichte „Bergkristall“. Unter

dem Titel „Der heilige Abend“ erschien der nachmals so berühmte „Bergkristall“ der „Bunten Steine“ Weihnacht 1845 im politisch-literarischen Tagblatt „Die Gegenwart“ zum ersten Male. Mit den allerschönsten Mitteln der Darstellungskunst gelang hier Stifter eine Novelle voll größter Wirkung ein anerkanntes Kronjuwel der deutschen Literatur, ein Lieblingsbuch für Jung und Alt. Die unvergleichliche Schilderung der österreichischen Alpenwelt und die wunderbar einfache Geschichte der beiden Kinder, die sich in der Christnacht verirrt haben, aber schließlich aus dem Eismeer des Urgebirges glücklich nach Hause gelangen, vertiefen durch ihren in reine Harmonie aufgelösten Gegensatz den ergreifenden Eindruck. Nur ein echt deutsches Dichtergemüt konnte dieses Werk schaffen, das von der Meisterhand des deutsch-böhmischen Malers und Graphikers August Brömse, Professors der Prager Kunstakademie, mit Bildern reich geschmückt nunmehr endlich auch in einer dem kostbaren innern Gehalt entsprechenden Ausstattung vorliegt. Wenn schon eine Stelle daraus nach dem Urteil eines zeitgenössischen Kritikers „mehr als eine Ostermesse von Novellen“ bedeutet, wie hoch soll man das Ganze in der jetzigen Ausgabe werten?

Langsam, aber stetig schreitet die große Ausgabe von Adalbert Stifters „Sämtlichen Werken“ vor, die unter der Leitung August Sauers von der Gesellschaft zur Förderung Deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen herausgegeben wird. Der jüngst erschienene wertvolle 17. Band bietet den ersten Teil des Briefwechsels, mit Benutzung der Vorarbeiten Adalbert Horcikas von Gustav Wilhelm, musterhaft ediert.

Eine feinsinnige Studie über „Adalbert Stifter“ von Hermann Bahr eröffnet sehr glücklich die „Amalthea-Bücherei“. Ich möchte bei dieser Gelegenheit nicht verfehlen, auf die buchtechnisch ganz hervorragenden Leistungen

des jungen Wiener Amalthea-Verlags hinzuweisen. Der deutschösterreichische Buchhandel darf auf die neue Gründung stolz sein.

Nicht minder ergebnisreich als Stifters Briefwechsel, über den erst nach Erscheinen des letzten Bandes ein abschließendes Wort zu sagen sein wird, scheint mir „Der zweibändige Briefwechsel zwischen Paul Heyse und Theodor Storm“, den der kürzlich frühverbliebene Frankfurter Dramaturg Georg J. Plotke herausgegeben und erläutert hat. Es wurde dafür Sorge getragen, durch die zwischen die Briefe gesetzten Anmerkungen Unverständliches, oder dem Fremden weniger Bekanntes so zu erklären, daß die Lektüre für jeden nutzbringend ermöglicht wird. In diese Anmerkungen sind reiche Materialien des Heyseschen Archivs hineinverarbeitet. Der Briefwechsel sollte sich durch die zahlreichen Erläuterungen, die leider manchmal tendenziös gefärbt sind, Anerkennung weiter Kreise erwerben. Auf die Ausstattung wurde alle Sorgfalt verwendet. Die schöne Schrift (Fraktur von Professor W. Siemann), auf bestes, holzfreies Papier gedruckt, die Bildbeilagen, darunter zwei nach Gemälden F. von Lenbachs, machen in Verbindung mit dem gediegenen Einband das Buch zu einem Schatzkästlein. Plotke sagt von Heyse, diesem sei in frühen Jahren schon Goethe tiefstes und nachhaltigstes Erlebnis geworden, darnach erst die Spätlinge der Romantik Brentano und Eichendorff. Ihnen blieb er bis ans Ende getreu. Überhaupt wird jeder Romantiker in dem Briefwechsel Heyse-Storm als eine Fundgrube neuer Erkenntnisse immer wieder gern ausschöpfen.

Mehr noch als Hans Enz, der Biograph der wie Storm und Heyse im deutschen Norden beheimateten Luise von François zuzugeben geneigt ist, fußt auch diese Dichtergestalt auf dem Boden der Romantik. Denn zwischen Romantik und Realistik — beide Elemente vermischen sich in ihrer Erzählungskunst — einen Gegensatz zu konstruieren

oder gar die ausgesprochen christliche Weltanschauung der Dichterin als von der romantischen Strömung nicht für voll erfasst hinzustellen, geht wohl nicht an. Stifter und Drost-Hülshoff z. B., sind beide Realisten und beide Christen, zu welcher Richtung aber gehören sie, wenn nicht zur Romantik?

Echt romantisch knüpft die Sehnsucht der für wahre bildende Kunst empfänglichen Seele unserer Tage an das künstlerische Schaffen des Mittelalters an. Die wunderbare farbige Bildermappe „Weihnachten in altdeutscher Malerei“, sechzehn Gemälde des 15. und 16. Jahrhunderts mit einer Einführung von Hans Naumann verdient schon seines wohlfeilen Preises wegen Gemeingut des gesamten Volkes zu werden.

Die altdeutschen Meister leiten unmittelbar zu den Frühromantikern über, als deren Chorführer Philipp Otto Runge gilt. Bilder und Bekenntnisse von ihm, die an anderer Stelle gewürdigt werden, hat Gustav Pauli herausgegeben und eingeleitet.

Bürger gilt mit Recht als der Vater der deutschen Ballade und als eines seiner Meisterwerke die schaurig-schöne Verserzählung „Der wilde Jäger“. Es gewährt nun einen besonderen Reiz, wie sich das tragische Gedicht des lebensvollen Stürmers und Drängers in den Augen des gottinnigen Romantikers F ü h r i c h widerspiegelt, der mit 26 Jahren die Hauptscenen der Handlung in fünf Bildtafeln festgehalten hat. Der soeben erschienene billige Neudruck des erlesenen, heute kaum mehr auffindbaren Schazes mit dem zeitgenössischen Kommentar des Prager Universitätsprofessors Anton Müller wird zweifellos viel Freude erregen.

„Neues von Spitzweg“, Gedichte und Briefe betitelt sich ein reich illustrierter Pappband des Münchner Delphinverlags, der kaum geringere Teilnahme wecken dürfte.

S p i k w e g erfreut sich immer noch begeisterter Liebe und Dankbarkeit, hoffentlich für alle Zeit.

Von den Künstlern zu den Kunstforschern! Einer ihrer besten, Kunstgelehrter und Politiker zugleich, erfährt in der vorzüglichen Sammlung des M.-Glabbacher Volksvereinsverlags „Führer des Volkes“ eingehende Behandlung. Es ist dies die Biographie „August Reichensperger“ von Franz Schmidt. Reichensperger, überzeugter Katholik und Gegner des preussischen Kleindeutschthums, berührt sich als Politiker in mancher Hinsicht mit seinem protestantischen Zeitgenossen Frank. Das unter dem Titel „Konstantin Frank“, ein Gedentblatt zu seinem 100. Geburtstag (12. September 1917) mit einem Anhang: Schriften von Konstantin Frank erschienene schmale aber vielsagende Buch aus der Feder Ottomar Schuchards und Karl Heldmanns klingt in die Worte aus: „Es ist eine eigenartige Fügung, daß die hundertste Wiederkehr des Geburtstages von Konstantin Frank in die Epoche fällt, in der das Brüllen der Geschütze vom Fels zum Meere dröhnt, der Hagel der Geschosse die Eingeweide der Erde durchwühlt und brennende Ortschaften als ein furchtbares Fanal weithin leuchten, in der nicht nur alles zu wanken beginnt, was die Gegner jenes seltenen Mannes einst für alle Ewigkeit feststehend gepriesen, sondern in der die Zukunft Deutschlands und Europas überhaupt in Frage gestellt ist. Rein Zweifel, hätten die Staatsmänner statt einer kurzfristigen, auf rasche Erfolge gerichteten Politik zu vertrauen, den Lehren eines Frank zur Herrschaft verholfen, die furchtbare Geißel dieses Krieges wäre uns erspart geblieben. — Nunmehr aber, nachdem die Entwicklung diesen Gang genommen, hoffen wir zu Gott, daß sich die Blicke derer, die heute zur Leitung berufen sind, den großen von Frank gesteckten Zielen entgegenrichten; denn wenn etwas imstande ist, in den Wirrwarr von haltlosen Meinungen und Ratschlägen Ordnung zu bringen und einer schöpferischen

Entwicklung Bahn zu brechen, so sind es die durch und durch realpolitischen Gedanken eines Konstantin Frank. Und mag auch der ‚Ewige Friede‘, den heute so viele suchen, uns, die wir auf Erden wandeln, ein unerreichbares Ideal bleiben, den Weg zu diesem Ideal hat Frank gezeigt.“

II.

Neue deutsche Romantik.

Der Scholle Heimatdunst schlägt über Dir zusammen,
Nun laß den Alltagszwang der Sache hinter Dir
Und koste Schritt für Schritt den Pfad zu jenem Tale,
Da Zeit im Wunderborn der Ruhe ganz versank.
Horch: Träger Flügelschlag im mittagmüden Parke.
Hauchfeiner Herdrauch bebt wie Andacht himmelauf.
Nun bade tatenjung den Geist im keuschen Lichte:
Hier mündet jeder Weg in reine Menschlichkeit.

Mit diesen Worten der „Heimkehr“, die zugleich Einteiler ist, eröffnet der Berliner Jungromantiker Kurt B o d sein „als Handschrift gedrucktes“ Versbüchlein „Alt-Döbern“. Dieses wieder gleichsam ein Präludium zu seiner größeren Sammlung „Berufung des Weltflüchtigen“. Ich möchte sie in gewissem Sinn als Motto der folgenden Übersicht voranstellen, weil sie dem bei aller Wirklichkeitsfreude und Erdhaftigkeit durchaus nach innen gerichteten religiös werdenden lyrischen Genius unserer Zeit entsprechen.

Zwei Tiroler, kernhafte, wetterfeste, idealgesinnte junge Männer, treten mit poetischen Erstlingsgaben vor die Öffentlichkeit, Karl Emerich Hirt mit seinem lyrisch-epischen Kriegstagebuch „Gott bleibt Sieger“ und Josef Georg Oberkofler mit seinen Sonetten „Stimmen aus der Wüste“. Es ist noch viel unklar Geschautes, noch viel gärender Most darin, allein beide versprechen einen guten Wein. Der Heilandgott, den sie nicht auf den Lippen, sondern im Herzen tragen, verleiht ihren ringenden Worten und Gefühlen

einen erhabenen Schwung, ergreifend und hinreißend zugleich. Reifer tritt uns der Rheinfranke Jakob R n e i p entgegen in seinem gewaltigen Versbuch „Der lebendige Gott“ mit dem vielsagenden Untertitel „Erscheinungen, Wallfahrten und Wunder“. In diesem ganz und gar eigenwüchsigem Wert haben wir eine Schöpfung zu begrüßen, wie wir seit Drost-Hülshoffs „Geistlichem Jahr“ keine mehr besitzen. Mit einer Wucht und Innigkeit ohnegleichen, den Urgrund des Menschenherzens aufwühlend, ohne Rücksicht auf die konventionelle Frömmigkeit der Gewohnheitschriften und Selbstgerechten schöpft Rneip die wunderbare Fülle der Gestalten und Gesichte aus, die ihm der überreiche Schatz der katholischen Kirche im tiefsten Innern erleben läßt. So wird sein Buch selbst zu einer Offenbarung, der größten und schönsten des deutschen poetischen Genius im Revolutionszeitalter. Der Umsturz der Geister, die seelische Einkehr, die religiöse Wiedergeburt unseres Volkes kündigt sich immer vernehmlicher an. Und Rneips „Lebendiger Gott“ bedeutet genau so einen Markstein unserer kulturellen Entwicklung wie einst 1797 die „Herzensergießungen“ eines kunstliebenden Klosterbruders“, ja noch vielmehr, da sein im Erdreich der Heimat wurzelndes Wert bodenständig und seine künstlerische Begabung viel höher anzuschlagen ist als die eines Wadenroder. Sein „Lebendiger Gott“ mag von der Erhebung der Nation nach ihrem Zusammenbruch Zeugnis geben allen Völkern dieser Erde! Das Buch mit ein paar Worten auch nur andeutungsweise zu charakterisieren oder eine Probe seiner Bildkraft, seiner Herzenswärme, seiner Seelentiefe, seines Melodienzaubers zu geben, erscheint unmöglich. Nebenbei bemerkt stellt „Der lebendige Gott“, als vierter Band der Nylandwerke herausgegeben und bei Drugulin in Leipzig gedruckt, gleichzeitig eine Meisterleistung deutscher Buchkunst dar.

Neben Jakob Rneip verzeichnen wir mit Freuden Hans

von Hammerstein. Sein Gedichtband „Zwischen Traum und Tagen“ bildet als 9. Band der „Romantischen Bücherei“ eine Perle der zweiten Reihe, die außer ihm „Der Nibelungen Klage“ nach der ersten hochdeutschen Ausgabe Friedrichs von der Hagen und Holzschnitten Fr. W. Gubitzens, des berühmten Berliner Holzschnegers, Theodor Storms Novelle „Der Schimmelreiter“, Ernst Kochs historische Erzählung „Der Königin Gemahl“, sowie einen modernen Novellenband, des Tirolers Oswald Menghin „Regenbogengeschichten“ enthält, eine verheißungsvolle Erstlingsgabe voll Duft, Kraft und Innigkeit. Hammersteins Sammlung vereinigt eine Reihe auserlesener Lieder, Bilder und Balladen. Des Dichters Herkunft von Edda, Goethe, Eichendorff, Stifter, Greif, Liliencron ist deutlich abzuleiten, aber seine Form und Sprache enthält nichts Epigonenhaftes. Urdeutsche Gesinnung, rauschhafte Stimmung und naturfrohe Farbe verbindet seine Poesie mit den reinsten und ergreifendsten Schöpfungen der Vergangenheit. Im Ausdruck dagegen steht er ganz auf ureigenem Boden, vermag er mit den edelsten Vertretern unserer stürmisch fortschreitenden Gegenwart um die Palme zu ringen. Und wer weiß, ob wir in Hammerstein nicht dereinst den bedeutendsten Lieder- und Balladendichter dieser Zeit erblicken werden.

Während bei Hammerstein das Naturgefühl die religiöse Weltansicht zu verdrängen scheint, jedenfalls ein Aufschwung der zeitgenössischen Seele in Christus nicht als Notwendigkeit empfunden wird, die auch einer literarischen Manifestation bedarf, nehmen die beiden folgenden Dichter einen ausgesprochen metaphysischen Standpunkt ein. Karl Stammers Gedichtbuch „Der Aufbruch des Herzens“ klingt in einem einzigen Schrei der Sehnsucht nach Erlösung aus. Der Verfasser, ein junger Schweizer, zählt sich zu den „Ungläubigen“, allein der Gekreuzigte und die Mutter Gottes ziehen ihn immer wieder in ihren Bann. In der Kirche vom hl.

Kreuz zu Paris ergeht es ihm wie weiland Franz Sternbald in Rom:

Geräusch des Himmels, das in deinem Raume sich verfangen,
ist als Musik in die Gewölbe eingegangen,
Anbetung flacht aus tausend Kerzen hoch.
Ersehntes Wunder wagt sich schon in Träumerseelen,
die bei dem ersten Lichte sich vermählen,
ein letzter Rest von Troß verflüchtet noch.
Der Priester zelebriert, die tiefen Stillen
erschüttern unter heißem Sehnsuchtswillen,
wir alle haben uns vertausendsacht,
wir dürsten, doch wir fühlen unstre Macht;
die Orgeln brechen auf mit Klang und Dröhnen
und steilen eine Treppe hoch aus lichten Tönen,
der ganze Dom bricht auf zur Himmelfahrt.
Und auf der Töne hochgestuften Reigen
fühlst du JHn lautlos, segnend niedersteigen
und wird in jedem Herzen Gegenwart.

Ein wundersam feines und liebes Buch, ein Füllhorn romantischer Poesie schenkt uns ein anderer Schweizer William Wolfensberger in den „Liedern aus einer kleinen Stadt“. Da raunen, rauschen und reden die uralten Brunnen wieder, die Mutter Gottes steigt von ihrem Postament, vom Kirchlein nieder, der Heiland wandelt unter uns, Burgen, Kirchtürme und der Rhein umrahmen die kleine Stadt, aus der dem Poeten all die schönen Verse zuströmen. Die stimmungsfatten Randleisten verleihen der Sammlung einen eigenen Reiz. In ähnlicher Weise ringt Wolfensbergers Landsmann Emil Schibli um den Besitz der ewigen Sterne. Frisch-fromm-frei-fröhlich sucht er das Leben zu zwingen, dessen Irrungen und Wirrungen ihm nicht fremd geblieben sind. „Die erste Ernte“ und „Zweite Ernte“, wie seine Gedichtbücher heißen, geben deutliche Zeichen seiner Abkunft von — Eichendorff. Man braucht nur seine „Idylle“ zu lesen, mit der das erste Bändchen schließt, und weiß genug:

Ich gehe durch den regnerischen Abend heim,
 Bin trüben Sinns und voller Unlust, und weiß nicht,
 Wie meinen Feierabend ich verbringen soll.
 Die Straßen sind verlassen, still. Nur ab und zu
 Hastet ein Mensch mit aufgespanntem Regenschirm
 An mir vorbei. Man sieht kein fröhliches Gesicht.
 Ach, das verfluchte Wetter! Meine Kammer ist
 So leer mit ihrem Bett und Schrank und Tisch und Stuhl.
 Und meine sieben Dichterbücher können mir
 Heut auch gestohlen werden! Ansonst hab ich nichts,
 Was mich ergötzen könnte, als das — ja das Bett.
 Und so verdrossen komm ich nun nach Haus
 Und will den Hut in eine Ecke feuern . . . Da . . .
 Was seh ich dort! Auf meinem Tische steht ein Strauß,
 Ein lieblich schöner, bunter Wiesenblumenstrauß.
 Von wem? Ei doch! Von meinem allerliebsten Schatz!
 Ein Brieflein liegt dabei. Drin steht: Mein Herzensmann!
 Ich hab an dich gedacht den ganzen langen Tag.
 Am Abend hab ich heimlich mich davon gemacht,
 Mit diesem Blumenstrauß im Arm. Weißt du, mein Schatz,
 Es sind die lieben Blumen, die du mir gepfückt
 Am Sonntag oben auf der Alpenwiese hast.
 Die Hälfte bring ich dir, die andre steht bei mir.
 So soll es immer sein: Was mein ist, sei auch dein!
 O jemine, o Graus! Es fängt zu regnen an. Wahrhaft!
 Und große schwere böse Tropfen klatschen schon
 An deine Fensterscheiben und ich hab, ach Gott!
 Natürlich keinen Schirm und habe auch kein Geld
 Bei mir, um Tram zu fahren. Darum schnell! Eins, zwei,
 Das leichte Sommerdöcklein aufgerafft und fort!
 Leb wohl, mein lieber Schatz! Von Herzen Gruß und Kuß!
 Noch immer steh ich ganz verdukt — du lieber Schelm!
 Du süßer, engelarter, kleiner frecher Schelm!
 Hab tausend Dank! Ich aber will vor dir zuerst
 Mich weidlich schämen, schämen! Und ich will gewiß
 Mir diese Lehre merken! Wärest du, denk dir!
 Nun meine Frau, siehst du, so wäre heut, ja, ja,
 Mein Schatz, ein Sauertopf dein trefflich Ehgespons.
 Denk dir doch bloß: So ein verdrießlich garst'ger Kerl!
 Seltam. Die Regentropfen klingen wie Musik

Der trübe Himmel ist nicht halb so trüb und grau
 Und überhaupt — jetzt will ein Lied mir aus der Brust!
 Und eins von meinen Büchern greif ich froh heraus
 Und singe, daß es von den Wänden widerhallt,
 Ein schönes Waldblied von dem lieben Eichendorff.

Die gleiche würzige Alpenluft wie bei Schibli atmet man auch im „Bergland“ Ernst Zahn's. Es sind dies vier Dichtungen, ein Blumenmärchen, eine Mondelfensage, ein Märchen vom Schneegreis und der jungen Anemone und schließlich ein poetisches Confiteor, der Bergheimat gewidmet, alle in Form und Inhalt vollendet. Weniger Herbst und kräftig, mehr ins Österreichische und Jugendlich-Romantische überseht begeben uns verwandte Stimmungen und Gestalten in Vladimir von Hartlieb's Gedichten „Du.“ Die kostbare Ausstattung rechtfertigt die beschränkte Auflage des Bibliophilendruckes und erhöht den Genuß, den jedes einzelne kritisch gesiebte Gedicht gewährt.

Eine gesonderte ausführliche Betrachtung verdiente Richard Schaul's Sammelband „Gedichte“, seine lyrische Entwicklung seit 1891 umfassend. Schaul, der weiche Deutschmährler, in der geschmeidigen Donaumetropole „eingewienert“, ist am stärksten, wenn er Stimmungen wiedergibt und in Farben schwelgen kann. Gezwungen und gesucht dagegen wirkt er als Reflexionspoet und als Gelegenheitsdichter. Seine formgewandten patriotischen Sonette, von den Zeitgenossen während des Krieges wärmer empfunden, ermüden ein wenig, wenn man sie heute liest. Wie klein ist die jüngste Gegenwart und wie groß ist die Ewigkeit! Der armselig zusammengebrochene schwarzgelbe Adler, der in den letzten Jahrzehnten nur mehr von einer größenwahnsinnig beschränkten Bürokratie und verlogenen servilen Hofkamarilla seine Akung erhielt, hatte mit dem des Radetzky und Erzherzog Karl wirklich kaum etwas Gemeinsames mehr. Die poetische Liebenswürdigeit, mit der Schaul

Todgeweihtes neu zu beleben suchte, steht daher in keinem Vergleich mit seiner, von allem Vergänglichem losgelösten innigen Hingabe an das reine Mensch-Sein. Dann erhebt er sich zu wahrer Größe, dann wird er wie „Die Kinder“ selbst ein Kind:

Meine Kinder zu betrachten,
 Wenn sie sanft im Schlafe ruh'n,
 Schleich ich mich mit müd verwachten
 Augen hin auf leisen Schuh'n,
 Und ich bang ob ihren süßen
 Häuptern, die das Licht bescheint,
 Ob in ihrem Traum ein Grüßen
 Mich mit ihrem Los vereint.

Richard Schaulal gehört, und das ist bezeichnend für seine romantische Wesensart, dem „Eichendorff-Bund“ seit seiner Gründung an, ebenso zwei jüngere Poeten der Bayer Hans Christoph Ade und der Niedersachse Ludwig Bäte. A d e s Gedichtsammlung „Die Schale“ atmet ganz den zarten Duft süßer Innerlichkeit. Ihr Charakter läßt sich kaum in eine feste Formel fassen. Uns Herz gewachsen scheint ihm vor allem die Landschaft. Dafür ein kleines Beispiel: „Juni“.

Nun sind die Wiesen gemäht.
 Stare und Schwalben
 Fliegen lärmend über die salben
 Flächen, die gestern noch wellend im Wind geweht.
 Heubuft fließt lind. ■
 Am Wiesenraum
 Neigt sich flüsternd ein Apfelbaum
 Zum Garten, in dem die ersten Rosen sind.

Kräftiger, vollstümlicher, fast möchte man sagen, auf lauten Gesang eingestellt, wirbt B ä t e aus der Heimat des Wandsbeker Boten um die Zustimmung weiterer Kreise. Alle guten Geister der großen Vergangenheit und Nachbarschaft stehen ihm bei. So in „Sondermühlen“ der Genius

Fr. L. von Stolbergs, dessen hundertster Todestag in den
Dezember 1919 fällt:

Ein morsches Schloß, verblichne Wappenzier,
Die alten Dächer, abendrotumglutet,
Ein letztes Licht in bunter Scheiben Rund,
In denen purpurrot der lange Tag verblutet.

Am Mühlenwehr des Wassers Glierspiel,
Umwiegt von schattendunklen Erlenbäumen,
Und gelber Lilien zarter Kronenreif,
Die schimmernd hell des Teiches klare Stirn umsäumen.

Hörst du der Dämm'ung leisen Sohleschritt?
Es sinken schwer die tiefen Schleier nieder.
Des Juniabends holde Heimlichkeit.
Umfließt ein Duftestrom vom schneeig weißen Flieder.

Rastantienkronen stehen schweigend ernst,
Doch leuchtend brennen ihre tausend Lichter,
Fern singen Geigenstimmen durch die Nacht
Ein ew'ges Lebenslied dem toten Dichter.

Der Balte Eduard St u d e n hat bisher eigentlich nur
als klangvoller Versdichter Aufsehen erregt, nun versucht
er, ebenfalls mit stark romantischem Einschlag das große
Prosa-Epos zu meistern. Sein mexikanischer Roman „Die
weißen Götter“ bildet den ersten Teil einer Trilogie, und
führt uns in die fast sagenhafte Zeit König Montezumas
und des großen Cortes zurück. Ein leuchtendes Bild nach
dem andern gleitet vorüber — der Verfasser liebt ganz
kurze Kapitel, die oft nur ein bis zwei Seiten im Umfang
haben — kostbaren Wandteppichen gleich, denen in Museen
das staunende Augenmerk der Betrachter gilt. Abschließendes
wird erst nach Erscheinen des zweiten und dritten Bandes
zu sagen möglich sein. Ein zweiter historischer Roman tritt
uns entgegen in „Hans Michel Elias Obentraut“ des als
Dramatiker bereits ehrenvoll genannten kräftigen Nieder-
sachsen Harry Vosberg. Das Buch bildet ein männliches pro-
testantisches Seitenstück etwa zur „Armen Margret“, der

Handel-Mazzetti, allein ganz unabhängig von dieser. Der Reitergeneral Obentraut im Volksmund „Der deutsche Michel“ geheiß, kämpft zeitlebens für den Reichsgedanken und fällt am Ende 1625 gegen Tilly. Seine Persönlichkeit vermag heute noch lebhaftes Sympathien zu wecken, unbeschadet der konfessionellen und politischen Stellung, eben weil er ein echter Mensch und Held gewesen ist. Vosberg versteht es großartig zu charakterisieren. Manchmal wetteifert er sogar mit seinem größeren Vorbild dem genialen, Grimmelshausen, so gut geschaut und dichterisch schön erscheinen Handlung und ihre Träger herausgearbeitet. Daß er den Helden verklärt und vieles in einem andern Licht sieht als der Katholik, hängt selbstverständlich mit dem protestantischen Standpunkt des Verfassers zusammen.

Das religiöse Moment, und auch das kennzeichnet den romantischen Charakter der Gegenwart, spielt jetzt überhaupt wieder eine viel bedeutendere Rolle, als man sich je hätte träumen lassen. Ich verweise da nur auf des „Eichendorffbündlers Ernst Ludwig Schellenberg nicht warm genug zu empfehlenden Stimmungsgesättigten Roman „Irene“, den ich als romantischen Typus der modernen Erzählungskunst bezeichnen möchte. Er führt nicht umsonst Verse von Clemens Brentano als Motto. Dieses Motto zieht sich wie ein einziger goldener Faden durch das ganze goldene Buch.

Was aber soll man sagen, wenn ein bisher ganz auf den Geschmack seiner Zeit eingestellter Unterhaltungsschriftsteller wie Friedrich von Sager, dessen zweibändiger Gegenwartroman in einem Messopfer mündet und mit einem Lobgesang auf die Ewige Stadt ausklingt, zu romantisieren anfängt. Die Vertreter zweier entgegengesetzter Richtungen — ein freisinniger Arzt und ein katholischer Geistlicher — beide suchende und ringende Seelen, typische Gestalten unserer Zeit stehen im Vordergrund. Wenig romantisch freilich ist die zwischen den

Zeilen hervorlugende scharfe Tendenz. Zum Reformier hat Sagen doch gewiß das Zeug nicht.

Einfacher in Aufbau und Ausführung, schlichter in Gedanken und Handlung, innerlich romantisch, seelenvoll bewegt, üben zwei ausschließlich auf dem Land geborene Geschichten den nachhaltigsten Reiz aus: Paul Kellers Waldroman „Hubertus“ und Heinrich Sohnreys „Hütte und Schloß.“ Beide Erzähler sind mit Recht Lieblinge der deutschen Lesewelt, ohne von ihrer literarischen Bedeutung einzubüßen.

Paul Keller, der Schlesierr, hat natürlich zu Eichendorff das innigste Verhältnis. Aber auch der Schwabe Hermann Hesse gehört in seinen Umkreis. Das beweisen seine jarten duftigen „Märchen“ aufs neue. Ihre Melodit und Empfindungsechtheit zeigen den Dichter von seiner schönsten Seite. Robert Walfers „Spaziergang“ wieder offenbart uns einen Schweizerischen „Laugenichts“. Eine richtige Sommerlektüre für die Ferien in Waldeinsamkeit. An einer Stelle wird der große wilde stürmische dunkle Roman „Godwi“ von Brentano in der Erinnerung des Lesers ausdrücklich wachgerufen. Aber mehr noch als Brentanos Einfluß merken wir Eichendorffs Nachwirkung.

In tiefste geheimnisvollste Romantik getaucht, ein Traumbüchlein köstlicher Art, erregen Hans Wagners „Abenteuer des Florian Regenbogner“ unsere Phantasie gar wunderbar. Wenn man daneben etwa die in der gleichen Ausstattung (Amelangs Taschenbibliothek) neuaufgelegte alte Novelle Martin Greifs „Goethe und Theresie“ liest, kann man an zwei typischen Beispielen die Entwicklung der romantischen Novelle im letzten Halbjahrhundert studieren.

Auf anderen Pfaden, weniger kunstreichen und literarisch anspruchsvollen, bewegt sich der beliebte Volkschriftsteller Reimmichl in seinem „Weihnacht in Tirol“. Dieses von

Rolf Winkler prächtig geschmückte Geschichtenbüchlein gehört in jedes Haus, in jede Schulbibliothek, in jede Volkslesehalle. Neben dem Tiroler Sebastian Rieger, wie Reimmichl im bürgerlichen Leben heißt, nimmt der Vorarlberger Josef W i c h n e r keinen geringeren Ehrenplatz ein. Rosegger hat ihn einmal nicht ohne Grund den „Hansjakob Österreichs“ geheißt. Sein jüngster Sammelband „Herbstsegens“, in Scherz und Ernst eine bunte Fülle dessen bietend, was uns zu paden vermag, ganz besonders aber durch einen sonnigen Humor erfreuend, ist ein wahrer Quidborn für den Leser, der durch diese im Thema oft einfachen, aber gut erzählten Geschichten gebannt wird. Ein außerordentlicher Reichtum der Phantasie bildet die Grundlage für Wichners treffliche Erzählungskunst, die ihn zu einem klassischen Schilderer von Land und Leuten Vorarlbergs, Tirols und anderer österreichischer Länder macht.

In dieselbe Reihe wie Reimmichl und Wichner gehört der Schwabe August L ä m m l e, dessen „Junter Goldmacherlein und andere Erzählungen“ in gleicher Weise auf Clemens Brentano und Peter Hebel als Ahnherren hinweisen. Jede neue Gabe des erst in seinen literarischen Anfängen stehenden Schriftstellers rechtfertigt aufs neue die schönen an seine Entwicklung und seine schöpferische Ursprünglichkeit geknüpften Hoffnungen.

Raabescher Humor und Gestaltungsgabe walten in dem kleinen, aber um so wertvolleren Sammelband „Sonderlinge von der Gasse“, der den jungen Hessen Richard R n i e s zum Verfasser hat. Wir wandern nordwärts. „Wo die Wälder Wache halten . . .“ betitelt Heinrich L u h m a n n sein Buch Geschichten aus dem westfälischen Bergland, kräftige, den Erdgeruch der Scholle atmende Charakteristiken von Land und Leuten der Roten Erde. Endlich aber machen wir bei Osnabrück Raft. Ludwig B ä t e s „Mondschein und Siebeldächer“ bezaubern unsere Sinne. Skizzen in

Vers und Prosa finden wir in seinem schmalen Bändchen vereinigt, die Morgengabe niederfächsischer Dornröschepoesie.

Auch auf dem Gebiete des Dramas sind erfreuliche Anzeichen einer Wiedergeburt im romantischen Geiste wahrnehmbar. Ich nenne da in erster Reihe Leo Weismantels Einakter-Byklus „Die Reiter der Apokalypse“. Mit trefflicherer Technik und der ganzen Kühnheit wagemutiger Jugend erscheinen da bühnenwirksame Bilder zusammengeschnitten, bei allem Versenken in die Vergangenheit Blut vom Blut, Geist vom Geist unserer Tage. „Das rechte Alte ist ewig neu, und das rechte Neue bricht sich doch Bahn über alle Berge“, sagt Eichendorff; gerade im Hinblick auf den Eichendorffbündler Weismantel, dessen erster großer Erfolg im Würzburger Stadttheater nicht vereinzelt bleiben wird, sei dieses Wahrworts gedacht. Die akademisch-literarische Gesellschaft in Würzburg darf auf die von ihr besorgte Buchausgabe auch vom bibliophilen Standpunkt stolz sein.

Aus der germanischen Vorzeit schöpft ein anderes Mitglied des „Eichendorff-Bundes“ Heinrich Lilienfein sein hinreißendes, auf vielen Theatern unter großem Beifall gespieltes Drama „Hildebrand“. Daneben blüht das Mirakel- und Legendenspiel aufs neue auf. Ich nenne da bloß den eigenartigen Einakter Wilhelm von Scholzens „Das Herzwunder“ und die ergreifende Dichtung Ilse von Stachs „Der heilige Nepomuk“.

Echt romantisch ist schließlich das Puppenspiel, dessen Wiederbelebung Werner Wolff versucht. Seine „Drei Puppenspiele“ sind der Grimmschen Märchenwelt und eigener Phantasie entsprungen.

Mitten aus dem aktuellen Leben, aus der Politik der Gegenwart heraus schöpft Wilhelm Vershofen seinen „Lyll Eulenspiegel“, ein Spiel von Not und Torheit, den

Rampf des Einzelnen mit der Masse behandelnd. Hier spricht der starke Wirklichkeitsfönn der mit der eigenen Umwelt verwachsenen modernen Romantik zu uns. Wir grüßen ihn voll froher Erwartung.

Wie ein Mystiker des Mittelalters mutet uns dagegen Mar Pulver an, dessen Epos „Merlin“ — wenn man diesen märchenhaften lyrisch beflügelten Zyklus von Gedichten also nennen will — den Leser durch den berückenden Wohl laut der Sprache über den schwer verständlichen Inhalt hinweggleiten läßt.

Zum Urquell der Mystik führt uns einer ihrer besten Kenner, der Benediktinerpater Hildebrand Bihlmeyer in seinem Schachhalter „Wahre Gottsucher“, Worte und Winke der Heiligen Ambrosius, Anselm von Canterbury, Bernhard von Siena usw. Im Anschluß an die nicht warm genug zu empfehlende Sammlung mystischer Goldkörner, von der bereits das zweite Bändchen vorliegt, verdient die Monographie des Deutschenapostels „Kolumban“ von Johann Joseph Laur hervorgehoben zu werden. Gestützt auf die zuverlässigsten Quellen — die zeitgenössische Vita und die schriftliche Hinterlassenschaft des Heiligen selbst — schildert der Verfasser die machtvolle Persönlichkeit des hl. Kolumban (542?—615) und seine vielseitige Tätigkeit als Gesetzgeber, Verbreiter und Erneuerer des Mönchtums, als Verkünder des Evangeliums, als Apostel des Bußsakraments, als Vorkämpfer für das christliche Sittengesetz wider gekrönte Ausschweifung, als Schützer und Förderer der Künste des Friedens in einer Zeit von Blut und Eisen. Eine wahre Heldenfahrt ist der Zug dieses „Königs der Mönche“, wie eine bewundernde Nachwelt den hl. Kolumban nannte, durch Neustrien und Burgund, durch Australien, Alemannien und Italien. Überall fordert er die Mächtigen in Staat und Kirche, deren Leben oder Taten verwerflich sind, zum Kampfe heraus; überall läßt er unauslöschliche Spuren seiner segensreichen Tätigkeit

zurück. Um dem Leser das Bild des Heiligen möglichst nahezubringen, werden seine Schriften — seine Mönchsregel, sein Bußbuch, seine Briefe und Gedichte — in die Erzählung verwoben. Durch fortlaufende Quellenangaben und Erläuterungen im Anhang wird jedem die Möglichkeit geboten, die Darstellung auf ihren geschichtlichen Wert hin zu prüfen. Die sieben Bilder — darunter eine Textseite aus der ältesten St. Galler Handschrift der Regel des hl. Columban — bilden einen würdigen Schmuck des schön gedruckten, handlichen Bandes.

„Aus der Goldgrube“ betitelt der verdienstvolle Herausgeber des „Heiligen Feuers“ Pfarrer Bernard Michael Steinmeß sein erstes Bändchen Legenden und Sagen, dem bald ein zweites folgen soll. Möge das kleine schöne Werk namentlich bei der Jugend und ihren Freunden vollen Anklang finden und stille Freude stiften! Auf das Gebiet der Ortsfage führt uns Widar Ziehnert mit „Sachsens Volksfagen“, einem Buch, das 66 Balladen, Romanzen und Legenden sowie 146 Sagen im engern Sinn vereinigt! Das prächtige Büchlein „Zürcher Sagen“ von Meinrad Lienert, dem bekannten Schweizerischen Erzähler, verdankt der Vereinigung der Schulbibliothekare der Stadt Zürich sein von Hans Wizig geschmücktes Gewand. Paul Bandorf in Arnstadt hat „Thüringer Sagen“ herausgegeben und die Bilder zu den einzelnen Gedichten (von Scheffel, Rugler u. a.) selbst gezeichnet. Besonders anziehend jedoch stellen sich Oskar Wieners „Böhmische Sagen“ zur Schau. Seit mehr als einem halben Jahrhundert ist keine Sammlung böhmischer Sagen in deutscher Sprache erschienen und ein Werk, das aus allen Ursprungsquellen schöpfte, hat es, wie der Herausgeber sehr richtig hervorhebt, überhaupt noch nie gegeben. Deutsche, tschechische und jüdische Überlieferungen ziehen ihre Kreise auf der Oberfläche dieses reich sprudelnden Borns. Oft begegnen

einander die Linien und vereinigen sich zu einer schier untrennbaren Gemeinschaft. Die Aufgabe war schwer, die sich Wiener stellte: Es hieß Ererbtes pietätvoll bewahren. Und Prag, dem Mittelpunkt Böhmens, gebührte der breiteste Raum im Buche. Allzubekanntes wurde fortgelassen; die Sage vom Wilden Jäger, die Geschichte Hans Heilings, die Mythen vom Rübezahl und der Libuscha oder die Legende von der Entdeckung Karlsbads durch den jagenden Kaiser stehen in jedem Schullesebuch Böhmens. Wiener erzählt oft mit eigenen Worten, nicht selten wiederholt er aber auch die Sprache der Ursprungsquelle treulich, allerdings nur dort, wo ihm ein Eingriff gegen die naive Erzählerfreude des Chronisten stilllos erscheint. Manchmal bedient er sich sogar des Verses. Die Bilder von Georg Jilovsky sind entzückend. Das Buch selbst ist wohl das schönste, das der Warnsdorfer Verlag Strache bis zum heutigen Tag hervorgebracht hat.

Die romantische Wanderlust der alten Zeit läßt sich im Augenblick kaum befriedigen. Um so lieber greift man daher zu romantischen Wanderbüchern. Eines der besten ist Alexander Baumgarts „Im hohen Norden“, Reise-
 skizzen aus Schottland, Island, Skandinavien und St. Petersburg. Alexander Baumgartner erfreute sich nicht nur als gelehrter Kenner der Weltliteratur, sondern auch als Reise-
 schriftsteller hervorragenden Rufes, und sein großes dreibändiges Werk „Nordische Fahrten“ fand eine Verbreitung, die Werken von solchem Umfang selten beschieden ist. Indessen beschränkte sich diese Verbreitung wegen der hohen Anschaffungskosten und wegen der eingestreuten wissenschaftlichen Untersuchungen auf einen engeren Kreis von Gebildeten. So entstand der Plan einer gekürzten Volksausgabe, der im vorliegenden Werk unter dem Titel „Im hohen Norden“ verwirklicht ist. Den Kern des Buches bilden die Schilderungen aus Island. Diese ferne Vorposteninsel Europas

mit ihren Vulkanen und heißen Quellen, ihrer alten germanischen Kultur, ihrer phantasievollen Sagenwelt und dem patriarchalischen Sinn ihrer biedern, poetisch veranlagten Bevölkerung hat sich von jeher unserer besonderen Anteilnahme erfreut. Auch der Verfasser verrät uns auf jeder Seite, daß er seiner isländischen Reise köstliche, beglückende Stunden verdankt, und als Meister der Sprache weiß er auch seine Leser in Spannung und erwärmtem Gemüt zu erhalten. Einige Reisebilder aus Schottland, Norwegen, Schweden und St. Petersburg umrahmen in angenehmer Weise diese isländischen Skizzen.

Ein anderer Jesuitenpater Jón Svensson (Nonni) trägt uns wieder Erlebnisse und Erinnerungen „Aus Island“ vor. Island ist soeben ein neues unabhängiges Königreich geworden. Island, die ehrwürdige Sagainfel mit ihrer großartigen Literatur und ihren herrlichen Naturschönheiten. Gerade jetzt ist die Aufmerksamkeit der Welt mächtig nach der merkwürdigen Felseninsel im nordatlantischen Meere und ihrer strebsamen, intelligenten und hochgebildeten Bevölkerung gerichtet. Island steht an der Schwelle einer neuen Zeit. Gewaltige Kräfte schlummern in seinem Schoß. Es ist ein Zukunftsland wie kaum ein zweites mit seinen riesigen Wasserkräften, seinen Kohlenlagern, seinen edlen Metallen, seinen zahlreichen Merinoschafen und seiner Fischerei, die zu den reichsten der Welt gehört.

Zwei große Romantiker der bildenden Kunst mahnen uns noch einmal an die eigene Vergangenheit. Der eine ist im besten Mannesalter vor der völkischen Katastrophe dahingegangen ins Land, aus dem es keine Wiedertekehr gibt, der andere hochbetagt, weilt zwar noch unter uns, aber seine Seele haust bereits in andern Welten. Beide sind Frankfurter. Ich meine den genialen Friß B o e h l e , dessen von Wilhelm Rohde eingeleitetes und von der freien Lehrervereinigung für Kunstpflege herausgegebenes volkstümliche

Sammelwerk, eine Auslese seines Schaffens („Fritz Boehle“) uns heute gleichsam als sein Testament erscheint. Die kostbaren Originale können nur von den Wenigsten geschaut werden, dies wohlfeile Werk dagegen kann jedermann besitzen. Boehles älterer großer Landsmann heißt Wilhelm Steinhäusen, dessen Bilderauslese (16 Stück, zum Teil farbig) unter dem bezeichnenden Titel „Augenblick und Ewigkeit“ gleichfalls Gemeingut der Nation sein sollte. An dem Lebenswerk solcher Meister mögen wir uns wieder aufrichten, wie wir am Deutschen Bauerntum, unserm unvergänglichen Nähr- und Wehrstand, als Volk und Staat wieder genesen. Wir brauchen nur Joseph Weigerts Bauernbibel „Das Dorf entlang“ zu lesen, um zu wissen, daß diese Zuversicht berechtigt ist. Als der schreckliche Weltkrieg ausbrach, erschien die erste Auflage. „Daß wir nicht zugrunde gehen, danken wir unserer Bereitschaft nach außen und der Tapferkeit unserer Krieger, aber auch der Bereitschaft nach innen und der Leistungsfähigkeit und Tüchtigkeit unserer Volkswirtschaft, besonders der Landwirtschaft“, stand da am Schluß zu lesen. Nach außen sind wir nicht zugrunde gegangen. Aber im Inneren haben wir bald nur mehr einen Trümmerhaufen. Dahin sind unsere Herrscher, die in jahrhundertlangem Bestehen ihrer Geschlechter die Geschicke unserer Bundesstaaten geleitet haben. Dahin ist unser stolzes Heer, das sich gegen eine Welt von Feinden behauptet hat, dahin unsere Flotte, dem Feinde ausgeliefert. Dahin ist unsere Weltwirtschaft, unsere Kolonien, unsere Industrie. Dahin ist unser Reichtum. Dahin ist auch vielfach der gute Kern unserer Volksseele — wohl der größte Schaden! Geblieben ist uns nur zum größten Teil unser deutsches Land und auf ihm eine starke Bauernschaft. Unsere Bauern werden weiter säen und die Felder bestellen, unverdrossen und arbeitsfreudig, und Gottes Sonne wird auf ihre Fluren scheinen und Gottes Regen ihre Saaten befruchten, und sie werden

ernten, damit unser armes Volk weiter leben und wieder erstarren kann. Die Bedeutung des Bauern wird wachsen; denn er ist geblieben, was er war: die Grundlage und der Brotvater des Volkes. Alles andere ist ins Wanken geraten, zugrunde gegangen oder hat an Kraft verloren fürs Volksganze. Unser Volk wird auch so leben müssen. Es könnte aber nicht leben ohne den Bauern und seine Arbeit.

Ein paar Blumensträuße aus der guten alten deutschen Zeit stellen wir auf den Tisch unserer jungen deutschen Hoffnung, Anthologien, die den Geist der Romantik von ehedem hinüberretten wollen in die neue Zeit. An erster Stelle möchte da ein Büchlein empfohlen sein, so fern es zu liegen scheint. Walther Egger-Windeggs kleine deutsche Legendenammlung „Einst vor vielen hundert Jahren“, nicht nur, weil es der erschütterten Seele die Zuflucht in mildere Tage gewährt, sondern weil in ihm, in unsern deutschen Legenden, bewahrt ist und in ungetrübtem, warmem Scheine leuchtet, was wir jetzt am schmerzlichsten entbehren: die reine Menschlichkeit, das Göttliche im Menschen wie das Menschliche in Gott. Von Romantikern finden wir unter den Verfassern Uhland, Chamisso, Rückert, Schwab, Rerner u. a. Aus Schwaben stammen auch die folgenden Bücher, zunächst Hans Heinrich Ehlers „Schwäbisches Liederbuch“. Der kundige Herausgeber hat darin das Beste aus dem lyrisch-epischen Erbgut der Heimat vereinigt. Jeder hat darin genügend Raum, um sich behaglich zu dehnen; jeder ehrt die anderen, wie die anderen ihn ehren. Altbekannte herrliche Stücke lesen sich hier neu wie am ersten Tag, und Vergessenes hebt sich in stillem Glanz hervor. Von den in dem Bande vertretenen Namen nennen wir nur Schiller, Waiblinger, Hölderlin, Rerner, Uhland, Pfizer, Mörike, Fr. Th. Vischer, J. G. Fischer Wer einen Uhland, wer einen Mörike liebt, wird auch wissen wollen, in welcher Nachbarschaft, in welchem Freundestreis all das

wundergut einst erblühte. Er greife zu diesem herrlichen Buche, es besitzt bleibenden Wert.

Noch reichhaltiger ist des Eichendorff-Bündlers Ludwig Finckh Anthologie „Die Lerche“, eine ausgezeichnete Auswahl schwäbischer Dichtung von den Anfängen bis zur Gegenwart. Da der Herausgeber nicht nach einem bestimmten Grundton auszulesen die Absicht hatte, sondern nichts wollte, als einmal die Schwaben unter einen Hut zu bringen, so ergab sich die Mannigfaltigkeit der Sammlung von selbst. Denn so viele Seiten der schwäbische Stammescharakter besitzt, die Schwermut, den Humor, die Grobheit, die Rauzigkeit, die Frömmigkeit, so bunt spiegelt er sich in seinen Gedichten wieder. In diesem großen Garten wachsen Feldblumen und Gärtnerpflanzen nebeneinander.

Zu den beliebtesten Anthologien zählt J. Löwenbergs Auswahl aus neueren deutschen Dichtern „Vom goldnen Überfluß“, die im Auftrag und unter Mitwirkung der Literarischen Kommission der Hamburger Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung zustande gekommen und heute in fast zweihunderttausend Exemplaren verbreitet ist. Die Sammlung beginnt mit Annette von Droste-Hülshoff. Der romantische Einschlag des letzten Jahrhunderts spiegelt sich in dem Buche getreulich wieder. Die Namen Mörike, Gilm, Fr. W. Weber, Strachwitz, Greif, Schönaich-Carolath, Liliencron besagen genug. Von Eichendorff-Bündlern erscheinen M. G. Conrad und Alberte von Puttkamer vertreten.

Die Schweiz beneiden wir alle lang schon. Warum auch ich diesen Neid hier ausspreche, das hat seinen Grund in dem vorbildlichen „Deutschen Lesebuch“ des Appenzeller Gelehrten und Schulmanns Veit S a d i e n t. Für Gymnasien, Realschulen und Seminarien der eidgenössischen Heimat ist es bestimmt. Und ich wünschte, jeder Stamm, jeder Gau des deutschen Volkes besäße ein ähnliches. Aber die methodischen Grundsätze des bedeutsamen Wertes mögen

Pädagogen urteilen, ich will nur die literarische oder vielleicht besser noch seelische Anlage des Ganzen rühmend hervorheben. In vier Abteilungen gliedert der von seinen Amtsgenossen Robert Moser und Romuald Banz unterstützte Herausgeber den reichen Stoff. Natur und Menschenleben stehen miteinander in der innigsten Wechselwirkung. Werden — Fülle — Reifen — Ruhe lauten bezeichnend die Überschriften der vier Gruppen, die Schönstes aus unserer Poesie und Prosa enthalten. Die Romantiker spielen naturgemäß eine Hauptrolle, Eichendorff allein mit zwölf Gedichten. Der uns vorliegende erste Band erweckt die besten Hoffnungen auf den zweiten.

Jugend und Heimat sind die goldenen, tröstenden und beseligenden Sterne unserer notvollen Zeit. In der Erinnerung an sie werden müde Kräfte der Seele und des Geistes wieder wach und froh, und darum dürfen sie nicht auslöschen auf unsern Wegen. Aus dieser Erwägung heraus ist auch ein Buch der Erinnerung „Aus der Jugendzeit“ entstanden, das uns Wilhelm Müller-Rüdersdorf darbietet. Es ist ein Buch des Geistes und Gemütes zugleich, ein Buch der Lebensfreude und Kindheitswonne, ein Buch der fesselnden Unterhaltung und der seelischen Stärkung. Nur Meister der Erzählungskunst und erste Dichter haben zu dem vielseitigen, reichhaltigen Inhalte beigetragen. Wir treffen darin Namen wie: Rosegger, Paul Keller, Liliencron, Falke, Gotthelf, Arndt, Rückert, Storm, Chamisso, Stifter u. v. a. Ausgestattet ist die Sammlung mit köstlichen Bildern unseres gemütvollen Meisters Ludwig Richter.

Gleichfalls Erinnerungen bietet Johannes M u m b a u e r in dem Büchlein „Der Dichterinnen stiller Garten“, aus der Geschichte der Freundschaft Marie von Ebner-Eschenbachs mit Enrica von Handel-Mazzetti, einem Beitrag zur zeitgenössischen Literaturgeschichte in gewissermaßen novellistischer Form. Auf Grund des bisher unveröffentlichten Briefwechsels

der beiden berühmten österreichischen Dichterinnen und eigener Mitteilungen E. von Handel-Mazzettis schildert der Verfasser das menschlich wie künstlerisch ungemein anziehende Verhältnis, das die beiden großen Frauen bis zum Tode der älteren Freundin verband, in frei entworfenen Bildern. Es ist also „Dichtung und Wahrheit“, aber so, daß die Dichtung sich streng auf der dem Schreiber genau bekannten und vertrauten Wirklichkeit aufbaut. Dabei fällt insbesondere manches neue Licht auf die Persönlichkeit, das Wesen und den Charakter der Ebner. Es eröffnet sich aber auch ein lehrreicher Blick in die Werkstatt des literarischen Schaffens überhaupt.

Mit einem Dichtertagebuch sei dieser Abschnitt beschlossen. Hermann B a h r s „1917“ besitzt auch kulturhistorischen und zeitgeschichtlichen Wert. Der Politiker mag dem österreichischen Dichter da und dort widersprechen, der Gelehrte ihn hin und wieder bemängeln und richtigstellen, im Großen wie im Einzelnen, immer aber wird der Leser, vor allem der poetisch empfängliche gefesselt bleiben. Ich zitiere bloß eine Stelle: „Die Flucht des Romantikers vor der Wirklichkeit ist eine Flucht in die Wahrheit, eine Flucht aus dem Augenblick in die Ewigkeit. Oder noch genauer: es ist der Moment dieser Flucht, der Schritt von der Wirklichkeit zur Idee, wenn der Schreitende den einen Fuß noch in der Wirklichkeit hat, aber den anderen schon hinübersetzt, zur Idee hinüber. Sie ist die Bewegung von der Wirklichkeit zur Idee, eine Bewegung vom Naiven zum Sentimentalischen, in der dieser Gegensatz aufgehoben wird. Gerade dort, wo er eben aufgehoben ist, in dieser Senkung oder Schwebung entsteht die Romantik, und ob es gelingt, so zwischen Hebung und Senkung in dieser Schwebung zu bleiben, still um sich selber kreisend, gleich stark angezogen, von jedem der beiden Gegensätze, von der Idee wie von der Wirklichkeit, das ist recht eigentlich das Problem der Romantik. Romantisch ist, wer sich von jeder Erscheinung aus auf den Weg zu Gott

macht. Auf diesem Wege sein, schon von der Erscheinung weggegangen, aber noch bei Gott nicht angekommen oder aber auch von Gott eben wieder zurückkehrend zur Erscheinung, ist Romantik. Die Wahlverwandtschaften und die Wanderjahre. Überhaupt Goethe seit Schillers Tod; die Berührung mit Schiller hat ihn romantisiert, wie denn gleich ihr erstes Gespräch, in Jena über Erfahrung und Idee, das rechte Vorgespräch aller Romantik und seine Farbenlehre ein romantisches Programm ist. Es folgen dann die beiden Schlegel, Tieck, Brentano, Görres und Eichendorff (Novalis bleibt an der Schwelle). Und jetzt beginnt mein Beschwerdebrief an Lizmann oder Walzel, denn jetzt frag' ich: Warum existiert die deutsche Romantik für unsere Wissenschaft nicht, trotzdem noch immer nicht. Was hat unsere Wissenschaft gegen sie. Ja geht denn das überhaupt, daß Wissenschaft, die berühmte voraussetzungslose Wissenschaft, Begünstigungen oder Abneigungen kennt. Warum bevorzugt sie Grabbe vor Görres, der doch schon einen ganz anderen Umfang und so viel mehr Kraft, Grund, Flug, Weite, Tiefe, Breite, Feuer und Atem, aber noch immer keine wissenschaftliche, mit allem gelehrten Apparat versehene, unseren Gewohnheiten entsprechende Ausgabe hat? Warum ist ihr Heibel wichtiger als Brentano, dieser problematischste von allen deutschen Dichtern. An ihm ist alles Problem, er ist selber ganz Problem und jedes seiner Werke, gar aber das Gebiet der Katharina Emmerich, steckt von Problemen so voll, genug, um zwei Generationen von Germanisten in Atem zu halten, und drei von Psychologen dazu! Warum also, sagt mir doch, ihr verehrten Geheimräte, warum?" — Die Antwort können wir ohne weiters geben: Der wissenschaftliche Betrieb der deutschen Literaturgeschichte ist seit Wilhelm Scherer sowohl philologisch wie ästhetisch einseitig klassisch orientiert, und zwar nicht bloß im Hinblick auf die zu bearbeitenden Dichter und Dichtungen, sondern auch in ihrer Methode.

Als der Herausgeber dieses Jahrbuchs vor fünfzehn Jahren eine Doktordissertation über „Abalbert Stifter und die Romantik“ der Öffentlichkeit unterbreitete, womit die Stifterforschung eingeleitet war, erregte dies das Entsetzen des in Wien allmächtigen Germanisten Max Heinzel, und auch Jakob Minor verhielt sich ablehnend. Nur in rheinisch-westfälischen Hochschulkreisen fand sie Anklang. Zu einer vollen Würdigung der Romantiker werden wir erst dann gelangen, bis auch die Wissenschaft romantisiert ist. Die Zeit dazu reift.

III.

Aus fremden Zungen.

Der heimgegangene polnische Romantiker Henryk Sienkiewicz hat kein Werk hinterlassen, das so zeitgemäß ist, wie sein Roman „Im Strudel“, dessen sorgfältige Verdeutschung wir P. Horwik verdanken. Er schildert darin die polnische Gesellschaft am Ausgang des 19. Jahrhunderts. Das öffentliche Leben Russisch-Polens gleicht einem Strudel. Die Grundfesten der Gesellschaft wanken. Das Proletariat erhebt bereits drohend sein Haupt. Aber kein sozialpolitischer Roman im engeren Sinn mit lehrhaften Doktrinen wird uns geboten, sondern ein poesievolles Lebens- und Kulturgemälde großen Stils, dessen spannende Fabel unsere Teilnahme bis ans Ende des Buches zu fesseln versteht.

Literarisch gleichwertig fördert daneben der Schwedin Selma Lagerlöfs jüngste Schöpfung „Das heilige Leben“ (deutsch von P. Kläiber-Gottschau) unsere volle Aufmerksamkeit heraus. Es ist ein Roman von höchster dichterischer Gestaltungskraft und stärkstem Spannungsreiz und zugleich ein Hymnus auf die Heiligkeit des Lebens, eine Predigt über das schlichte, klare Gebot Christi: „Du sollst nicht töten!“ Wir hören die Geschichte eines Mannes, der in den Verdacht kommt, er hätte sich im Wahnwirk höchster Hungersnot an

einem Toten vergriffen. Alle glauben es, und er selber glaubt es. Die Menschen kennen gegen ihn nur noch Ekel und Verachtung. Ihm aber wird die schwere Not, die er so erduldet, innerlich zum Segen. Er demütigt sich in seiner Reue, er wird ein Held und Märtyrer der Güte, er will seine Brüder zwingen, das Gräßliche zu vergessen, ihn wieder als Ihresgleichen unter sich aufzunehmen. Was er erreicht, ist nicht mehr als ihre zurückhaltende Anerkennung; den Schauder, der sie bei seinem Anblick faßt, vermögen sie nicht zu bannen, — keiner von ihnen, außer einer Frau, vielleicht der herrlichsten, reinsten, ergreifendsten unter allen Frauengestalten, die Selma Lagerlöf uns geschenkt hat. Sie liebt ihn und weiß mit dem Herzen, daß er das Grausige gar nicht begangen haben kann. Die große Seeschlacht im Stagerat bringt für den Helden des Buches den Umschwung. Scharen von gräßlich verstümmelten Opfern der Schlacht begegnen den schwedischen Fischern auf ihren Fahrten, werden an die schwedische Westküste getrieben. Da erwacht in der Bevölkerung mit dem Grauen über dies Entsetzliche die Erkenntnis, wie unbarmherzig sie gegen den armen Ewen Elversson war, und wie tausendfach größer die Sünde ist, sich an Lebendigen zu vergreifen, denn an Toten. Im gleichen Augenblick bringt eine Fügung Ewen Elverssons Unschuld an den Tag; er, dessen Kräfte die seelischen Leiden aufgezehrt haben, kann in Frieden, versöhnt mit der Menschheit sterben. Uns aber hallt noch lange im Ohre nach, was die große Dichterin so stark von der Heiligkeit des Lebens zu künden wußte, die höher ist als alle menschliche Klugheit. Möge der Ruf der edeln Frau zu vielen Herzen dringen; wir brauchten es nur zu sehr, auch jetzt noch, nach dem furchtbaren Krieg, — wir alle. Bei uns Besiegten wie bei den Siegern gibt es gar viel verhärtete, in dürre Ideen verrannte Herzen, denen es not thäte, daß in ihrem Gewissen die Frage ertönte, die einst mit der Posaunenstimme des Gerichtes den

ersten Brudermörder der Menschheit in die grauenerfüllte Flucht vor sich selber jagte, — die Frage: „Nain, wo ist dein Bruder Abel.“

Im Hinblick auf Sienkiewicz und Lagerlöf, deren Werke Ewigkeitswerte bedeuten, erscheint uns die erzentrifische Romantik eines Oskar Wilde heute höchstens als kulturgeschichtliche Kuriosität geeignet, im Museum der Weltliteratur einen Platz beanspruchen zu dürfen; selbst seine „Salome“ mit den gewagten Zeichnungen des unserem Katastrophenzeitalter kongenialen Aubrey Beardsley, kann nicht mehr beanspruchen. Da ist das wunderfame altflämische Mirakelspiel „Mariechen von Nymwegen“, das Friedrich Markus Huebner musterhaft ins Deutsche übertragen hat, aus anderem Holze geschnitzt. Leser, lest, Theater, spielt es!

Eins in seiner Einfachheit und Innigkeit großartigsten Bücher „Die Blümlein des heiligen Franziskus von Assisi“ macht gegenwärtig in der schönen Ausgabe des Inselverlags seine Runde durch ganz Deutschland. Die Verdeutschung von R. G. Binding, die bereits im 14. Tausend vorliegt, geht auf die italienische Ausgabe der Tipographia Metastasio (Assisi 1901) zurück. Die Initialen rühren von R. Weidemeyer-Worpswede her. Die Blümlein des Heiligen sind erwachsen im erdgeborenen Herzen seiner Schüler und Jünger als ein zarter und doch so starker Kranz der Liebe, mit dem sie seine Gestalt, jeden seiner Schritte, alle seine Worte umwanden. Diese kleinen Geschichten werden bleiben, solange die Erde besteht.

Zwei moderne bedeutende Schöpfungen romantischen Gepräges begleiten uns zum Ausgang dieser Betrachtung Paul Claudels „Mittagswende“, ein französisches Hohelied der irdischen und der himmlischen Liebe, von einer Innerlichkeit und Menschlichkeit, die wir allen seinen Landsleuten wünschen möchten, und Elizabeth Barrett-Brown-

n i n g s „Sonette aus dem Portugiesischen“ (deutsch von Rainer Maria Rilke). Persönlichere Poesie ist kaum zu denken als der Dichterin Apostrophe an den Geliebten:

Ich denk an dich. Wie wilder Wein den Baum
sprießend umringt, mit breiten Blättern hängen
um dich meine Gedanken, daß man kaum
den Stamm noch sieht unter dem grünen Drängen.

Und doch mein Palmenbaum, will ich nicht sie,
diese Gedanken, sondern dich, der teurer
und besser ist! Du solltest ungeheurer
dich wieder zeigen, weithin rauschend, wie
es starke Bäume tun. Und dann laß du
das Grüne dieser kreisenden Lianen
abfallen, wo es schon zerrissen ist,
weil meine Freude im Dich-Sehn und -Ahnen,
in Deinem Schatten atmend, ganz vergißt
an dich zu denken — ich bin dir zu nah.

IV.

Zeitungen, Zeitschriften und Jahrbücher.

Der Lübecker Dichter Julius Havemann, der als einer der ersten den Weg zum „Eichendorff-Bund“ gefunden hat, gehört nicht zu den Lieblingen der Mode. Um so mehr freut es uns, daß der Ruf seines Namens immer weitere Kreise erfaßt, selbst in der sonst so spröden und seit Gottfried Keller, dem idealen Materialisten, wenig romantischen Schweiz. Die „Basler Nachrichten“ (Dezember 1918) widmen unserem Poeten einen eigenen Artikel, in dem seine (bei Janssen in Hamburg 1917, jetzt in dem Verlag von Westermann in Braunschweig erschienenen) Gedichte besprochen werden. Havemanns Formen, heißt es darin, sind die alten; er überrascht nicht durch Neubildungen; anerkannte Meister sind dem feingebildeten und offenbar einsam Schaffenden Vorbilder; er scheint oft von Eichendorff herzukommen, oft mahnt er in der kunstvoll glatten Gewandtheit mit der

Freude am gesättigten Ton an Leuthold, oft tönt es durch die Reicheit des Ausdrucks wie Liliencronsche Weise. Auch an die Münchener, Geibel, Heyse, Lingg, auch E. F. Meyer klingt es an; was er von historisch-visionär geschauten Bildern gibt, bewegt sich auf jener Linie. Seine Eigenart aber liegt nicht allein in der Verschmelzung bekannter Elemente zu einem Neuen, in dem Durchwirken einfacher Natur- und Stimmungsbilder mit halbsymbolischen Zügen und märchenhaften Vorstellungen; das allein würde nur einen geschulten Eklektiker verraten. Havemanns Eigenart liegt tiefer. Und so erfüllt er jene zweite strengere lyrische Forderung, nach welcher die Form nichts ist als der Kontur, der den lebendigen Leib umschließt. Das sind natürlich nur subjektive Feststellungen, die zu Tatsachen zu stempeln mit Belegen uns leider die Raumnot verhindert. Interessant ist uns Havemann durch die Persönlichkeit, die überall hindurchschaut: eine schwerblütige, ernste, norddeutsche Dichterseele, mit dem Leben ringend und doch wieder voll tiefer, elegischer und verträumter Hingabe an die Natur. Bedeutsam sind in dieser Hinsicht Verse wie „In der Nacht“ und „Herbstnacht“. Sie lassen Blicke tun in ein Herz, das gewohnt ist, in größter Stille alles Schwere mit sich allein abzumachen: „Gar vieles schiebt das Leben an dich hin, damit du wagen kannst, es abzulehnen. Denn im Vermessen nicht und nicht im Sehnen erschöpft ein Herz des Daseins tiefsten Sinn. Aus Selbstbehauptung nur wächst ihm Gewinn“ . . . Und an anderer Stelle heißt es: Der nach dem Höchsten Ringende solle bereit sein, „einsam und still das Schwerste dieser Welt zu dulden“ . . . Daß ein solcher Einsamer auch stachlichte Verse für Welt und Widersacher findet, zeigt sich in dem Abschnitt der Sprüche. Edles Bewußtsein um den Wert der eigenen Persönlichkeit und ihres Könnens und nagender Schmerz ob verflagter Anerkennung blicken da und dort hervor. Reinstes Glück aber

fließt dem Dichter aus einem Schatz früher Natur- und Heimateindrücke (z. B. „Gruß der Frühe.“ S. 91); wo er den geliebten Fluß, die Trave, oder das alte Lübeck besingt, oder wo die weite Heide und das Moor mit ihrer Stille, ihren Farben und Stimmungen, ihren Wolkengebilden und Sonnenuntergängen (S. 111, 115, 116), oder gar das Meer ihm Verse abzwängen, da gelingt manch stimmungsgesättigtes Bild; der Zauber über einem flimmernden Sommertag wird auch von ihm, wie schon von so vielen festgehalten, nur weicher, lyrischer, als es sonst schon geschah. Und in diese Naturträumereien mischt sich dann leicht ein leiser märchenhafter Zug oder ein Zug zum Legendenhaften, nicht immer zugunsten des Gesamteindruckes. Die Form wird überall beherrscht, im Lied, im Spruch, im Sonett, im Balladenhaften wie in den antiken Maßen (z. B. die alcäische Strophe in „Stürmische See“). Und daß gerade die Schlußstrophe nicht abfällt, spricht für ein in strenger Zucht gereiftes Können. Am ansprechendsten wirkt der Dichter aber im einfachen Lied; hier erscheint die „Stille der Felder“ aus herber Schweizer Art in träumerische norddeutsche übersezt, hier klingt die Weise des Einsamen am reinsten, eine lyrische Weise, der man nach allen lyrischen Experimenten der vergangenen Jahrzehnte wieder mit Behagen lauscht.

Von den großen reichsdeutschen Zeitungen schenkt die „*Rölnische Volkszeitung*“ der Romantik lebhafteste Beachtung. Ich erwähne nur die wertvollen Beiträge zur Kenntnis der größten Dichterin, die wir im 19. Jahrhundert besessen haben: „Meersburger Erinnerungen“ von Heinrich Scholle (1. September 1918), „Ein bemerkenswertes Gedicht Annette von Drostes“ von Martin Kraß (22 Juni 1919), „Annettens Geburtshaus“ von Maria Peters (29. Juni 1919). Am 25. Juni 1919 berichtet in dem gleichen Blatt Hans Heinrich Vormann über „Kleimens Brentano und Dorothea Schlegel als Mitglieder einer Rosenkranzbruderschaft“ (eine

bisher unbekannte Tatsache). Der Verfasser stellt zum ersten Male fest, daß Brentano eingetragenes Mitglied der seit 1803 an der Liebfrauentirche in Frankfurt a. M. bestehenden Rosenkranzbruderschaft war. Ich fand, so schreibt Vormann, in dem alten Mitgliederbuch unter Nr. 37 der zweiten Liste (das Buch enthält drei Listen, die sämtlich mit Nr. 1 anfangen; die ersten beiden Listen hören aber schon bei Nr. 136 bzw. 42 wieder auf, während die dritte Liste bis zur Gegenwart reicht) folgende Eintragung: 1828, 23. Nov. Brentano, Clemens hier. Später ist hinter den Namen beigefügt: † in München — was aber wieder durchgestrichen ist, da es sich bei dieser Notiz um ein Versehen handelt. Bekanntlich starb der Dichter in Aschaffenburg. Unmittelbar vor Brentano ist als Nr. 36 eingetragen: 1827, 8. Sept., Görres, Maria, Koblenz. — In der dritten Liste finden sich dann noch weitere Angehörige der Familie Brentano. So sind gleich die ersten beiden in dieser Liste verzeichneten Mitglieder Anton Maria Brentano und seine Tochter Gertrudis, die beide zusammen am Josephstag 1831 sich in die Bruderschaft aufnehmen ließen. Neben Brentano und Maria Görres ist das dritte zur Romantik gehörende Mitglied der Rosenkranzbruderschaft Dorothea von Schlegel, die in der ersten, bis 1820 reichenden Liste unter Nr. 92 eingetragen steht. Sie wurde am 6. Oktober 1816 aufgenommen, wahrscheinlich bei der Feier des Rosenkranzfestes, das in der Liebfrauentirche als Sitz der Rosenkranzbruderschaft immer sehr feierlich begangen wurde und bis in die Gegenwart ein Hauptaufnahmetag neuer Mitglieder ist. So unbedeutend an sich ja die Entdeckung ist, daß die genannten Romantiker einer religiösen Bruderschaft angehörten, so ist diese Tatsache doch charakteristisch für ihre Anteilnahme am kirchlichen Leben, zumal sie sich bei der Aufnahme zur Abhaltung einer jährlichen Gebetsstunde verpflichten mußten. Die Rosenkranzbruderschaft, um die es sich hier handelt, bestand schon

seit einer langen Reihe von Jahren an dem Frankfurter Dominikanerkloster. Als das Kloster dann im Dezember 1802 durch die Säkularisation aufgehoben wurde, wurde die Rosenkranzandacht auf Anordnung der erzbischöflichen Behörde in Mainz in der Liebfrauenkirche weitergehalten, wo dann am Rosenkranzfest 1803 auch die Bruderschaft wieder neu errichtet wurde. Dorothea Schlegels Aufnahme erfolgte, als sie bei ihrem Gatten, während dessen Tätigkeit im Dienste des Ministeriums Metternichs am Bundestag in Frankfurt weilte. Sie war erst im April 1816 von Wien über München Friedrich Schlegel nach Frankfurt gefolgt, das sie aber nach noch nicht einem Jahr schon wieder verließ, weil sie im Winter nach ihrer Ankunft sehr durch Sickleiden geplagt wurde. Brentano weilte ja öfters in seiner Vaterstadt und hat da die Liebfrauenkirche häufiger besucht und so wohl die Bruderschaft kennen gelernt. Bei Maria Görres ist anzunehmen, daß ihre Aufnahme in die Bruderschaft erfolgte, als sie zu Besuch bei ihrem Schwager Professor Steingäß, dem Inspektor der Selektenschule, in Frankfurt sich aufhielt. Diese Aufnahme wird dadurch bestärkt, daß die Selektenschule, in der Professor Steingäß wohnte, unmittelbar an die Liebfrauenkirche angrenzt. Bei dem Nachfolger von Steingäß, dem Inspektor Wedewer, hat dann übrigens später in derselben Wohnung Johannes Janssen seine erste Unterkunft in Frankfurt gefunden.

In der „München-Augsburger Abendzeitung“ (5. Mai 1919) berichtet G. J. Wolf allerlei „Von den Romantikerfrauen: Die sittigliche und minnigliche deutsche „Frowe“, die hinter dem Buzenscheibfenster lyrisch seufzt oder in Büchtern die Mädchen lehret und den Knaben wehret, ist nicht das Ideal der Romantik. Die Romantikerfrauen kann man sich ohne stärkste gesellschaftliche Auswirkung gar nicht vorstellen. Der Salon der Rahel ist der Sammelpunkt der geistig angeregten, vornehmen Welt

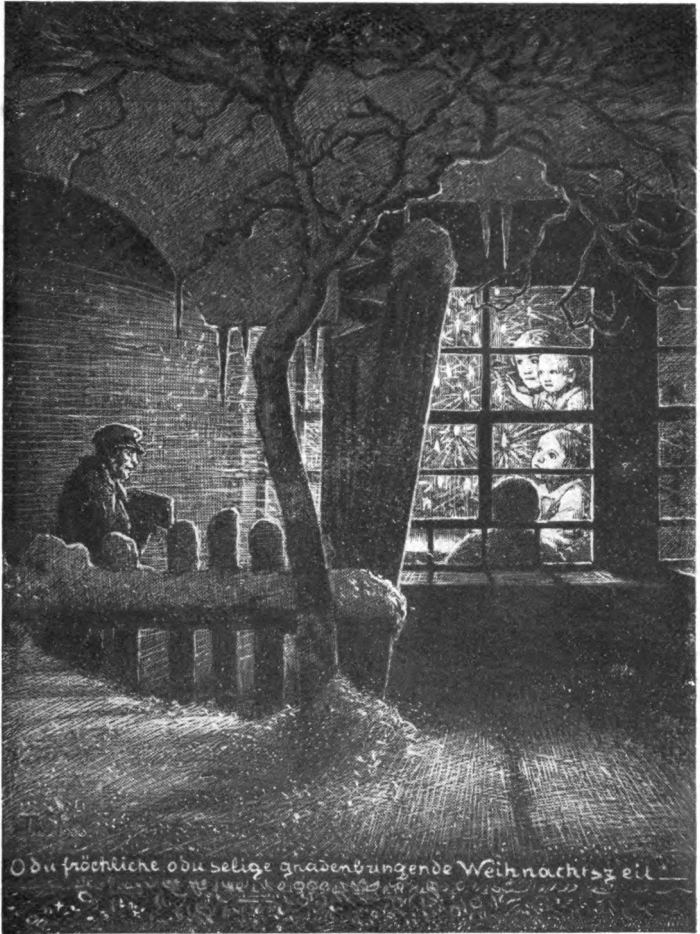
Berlins. In dieser pikant-geistreichen Atmosphäre wachsen Dichterwerke empor, aber es kreuzen sich auch begehrlche Blicke, und Genuß folgt der Begier. Diese Frauen waren es nicht gewöhnt, ihren Leidenschaften Zügel anzulegen. Wo laut das Geseß der Menschlichkeit gepredigt, der Brüderlichkeit und der neuen gesellschaftlichen Moral das Wort gesprochen wurde, da mochte die Frau, die leidenschaftliche, hingeebene Frau, auch für sich eine neue Beurteilung ihres sittlichen Lebens beanspruchen dürfen. Es ist bezeichnend, daß sich das an „Irrungen“ reiche Liebesleben der Romantikerfrauen nicht in dumpfer Heimlichkeit vollzog, sondern daß alle davon wußten, daß diese Frauen in ihrem behaupteten Recht auf eine Beurteilung, die sich über die Alltäglichkeit der Moralität erhebt, frei von den Dingen sprachen, die andere zu verbergen bestrebt sind. In reizender Naivität schreibt die vielbemannte Karoline eines Tages: „Ach, ich war zur Treue geboren!“ Und in der Tat ist sie die zärtlichste Gattin ihres jeweiligen Gatten, die beste Mutter der früh verstorbenen Auguste, die sich wie ein sonnenbestrahltes Wölkchen im Ather auflöste und Karoline im tiefsten Schmerz zurüdließ. „Ein Meisterstück der Schöpfung“ hat Schelling Karoline genannt; Goethe hat ihre Feinheit gerühmt und nur Schiller sie als die „Dame Luzifer“ belächelt — begreiflich, war sie doch die Trägerin des Schillerhaffes der Romantiker! An ihre Tochter Auguste schrieb sie z. B. einmal, Schillers Musenalmanach sei eben angekommen und da stehe ein Gedicht darin, das Lied von der Glocke, über das man fast von den Stühlen gefallen sei vor Lachen. . . . Trotz solcher Entgleisungen bleibt Karoline liebenswert in vielen Zügen; ihre Größe, die nicht der Zartheit enträt, ihre freie, hochgemute Seele machen sie zu einer Gestalt, die von Jahrhundert zu Jahrhundert schreiten wird, losgebunden und befreit, entfesselt, von dem Zwang entladen, den bis dahin die deutsche Frau stumm und mürtisch trug. Es ist ohne

Belang, daß sie in ihrer inneren ethischen Freiheit über das Maß hinausging: jede und jeder, der sich an die Spitze einer Bewegung stellt oder — unbewußt — vom Schicksal dorthin gestellt wird, muß ein Übermaß, ein Plus mitbringen, damit er, wenn er im Kampf unvermeidlicherweise manches preisgeben muß, das Wesentliche unverfehrt bewahren kann.

. . . Bei dieser Auffassung des Artitelschreibers ist begreiflich, daß er Dorothea Schlegels Verhältnis zur Religion vollkommen falsch einschätzt.

In Nr. 3 der Wissenschaftlichen Beilage zur Berliner „Germania“ (7. Februar 1918) erörtert Ernst Martin „Neuere Brentano-Literatur“. In der täglichen Beilage des gleichen Blattes vom 24. Dezember 1918 behandelt derselbe Verfasser „Klemens Brentanos Chronika“ (als Säkularerinnerung). Den Erstabdruck seiner „Chronika eines fahrenden Schülers“ hat Klemens Brentano, wie Martin ausführt, 1818 seinem Freund Friedrich Förster für dessen in Berlin erschienenenes Taschenbuch „Sängerefahrt“ überlassen. Nächst der ein Jahr zuvor veröffentlichten „Geschichte vom braven Rasperl und dem schönen Annerl“, in der wir die Begründung der anderen Dorfgeschichte zu begrüßen haben, hat die „Chronika eines fahrenden Schülers“ am meisten dazu beigetragen, dem großen Romantiker die gebührende Wertschätzung in den weitesten Kreisen des deutschen Volkes zu verschaffen. Wiederum betrat Brentano hier dichterisches Neuland. „Zum ersten Male tut sich hier in engem Zusammenhange jene mittelalterliche Welt auf, die das Eldorado der Romantiker werden sollte: die ernsthaften frommen Malerschüler, die reuigen Pilger und stillseligen Eremiten, die reisenden Kaufleute und Kunstjünger, die über die Alpen hinüber und herüber wandern, die ragenden gotischen Türme, die Städte voll Gewerbefleiß und Handelsmacht, die unergründlichen Wälder voll Hirsche und Rehe.“ In diesem Satze gipfelt Ricarda Huchs berufenes Urteil

über die leider, wie so viele Werke Brentanos, Fragment gebliebene „Chronika“. Begonnen wurde diese bereits im Jahre 1802 in Marburg, als Sophie Mereau des glücklichen Dichters Frau geworden war, unter den Sonnenstrahlen eines jungen Eheglückes, den wenigen, die ungetrübt in Brentanos wechselreichem Leben leuchten sollten. Am 6. September jenes Jahres schreibt er an den Jugendfreund Achim von Arnim: „Ich schreibe jetzt an einem Buch „Der Ritter und die Seinigen“, es sind einfache, fromme Geschichten aneinander gereiht.“ Die Anregung zur „Chronika“ hatte er aus dem Studium der 1617 gedruckten Limburger Chronik gewonnen, deren erster Herausgeber sie in seiner Vorrede bezeichnet als „Eines Notarii oder Schreibers der Stadt Limpurg auf der Lahn, Johannes genannt, Geschichtsbüchlein, welches Er im Jahre 1347, im dreißigsten seines Alters, angefangen.“ Hieraus schöpfte Brentano die Figur seines Chronikaerzählers: Johannes, der Schreiber. Er verlieh ihm dasselbe Geburtsjahr und siedelte die Geschichte ebenfalls im Lahntale an. Sonst hat Brentano der Limburger Chronik nur noch die wenigen Worte über den Meister Wilhelm entnommen, die im Original also lauten: „In dieser zeit war ein Maler zu Cöln, der hiesse Wilhelm. Der war der beste Maler in allen Teutschen landen, als er ward geachtet von den Meistern. Er mahlete einen jeglichen menschen vor aller Gestalt als hätte er gelebet.“ Alles übrige ist eigene freie Erfindung. Während der Heidelberger Zeit wurde die Arbeit an der „Chronika“ wieder aufgenommen, aber auch hier sollte sie ebensowenig zu ihrer endgültigen Vollendung gelangen, wie später in Berlin, trotz aller festgefakten Vorsätze des Dichters. „Meine Chronika eines fahrenden Schülers“, schreibt er 1804 an Arnim, „welche erst wenig Bogen hält, soll in Berlin unter Deiner Leitung fortgesetzt werden, ich hoffe, es wird etwas Leidliches“. Es sollte aber bei diesen wenigen Bogen bleiben. Obwohl



Hans Thoma

Weihnacht

nur ein Bruchstück, ist die „Chronika“ doch Brentanos ausgeglichenste, geklärteste Schöpfung, das Schönste und Reinste, was er überhaupt geschaffen hat. Ein Grundton frommer Demut und tiefen religiösen Sehns nach dem Heiligen klingt durch das ganze Werk, das in seinem schlichten herzensanfältigen Chronikton an die rührend-primitive Kunst der alten deutschen Meister erinnert, deren unbeschreibliche Stimmungsgewalt auch den Leser der „Chronika“ unweigerlich gefangen nimmt. Hier lebt und webt die holde Poesie des deutschen Waldes, wie ähnlich nur noch in den Werken Joseph von Eichendorffs.

In der „Essener Volkszeitung“ endlich erinnert Ewald Reinhard (am 24. Oktober 1918) an das Haus Knippenburg bei Bottrop und damit an Essens romantische Vergangenheit: Wer vom Bahnhof Bottrop-Süd heraustritt, schaut in ein Waldstück, das eine tiefgelegene Wiese von zwei Seiten umfaßt und durch die Bäume die Umrisse eines schlichten Hauses mit einem Uhrtürmchen schimmern läßt: die Umrisse der Knippenburg. Niemand anders als Luise Hensel, die Dichterin des Kinderliedes „Müde bin ich, geh' zur Ruh“ hat hier einst gewohnt; in den Jahren 1835 bis 1855 hielt sie sich da alljährlich im Kreise des Landrates Friedrich Karl Devens auf Welheim auf, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß ihr berühmtes Lied auf der Knippenburg entstanden ist.

Wenn wir die Zeitschriften des vergangenen Jahres ins Auge fassen, müßten wir zunächst zum Inhalt und zur Arbeit des „Wächters“ kritisch Stellung nehmen. Ich spare mir jedoch Überblick und Urteil für das nächste Jahr auf, wo manche Kinderkrankheit überwunden sein und sein Werk in der Zielrichtung des Strebens bereits schärfere Umrisse zeigen wird. Für heute begnüge ich mich zwei begeisterte Beifallsrufe zu zitieren.

Der eine klingt uns aus der holländischen Zeitschrift „De Tijdspiegel“ (Haag, Erstes und Zweites Februar-Heft)

entgegen. N. J. Swierstra behandelt darin ebenso kenntnisreich wie ausführlich die „Neo-Romantiek in Duitſchland“ (De beweging — Het orgaan). Rein Prophet in ſeinem Vaterlande! möchte man im Hinblick auf die beiden Auffäße des angeſehenen niederländiſchen Blattes wiederholen, denn in ganz Deutſchland hat keine Zeitung oder Zeitschrift unſerer Sache ſoviele Seiten gewidmet wie jener „Tijdspiegel“.

Der zweite begeiſterte Zuruf kam gleichfalls aus dem Ausland. Friedrich am Gunde, der im „Leuchturm für Studierende“ (12. Heft des 12. Jahrgangs) über „die neue romantiſche Literaturbewegung“ berichtet, iſt niemand anderer als der vielverſprechende Romantikforſcher Vater Friedrich Muckermann, der in Wilna für ſeinen Glauben und ſein Volk im Winter 1919 den Märtyrer- und Heldentod erlitten hat. Der oben erwähnte Artikel war ſeine letzte Arbeit. Ich zitiere daraus bloß folgende Sätze: Vom „Wächter“ ſind inzwiſchen eine Reihe von Heften erſchienen, die uns einen Begriff davon geben, wie ernſt, weitiſichtig und künſtleriſch friſch das genannte Programm in die Tat umgeſetzt wird. Es iſt eine Zeitschrift, die endlich einmal das hat, was wir heute überall ſuchen: Stil. Die geſchichtlichen Aufſäße, wie die kritiſchen Teile, vorweg die Theaterbeſprechungen, vor allem die künſtleriſche Seite, Gedichte, Erzählungen, Märchen und die herrliche Ausſtattung, alles iſt beherrscht von echt romantiſchem Geiſt und zaubert den Leſer in jenes Märchenland von Schönheit und Kunſt, das, ohne in Widerſtreit mit der Wirklichkeit zu geraten, ſie durchgeiſtigt und verklärt. Warum man gerade ſich auf Eichendorff als Bannerträger feſtlegte? Bei romantiſchen Programmen denkt man freilich zunächſt an Friedrich Schlegel, den mehr und mehr anerkannten geiſtigen Führer der großen deutſchen Literaturbewegung an der Jahrhundertwende. Aber es gab wichtige Gründe, das Kind nicht nach Schlegel, ſondern nach Eichendorff zu taufen. Einmal liegt die Bedeutung Schlegels

doch mehr auf wissenschaftlich-kritischem Gebiet. Dichter war er weit weniger als Eichendorff. Was aber hier geschaffen werden sollte, ist nicht so sehr ein Bund kritisch und theoretisch arbeitender Gelehrter, sondern vielmehr ein Volksbund von Menschen, die getragen werden vom frischen Geiste Eichendorffscher Naturdichtung. Dazu hat der Name Eichendorff schon von sich aus einen eigentümlich werbenden Klang. Je mehr man sich in sein Dichten und Leben vertieft, um so mehr tritt einem eine Persönlichkeit entgegen, die trotz allem männlichen Schwergewicht doch gekrönt und umkränzt ist mit unwiderstehlichem Zauber. Es fehlen zudem im Leben Eichendorffs eine Reihe von Tugenden, die Friedrich Schlegel weniger geeignet erscheinen lassen als Titelhelden eines Bundes. Während Eichendorff sozusagen ohne Entwicklung durchs Leben ging, mußte Friedrich Schlegel sich durch die größten Gegensätze durcharbeiten. Es haftet an ihm infolgedessen viel von einer Kampfnatur. Kampfnaturen kann man aber von vornherein nicht brauchen für Bestrebungen, die sich in heiterer, in gewisser Hinsicht harmloser Kunstfreude entfalten wollen. Auch ist Eichendorff wie in allem gesunder, naturkräftiger als Friedrich Schlegel, so auch in seiner Religion frei von Schwächen und Einseitigkeiten. Er war immer ein treues Kind seiner Kirche, deren Lehren er im Leben charaktervoll und versöhnlich zugleich vertrat. Katholiken wie Protestanten hatten diesen echt religiös und künstlerisch zugleich empfindenden Menschen gern. So ist gerade er der Mann, der mehr als alle Romantiker geeignet ist, alle möglichen Kreise in sein Künstlergefolge zu ziehen Schon sind Anzeichen vorhanden, daß sich Altes und Neues in schönem Wettstreit um die Gedanken des Eichendorff-Bundes sammelt. Es versteht sich von selber, daß wir vom „Leuchtturm“ diese Bewegung stützen. Wäre es nicht möglich, auf unseren Gymnasien Eichendorff-Bünde ins Leben zu rufen. In den Sitzungen würde man praktischerweise

zunächst durch Vortrag und Vorlesung sich mit unsern romantischen Dichtern vertraut machen. Wie von selber würden die jungen hoffnungsvollen Leuchtturmdichter im Geiste dieser Poesie weiterarbeiten. Dabei brauchen wir nicht zu vergessen, daß Liebe, Schönheit und Kunst alles Königinnen sind, die man nicht kommandieren kann. Aber sie kommen doch von selber zu Menschen, die diesen Königinnen Paläste bauen durch richtig verstandene Lebenskunst. Sie kommen gern zu Menschen, die unbekümmert um Alltag und Philisterei ihren Idealen nachgehen. Diese Lebenskunst ist Kraft, denn es ist nicht immer leicht, seinen Idealen treu zu bleiben. Diese Lebenskunst ist Religion, denn aus überirdischen Schalen strömt uns der beste Lebenswein. Diese Lebenskunst ist nicht berufsfremd, sie macht nicht in Mondschein und nicht in klagender Sehnsucht, sondern sie handelt in der aus Liebe erfüllten Pflicht. Mit beiden Füßen wie Eichendorff in der Wirklichkeit stehend, läßt sie doch ihr Auge hinaussehnen in blaue Dämmerungen. Den Geist des Eichendorff-Bundes gilt es zu erfassen, deutsche Jugend, dann werden den Begabten wie von selber die Schwingen wachsen, und in das poesieloseste Gemüt werden Ströme neuer Lebenswirklichkeiten einmünden. Der Geist unserer sagenumwobenen Burgen und Dome wird wieder bei uns einziehen, und edler Ritterfittich und süße Frauenminne werden von neuem die breiten Treppentufen hinaufwandern zu dem Bergfrieden unserer unvergänglichen Ideale.

Einen Seitentrieb der romantischen Bewegung in Deutschland stellt die junge Vierteljahrschrift „Berliner Romanistik“ dar, die der Vorsitzende des Berliner „Eichendorff-Bundes“ Kurt Vock herausgibt. Aus dem reichen Inhalt seien hervorgehoben zunächst die schönen Eichendorff-Widmungen des ersten Heftes, darunter die von Herbert Eulenberg:

Hab' ich nur Zeit, bin ich mit allen Gaben
Für Eichendorff bis auf mein Blut zu haben.

Es gibt nicht viele, die ihn höher schätzen,
 Ihr könnt mich unter jeden Ausruf setzen.
 Was ich zu seinen Ehren je geschrieben,
 Ob es bekannt, ob unbekannt geblieben,
 Ihr dürft es drucken ohne jede Kosten.
 Zu ihm wird meine Liebe niemals rosten.
 Und springt mein Herz, ein Ringlein, einst entzwei,
 So klingt es noch in seiner Melodei.
 O schöner deutscher Wald, o blaue Blume!
 Wer sang wohl süßer je zu deinem Ruhme!

Programmatische Bedeutung haben Aufsätze wie: „Der Lebenswert der romantischen Weltanschauung“ von Otto Braun, „Berlin und Romantik“ von Erdmann Graefser, beide im ersten Heft, „Lebenswert romantischer Weltanschauung“ von Ernst Ludwig Schellenberg, „Die Romantik Theodor Hofemanns“ von Lothar Brieger, beide im zweiten Heft, „Die deutsche Aufgabe“ von Johannes Schlaf, „Schopenhauer, der Romantiker“ von Paul Friedrich, beide im dritten Heft des ersten Jahrgangs.

Die große Zeitschrift „*S u m m a*“, von der jedes Vierteljahrsheft einen stattlichen Quartband bildete, besteht nicht mehr. Als Zeit- und Kulturdocument ersten Ranges verdient jedoch ihr einziger Jahrgang, der mit dem Kriegsende seinen Abschluß fand, besondere Beachtung. Der jüdische Einschlag bei der sonst stark katholischen Richtung des Organs darf uns nicht wundernehmen. Die jüdische Intelligenz hat stets eine gute Witterung für die kommenden Dinge. Die „*Summa*“ bezeichnet sich allenfalls als ein Parteiblatt der menschlichen Gemeinschaft, aber keiner irgendwie vergemeinschafteten Menschen innerhalb dieser Menschheit, wofür es nicht zu zählende publizistische Organe gibt, vom städtischen Lokalblatt bis zu den monistifchen Sonntagspredigten. Und doch ist sie wieder Parteiorgan, indem sie deren Tendenzen ablehnt und Menschen dieser Tendenzen ausschließt. Unter den Beiträgen finden wir solche von Ewigkeitswert, darunter

„Das Nationalitätsprinzip und das heilige römische Reich deutscher Nation“ (2. Quartalsband), von den lebenden Mitarbeitern nenne ich Max Pulver, Max Scheler, Konrad Weiß, E. R. Chesterton, Joseph Bernhart. Auch wunderliche Außenseiter stehen mitten drin. Jedenfalls wird die „Summa“ als Glockenzeichen der neuen Welt und Zeit erst in kommenden Tagen volle Würdigung erfahren. Es ist schade, daß sie einging. Aber ihrer Eigenart konnte sie kein anderes Los erwarten. Die „Zeitung für Einsiedler“ u. a. Zeitschriften vor hundert Jahren sind gleichfalls Eintagsfliegen erlesener Art gewesen.

Voll köstlicher Ironie ist das in der Wiener Wochenschrift für Kultur, Politik und Volkswirtschaft „Das Neue Reich“ (Nr. 40) veröffentlichte Sendschreiben „Wilson's Proklamation an die Völker Europas“ zum besseren Verständnis für das deutsche Volk mit Anmerkungen versehen von Lenz Naumann. Im Nachwort erklärt der glossierte Friedensdiktator: „Beinahe hätte ich einen wichtigen Umstand vergessen. Was ich bisher geredet, ist nicht von mir, sondern von meinem größeren Vorbild, Napoleon. Aufgeschrieben hat es ein gewisser J. Görres aus Deutschland, der schon vor hundert Jahren mehr Scharfsinn besaß als alle nachmaligen Philosophen und Professoren des großen Volkes der Dichter und Denker . . .“ Das neue Organ steht auf einem ausgesprochen katholischen und konservativen Standpunkt, ähnlich wie das nach der Revolution in Berlin gegründete Wochenblatt „Tradition“ den preußisch-protestantischen Standpunkt vertritt. Beide schwimmen gegen den Strom der Zeit, allein auch der schärfste Gegner kann ihnen Charakter nicht absprechen.

Auf Seiten der älteren Vertreter periodischer Literatur ragen die „Stimmen der Zeit“ rühmlich hervor, die dank der außerordentlich geschickten Leitung durch stete Aufmischung des Redaktionsstabes mit jungen Kräften heute moderner dasteht denn je. Auch der 49. Jahrgang brachte wieder eine Reihe vortrefflicher Aufsätze, romantischen Geistes

voll. „Ein Brief ins Feld“ von Peter Lippert z. B. wird seinen Wert behalten über diese Zeit hinaus.

Nicht weniger bedeutend erscheint „Das heilige Feuer“, Monatschrift für naturgemäße, deutschvölkische und christliche Natur und Volkspflege, bereits im 6. Jahrgang. Ich erwähne daraus folgende Beiträge: „Flastamps Einleitung in das geistliche Jahr“ von Joseph Wernle (Nr. 1), „Walpurgisnacht oder Romantik“ von Karl Maußner, „Zum Thema Calberon“ von J. B. Steinmez (Nr. 2), „Jean Paul“ von Joseph Müller (Nr. 3 und 4). Maußners „Walpurgisnacht oder Romantik“ ist auch als „Flugschrift des Deutschen Heimatbundes“ (Berlin-Zehlendorf, Dürer-Verlag) erschienen. Es verlohnt sich, einen größeren Teil derselben auch hier zum Abdruck zu bringen, ohne im einzelnen dazu Stellung zu nehmen. Maußner schreibt:

Zunächst: Was ist Romantik. Das Lexikon berichtet: „Romantik ist die christlich-mystische, gemütsinnerliche Denkweise.“ Diese paar Worte erfassen durchaus das Wesen der Romantik, so wenig man den Begriff an sich in enge Erklärungen einfangen möchte. „Romantik“ ist also durchaus nicht nur literarisch aufzufassen, vielmehr sollten und sollen alle Gebiete des Lebens von ihr erfaßt, Wissenschaft, Religion, Kunst und Leben von einem einzigen großen Gesichtspunkte aus umgestaltet und in innige Verbindung gebracht werden. Ein Abglanz des Ewigen soll die Romantik sein, eine Weltanschauung, die schönste Blüte deutschen Gemüts, der nie verweltende Kranz um deutschen Geist, wahrlich nicht Veraltetes, nicht Überlebtes, sondern der notwendige Gegensatz, der notwendige Ausgleich im Zeitalter der Technik und des Verkehrs, denn was hülfte es, würden wir die Welt gewinnen, litten aber Schaden an unserer Seele!

„Der Bildung Strahlen all in eins zu fassen,
Vom Kranken ganz zu scheiden das Gesunde,
Bestrebten wir uns treu in freiem Bunde,“

schrieb einst Friedrich Schlegel, einer der tüchtigsten Vertreter der romantischen Dichterschule, von sich und seinen Freunden. „Vom Kranken ganz zu scheiden das Gesunde“, ja, das geht aber nicht ohne Kampf, da wollen wir die Romantik nicht als Weltabgewandtheit mißverstehen, unserm Volke frommt da nicht allein gemütsinnerliche Denkweise, wenn der Teufel der Welt mehr denn je zuvor sich breitzumachen sucht. Deshalb, Deutschland, erkenne den Feind, deutsches Volk, es gibt Feinde nicht nur von außen, erkenne das Wesentlichste: bleib dir treu im Innern, dann wird echte Romantik nicht aussterben. So handelt es sich also vorerst einmal darum, festzustellen, wie die jetzige Zeit sich zu den verschiedenen Betätigungen menschlichen Geistes und menschlichen Lebens verhält, wie das Bild der früheren Zeiten sich dagegen verhielt und welche Schlüsse sich daraus notwendigerweise für die Zukunft ergeben. Greifen wir, ohne dieses Gebiet an sich als erstes zu stellen, zunächst zu den gegenwärtig im Vordergrund der Erörterung stehenden literarischen Dingen: Wie spricht doch Mephistopheles:

„Das drängt und stößt, das ruscht und klappert!
Das zischt und quirlt, das zieht und plappert!
Das leuchtet, sprüht und stinkt und brennt!
Ein wahres Hexenelement!“

Wundervoller hätte Goethe „die Neue Literatur“ nicht bezeichnen können, die Literatur des Heinrich Mann, des Gustav Meyrink (der phantastischste Erzähler der Deutschen, „ein Wegweiser zu inneren höheren Leben“, Verlagsanzeige), der Werfel, Sternheim, Hasenclever. Bei all dieser Literatur scheint mir gerade das erzählende Element am verderblichsten zu wirken, denn dieses hat die weiteste Wirkungsmöglichkeit, denn dramatische Aufführungen, soweit sie begreifbar sind, sind doch immer nur gewissen Kreisen, an denen vielleicht nicht allzuviel zu verderben ist, zugänglich, und mit dem lyrischen Gebiet im großen ganzen mögen sich die Irrenpsychologen

auseinandersehen! Ich stehe nicht an den Satz aufzustellen, daß ich die Vordertreppenliteratur eines Mann und Meyrint für gefährlicher halte als die Hintertreppenliteratur eines Rinaldo Rinaldino, die Schule und Polizei schon wacker zu bekämpfen suchen. Erstere ist die Seuche der Gebildeten oder vielmehr Halbgebildeten, denn nur Halbgebildete, Menschen von oberflächlicher Erziehung, deren Seelentern verdeckt gehalten wird von einer oft so seelenlosen Zeit, sind dieser Seuche zugänglich. Den Unwert, die Schädlichkeit dieser Literatur beweisen. Da rate ich nur jedem erwachsenen, natürlich fühlenden Menschen, einmal eines dieser gepriesenen Werte unbefangen mit Aufmerksamkeit zu lesen. Weiter wie bis zu einem Buche dieser Art wird es ja einer, der unter diesen Voraussetzungen ans Lesen geht, wenn er sich nicht gerade mit diesen Dingen beruflich beschäftigen muß, nicht bringen! Hören wir, so billig auch Zitate an sich sind, ein paar Sätze aus Heinrich Manns „Die Armen“ (der Titel könnte bezeichnend sein für die ganze Schriftstellerwelt dieser Art!): „Niemandem glauben, nur arbeiten“. — „Er erkannte die Waffen, mit denen sie ihm begegneten, waren nicht die des Geistes, sie spuckten!“ Oder: „Gretchen (die Tochter des Reichen) wisperte bleich: „Wollen Sie totett werden?“ „Dummes Luder!“ erwiderte Leni; und Gretchen, die Augen verdreht: „Es muß reizend sein,“ oder weiter: „Wer ihnen das nähere Glück versprach, dem glaubten sie.“ — Zum Schluß: „Wir gehen über die schwere Erde und sind gewiß, nur ihr Schoß ist unser Ziel.“ — Ja, hätte jemand noch deutlicher die Seele dieser modernen „Kunst“ aufzeigen können. Unbewusste Wahrheit! Diese Armen, diese geistig armen Schriftsteller konnten Führer ihrer Zeit werden! Bei all ihrem technischen Können, das an sich gewiß manchmal bewundernswert ist, dieser ödteste Materialismus, diese seelenlose, nervenzerreibende Kunst, die ausgerechnet im großen Kriege krasser denn je zuvor sich hervorwagt! Dornenkunst

und nichts weiter, keine Rede von Gott, von ewigen Zielen, von ewiger Sehnsucht des Menschengeschlechts. Wie groß muß die Verwirrung selbst bei sonst feststehenden Elementen sein, wenn über Meyrink, der besonders die Mystik (wie er es nennt) zu „machen“ pflegt, dessen Entwicklungsstufen die Romane „Der Solem“, „Das grüne Gesicht“ und „Walpurgisnacht“ bezeichnen, ein Kaiserlicher Hofbuchhändler in Berlin folgende Anzeige vom „Grünen Gesicht“ bringt: „Allem Utopistischen fern, aber dem Übersinnlichen unheimlich nahe, schlägt das Werk, von atemberaubender, spannender Handlung getragen, eine Brücke über die Abgründe tiefster menschlicher Verkommenheit zu den Höhen sublimster Geistigkeit. Unabhängig von seiner künstlerischen Bedeutung und faszinierender Form, ein Buch schönster menschlicher Bereicherung.“ — „Tiefste menschliche Verkommenheit und schönste menschliche Bereicherung,“ ist das nicht „sublimste Geistigkeit“? Ja, jedes Zeitalter hat die Kultur und damit die Literatur und Kunst, die es verdient. — Wehe also über unsere Zeit? Nein, dazu besteht wirklich kein Anlaß, nur ist es unsere Aufgabe, hier Schäden besonders darzulegen, denn es ist der Welt Gang, daß Schlechtes und Böses besonders aufdringlich hervortreten, daß das Gute schweigt, weil es voll inneren Wertes ist. Es handelt sich hier eben doch letzten Endes um eine Frage der Weltanschauung, um die Welten: Walpurgisnacht oder Romantik? Machen wir einen Blick ins dramatische Gebiet: Da scheint der Hexensabbat besonders schlimm zu sein und wir können mit Faust sprechen:

„ und die Mäuse
Tausendfärbig, scharenweise,
Durch das Moos und durch die Heide!
Und die Funkenwürmer fliegen
Mit gedrängten Schwärmezügen
Zum verwirrenden Geleite.
Aber sag' mir, ob wir stehen,
Ober ob wir weiter gehen?

Alles, alles scheint zu drehen,
Fels und Bäume, die Gesichter
Schneiden, und die irren Lichter,
Die sich mehren, die sich blähen.“

Da macht sich neuerdings in Berlin, von dem aus ja für viele die Theater„kultur“ auszugehen scheint, eine Serie von Nichtskönnern unter den Namen „Das junge Deutschland“ breit. Ein Hasenclever, ein Carl Sternheim, ein Franz Werfel sollen den guten Deutschen als „deutsche Dichter“ aufgeredet werden, von einer feilen Presse unterstützt. Jetzt ein Fortschritt vielleicht, wenn wir jetzt statt einer französischen Entartung die Entartung eines Webekind zu hören bekommen? — Es ist hier nicht der Rahmen, sich mit der Kunst eines Gerhart Hauptmann, eines Sudermann und verwandter Zeitgenossen auseinanderzusetzen, denn das, was über diese Könner zu sagen wäre, ist im vorhergegangenen Abschnitt genügend zum Ausdruck gebracht.

. . . . Wie der Kunst eines Heinrich Mann (nach dem Urteil des „Berliner Tageblatts“ „der höchstgesteigerte Typus eines geistigen Deutschen“, „der Repräsentant eines neuen Deutschland“) die gottselige Geschichte Brentanos vom braven Rasperl und dem schönen Annerl, wie ihm ein E. T. A. Hoffmann, wie ihm ein Stifter, ein Gottfried Keller und so viele andere ältere und auch neue und neueste Dichterwerke entgegengesetzt werden können, so läßt sich, wennauch die literaturgeschichtliche romantische Richtung hier völlig versagt, dem allen ein Schillerscher Idealismus, der auch, um nur einen Namen zu nennen, in einem Friedrich Lienhard heute noch lebt, entgegenstellen! Die Romantik ist für jeden, der ihr Wesen erfährt, ein unbedingtes Wurzeln in der Heimat, denn gemütsinnerliche christlich-deutsche Denkweise ohne engsten Anschluß an Heimat und Volk ist einfach undenkbar. Deshalb muß jeder, der erkannt hat, was der Zukunft unseres Volkes not tut, die Heimatveredlung erstreben. Wir waren und sind auf dem

besten Wege dazu und der große Krieg mag in dieser Beziehung unserm Volke zum Segen gereichen. So mancher unserer Volksgenossen sieht heute die Heimat mit ganz anderen Augen an als ehemals. Wie viele haben schon seit geraumer Zeit gelernt, anders zu reisen als früher. Es ist nicht mehr ein Hasten von Ort zu Ort, von „Sehenswürdigkeit“ (welch schönes Wort!) zu Sehenswürdigkeit, es ist ein Wandern, ein Schauen, ein Erkennen! Das ist das Wesen auch des Wandervogelgeistes, der unsere Jugend erzieht, der immer mehr wahres, inneres Leben gewinnen wird. Wir kennen heute das Wort „Heimatschutz“, wir haben an die Stelle rücksichtsloser, nur geschäftsmäßiger Ausbeutung von Naturschätzen unter Zerstörung von Naturschönheiten in vielem die Vereinigung von schön und zweckmäßig erreicht, wir erhalten und beleben das gute Alte, schaffen gutes Neues! Wir beginnen mehr und mehr den Wert der Familienpflege in allen Volkstreifen zu erkennen und der Krieg hat hoffentlich in vielen Kreisen mit der Familiengleichgültigkeit und dem Familienverfall, der an sich notwendigerweise mit dem Zeitalter der Technik und des Verkehrs einsetzte, zu einem wichtigen Teile ausgeräumt. Wir erkennen die ungeheure Wichtigkeit der Bestrebungen zur Erhaltung der Volksitten und Bräuche, zur Wiederbelebung des Volksliedes und der Volkstrachten, der Märchen und Sagen, der Handwerkskunst und Wertarbeit; unser Volk in weiten Kreisen beginnt den Unsinn und die Wertlosigkeit der Singeltangelkultur, der Mode und der billigen aber schlechten Fabrikware zu begreifen. Auf einem Gebiete insbesondere konnte uns der Krieg Lehrmeister sein: auf dem Gebiete der Ernährung. Sehen wir heute ein, welch unnötigen Luxus zu unserem eigenen Schaden wir auf diesem Gebiete vor dem Kriege betrieben? Eine Ernährungsreform, eine Ernährungsumwälzung im großen Maßstabe muß und wird bleiben und einsetzen! Streifen wir die Gebiete des Luxus, der Geselligkeit und der Gesellschaft,

der Feste, des Tanzes usw. Wir müssen der großstädtischen Genußsucht die wahre, notwendige Stadtkultur entgegensetzen. Nur unsinnige Phantasten können an eine Rückentwicklung glauben, wir andern müssen uns mit dem Gewordenen abfinden und wollen, wenn wir auch beileibe nicht der immer fortschreitenden Industrialisierung, die uns in alles Elend brachte, das Wort zu reden vermögen, versuchen, das vorhandene Städtetum auf eine echte Kulturgrundlage zu stellen. Hier insbesondere ist es notwendig und unerlässlich, daß wir dem Nervenzertreffenden das Nervenerquickende gegenüberstellen. Mag mancher lachen, wenn ich hier einem Rino das Puppentheater entgegenstelle, einem Schönherrschten „Weibsteufel“, von der „Volksbühne“ in Berlin den großstädtischen Arbeitern dargeboten, das mittelalterliche Mysterienspiel. Gewiß weiß ich, daß heute der vielleicht größere Teil der großstädtischen Arbeiterschaft, der großstädtischen Jugend, der großstädtischen Bevölkerung (und nicht nur der großstädtischen, vielleicht der städtischen überhaupt) ganz und gar nicht aufnahmefähig wäre für solche echte Kunst. Da gilt es, eine der Hauptursachen des Übels zu beseitigen durch die Veredlung gerade des Schulwesens im Geiste einer stolzen, frohen Heimattreue! Ganz besonders hier gilt es: wer die Jugend hat, hat die Zukunft! Und unserm Volke wollen wir eine gute Zukunft wünschen! Im Schulwesen war in der letzten Zeit vor dem Kriege leider viel der Spielbegriff eingeführt worden; künftig müssen wir mehr und mehr zum Pflichtbegriff zurückkehren; der ist uns not! Wo ständen wir heute, hätten wir Älteren in unserer Jugend nicht unbedingte Pflichterfüllung gelernt, wäre die gesamte deutsche Frauenwelt so wie heute viele, allzuvielen unser jungen Mädchen! In diesem Zusammenhang gilt es auch die alles gleichmachende großstädtische Presse zu bekämpfen; unser Volk muß statt Sensationstunde und Parteianschauung Staatsbürgerkunde und die Grundlage zu selbständigem Denken haben, und wie

die Schule der Zukunft mehr Gewicht auf die Gemütsbildung zu legen hat, ja die Gemütsbildung als unbedingt gleichwertig der Verstandesbildung anzugliedern hat, so müssen auch gerade in der Presse, aber auch hier nicht nur in der Großstadtpresse, die gemütsbildenden Werte, es muß die Volksbildung im höchsten Sinne in den Vordergrund treten. Auf solche Weise wird unser Volk, das neugesundete, von dem Gedanken der Demokratie, von der unsinnigen und verwirrenden Massenherrschaft zum Werte des Adels, zur Erkennung des Wertes der Führung Gotterleuchteter gelangen, so kann am deutschen Wesen einst die Welt genesen
Soweit Karl Maußner!

Die „Deutsche Rundschau“ läßt im Juliheft 1918 Günther Schmid zu „Strindbergs naturwissenschaftliche Schriften“ Stellung nehmen. Darnach sind Strindbergs Art zu denken, die überreiche Verwendung der Analogien, welche Erkenntnisse fördern sollen, das häufige Einspringen schneller Einfälle aus einem Gefühlsgrunde, sein leidenschaftliches Untergefühl für die Allheit und Einheit der Natur im Makro- und Mikrokosmos romantisch, wie die Lehren Schellings und seines Kreises romantisch gewesen sind. Durchaus romantisch sind auch Strindbergs Vorstellungen von der proteusartigen Wandelbarkeit der Elemente. Hier überbietet er noch die geschichtliche Romantik. Schwefel könnte man geradezu ein romantisches Element heißen. Romantisch sind seine Anschauungen von den Typen und Prototypen in der chemischen Welt Daß aber Strindberg auch als Künstler mit realistischen Mitteln romantisch war, hat schon Julius Bab deutlich erkannt. Die deutsche Romantik im Beginne des 19. Jahrhunderts erneuerte die mystische Naturphilosophie der Renaissance. Dasselbe tat Strindberg. — Im gleichen Heft beginnt eine große fortlaufende Charakteristik des romantischen Staatsmannes Genß von einem ungenannt sein wollenden Ver-

fasser. — Otto Fiebiger veröffentlicht „Zwei römische Briefe des Malers Franz Riepenhausen aus dem Jahre 1803“. Bezeichnend für den Ruf, der diesem Maler und seinem Bruder vorausging, sind die sarkastischen Bemerkungen des Weimarer Kunstschriftstellers Fernow an Reinhart in Rom 1805: „Nächstens werden auch die Gebrüder Riepenhausen aus Göttingen in Rom erscheinen Diese gehören zu der Art von Hernhütersette (1), die sich seit einiger Zeit in Deutschland unter den Künstlern und Liebhabern und Ästhetikern gebildet hat, von der Tieck und die Schlegels als die Stifter und Großmeister zu betrachten sind; die da wollen, die Künstler sollen nichts als Madonnenbilder, Kreuzfixe, Martyrergeschichten und Legendenwunder malen; damit allein könne der gesunkenen Kunst wieder geholfen werden; hingegen sei es eine häßliche Verirrung, wenn sie ihre Gegenstände aus dem Heidentume wählen, und was dergleichen unsinniges Zeug mehr ist. In Rom werden sie hoffentlich mit ihrem neuen Evangelium keine Proselyten machen, sondern verdientermaßen damit ausgelacht werden, damit sie, wenn auch nicht gescheut, so doch wenigstens scheu werden, dergleichen albernes pietistisches Zeug zu Markte zu bringen. Eigentlich scheint diese ganze fromme Spekulation bloß dahin gerichtet zu sein, den nervenschwachen, schmachtenden Weibern die Köpfe zu verrücken, womit es ihnen denn auch mitunter gelungen sein soll. Doch gibt es auch gutmütige Seelen, die die Sachen ganz in vollem Ernste nehmen; von dieser Art scheinen auch die Riepenhausen zu sein. In der Tat waren die beiden die ersten, welche die religiös-romantische Kunstrichtung nach Italien verpflanzten und damit zu Vorläufern des wenige Jahre später in Overbeck, Pfors, Hattinger und Vogel verkörperten Nazarenertums wurden. — Wertvoll ist auch der Beitrag im Januarheft 1919 „Kanonikus und Tragödin“ von Heinrich Stümcke mit Briefen des katholischen

Romantikers Wilhelm Smets an seine Mutter, die berühmte Tragödin Sophie Schröder.

Sehr zeitgemäß sind die „Mahnworte Ernst Moritz Arndts“, die Erna Heydemann in der verdienten „Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins“ (1919, Nr. 1/2) in Erinnerung ruft; sie sind entnommen Arndts Schrift „Über Volkshaß und den Gebrauch einer fremden Sprache“. Diese kleine, nur sehr wenig bekannte Arbeit des völkischen Romantikers hat viel feine und schöne Gedanken, die wohl wert sind, heute wieder der Vergessenheit entrissen zu werden.

Die leider in weiteren Kreisen wenig gewürdigte Zeitschrift „Das Neue Deutschland“, die bereits im 7. Jahrgang steht, charakterisiert in Heft 14 das auch von mir warm empfohlene „Poetenleben“ des Schweizer Robert Walser, u. zw. schreibt der Herausgeber Adolf Grabowsky selbst:

Ein romantisches Buch, dies „Poetenleben“, eines der schönsten Bücher, die ich in letzter Zeit gelesen habe. Weshalb nur zieht es uns heute so zur Romantik. Ich meine natürlich uns Menschen der drängenden Gegenwart, und scheidet von vornherein alle diejenigen aus, für die Romantik Weltflucht bedeutet. Wer die blaue Blume sucht, weil ihn die Stunde allzusehr bedrängt, der interessiert nicht. Er ist ein Bequemling, nichts weiter. Aber wir anderen? Man mache sich nur einmal von der Vorstellung los, als habe die Romantik der Wackenroder und Novalis, der Arnim und Brentano etwas mit Rückschritt zu tun gehabt. Das gerade Gegenteil ist richtig. Man war damals romantisch, weil man eine Weltwende ahnte. Romantik ist Vorgefühl und Erwartung, und alle Vergangenheit ist ihr nur Symbol für eine noch traumhafte Zukunft. Sie braucht ein Verlorenes um des Lebendigen willen, in der Art, wie Ibsen sagt:

Erst Verlorenes wird Erworbenes,
Ewig lebt dir nur Gestorbenes.

Diese Trauer um den Verlust, verknüpft mit der Hoffnung, das fest im Herzen Bewahrte einstmals in Fleisch und Blut zu erschauen, verleiht der Romantik jene süße Sehnsucht, jenes Gemisch von Trauer und Fröhlichkeit. In der Ferne aber bebt grollender Orkan. Dort ballen sich groß und wild die Gewitter, die nächstens die ganze Welt verwandeln werden. Erwartung, Ahnung des Gewitters — das ist es, was uns Heutigen die Romantik so lieb macht. Es ist kein Zufall, daß in den romantischen Schriften immer wieder von fernen Gewittern gesprochen wird. So heißt es in dem wundervollen Anfang von Brentanos „Geschichte vom braven Rasperl und dem schönen Annerl“: „Es war Sommersfrühe, die Nachtigallen sangen erst seit einigen Tagen durch die Straßen und verstummten heut in einer kühlen Nacht, welche von fernen Gewittern zu uns herwehte. Der Nachtwächter rief die erste Stunde an.“ Und selbst in der tiefen Beschaulichkeit kleinstädtischen Lebens darf der nachhallende Klang der Gewitter nicht fehlen. In Eichendorffs „Ahnung und Gegenwart“ lautet eine Stelle: „Auf den Gassen ging jung und alt, sprechend und lachend, nach dem Regen spazieren, die Mädchen des Städtchens saßen draußen vor ihren Türen unter den Weinlauben. Der Abend war herrlich, alles erquickt nach dem Gewitter, das nur noch von fern nachhallte, Nachtigallen schlugen wieder von den Bergen, vor ihren Augen rauschte der Rhein an dem Städtchen vorüber.“ Diese Sommergewitterstimmung aber hat niemand schöner wiedergegeben als Mörike, der Nachfahr der alten Romantik, in einem Briefe vom 26. Juni 1838 an Hermann Kurz (nebenbei gefragt: wieviele deutsche Briefe können sich mit denen Mörikes vergleichen?): „Gestern abend sangen zwei Mädchen:

Regen — Regentropfen,
 Buben muß man klopfen,
 D' Maidlin muß man schonen
 Wie die Ziteronen.

Dabei donnerte es von fern, die Rosen dufteten, und durch den Hag durch schimmerten die blechernen Bieraten der Kirchhofskreuze hell herüber.“ Unruhvoll drängendes Leben, Sommergespanntheit, Schauer in Wohlgeit, Herbes im Süßen, schwermütig unergündliche seltsam zuckende Tiefe der Nacht — das ist Romantik. Kein Beharren, wie man so gern meint, sondern nur oft ein stillächelndes Ausruhen. Aber noch viel öfter ein unendliches Suchen nach dem Urlicht, wie es das Volkslied „O Röslein rot“ aus des Knaben Wunderhorn verkündet, und wie es Gustav Mahler, der große Romantiker unserer Tage, in seiner Auferstehungs-symphonie komponiert hat. Dazu der unermüdlche Kampf gegen den Bürger, den Philister. Er ist ungeheuer typisch für die Romantik, und er zeigt am besten, daß die Genügsamkeit, die befriedigte und befriedete Stille alles eher denn ein Wesensmerkmal der romantischen Kunst darstellt. Gewiß ist das Biedermeier eine Abart der Romantik, die bürgerliche Romantik, darf man sagen. Aber diese Verniedlichung und Verzierlichung hat beiläufige Züge der Romantik vereinsseitigt und damit die ganze Sache verfälscht. Der Bürger, der solange beiseite gestanden hatte, bemächtigte sich der Romantik, und indessen schon die Fanfaren des jungen Deutschland zu Revolutionskämpfen riefen, schuf er sich noch schnell aus romantischen Brettern und Brettchen eine pudige Hütte. Winkelglück, Flucht aus dem Leben, philiströse Fixierung romantischer Augenblicke. Alle romantischen Elemente, auch mit ein paar biedermeierischen vermischt (aber die stören nicht in dem großen Ganzen) finden sich in Robert Walsers Buch. Von Brentano oder Eichendorff könnte die Stelle sein: „Wie war die abendliche Straße so herbsteucht und weich. Schon legte einiger weißlicher Nebel sich in Streifen und Geisterlinien über die benachbarten Wiesen, die zu schweben schienen, und aus den Fenstern der stillen Häuser strahlten da und dort bereits

Lampen. Dunkle Menschengestalten! und alles rund herum so tief, so uralt schön, so still, so schwarz und lautlos.“ Wie in der alten Romantik alles musikalisch verklärt war, so wird auch bei Walser das Wort zur Musik und die Musik zum Wort. Und wie dort, so tauchen auch hier geheimnisvolle Menschen auf, Raspar-Hauser-Gestalten, von denen man nicht weiß, woher sie kommen und die eines Tages plötzlich verschwunden sind. Ja, im Grunde ist dieser Dichter selbst, wie alle romantischen Dichter, ein geheimnisvoller Mensch, der über die Erde zieht und sich wundert, daß er bei allem Leid, bei aller Unsicherheit und Ungewißheit so fröhlich ist. Ein Lichtfünkchen, das aufblitzt und wieder verschwindet. Aber Walsers Kunst trägt auch Spuren unseres gegenwärtigen Leidens; wären sie nicht da, so wäre dieser Dichter unnütz, man könnte dann einfach Brentano oder Eichendorff hernehmen. Dieses soziale Mitgefühl klingt an, eine Note, die die alte Romantik nicht kannte. So in „Frau Wilke“, dieser Erzählung von der alten einsamen Frau, bei der der Dichter wohnt. Sie verhungert langsam im kalten Zimmer. Die Revolution aber gärt auf in der „Rede an einen Ofen“, der wildentflammten Ansprache an den massiven, reputierlichen Klotz, der in unerschütterlicher Ruhe dasteht, nie fehlt, aber auch noch nie Gutes getan hat. Und an einer anderen Stelle stöhnt der Dichter: „Wie bist du gut, freundlich und süß, Natur! Deine Erde, deine Wiesen und Wälder, wie sind sie schön! Gott im Himmel, und wie sind deine Menschen hart!“ Hölderlin verwandt fühlt sich Walser. Er schildert den schwäbischen Ekstatiker, wie er ins Dunkel schreitet, weil er auf die große Leidenschaft nicht verzichten will. Man wird auf den ersten Blick keine Verbindung zwischen einem stillen romantischen Talent, wie es Walser ist, mit dem klassizistischen Hymniker Hölderlin finden können, wie ja auch Hölderlin selbst keine direkten Beziehungen zur alten Romantik hatte. Aber das Einigende ist hier die unermeßliche

Sehnsucht nach dem Ideal. Und diese Sehnsucht — Verlangen nach der blauen Blume der Zukunft — gibt auch der gar nicht im landläufigen Sinne romantisch gestimmten Jugend von heute tiefe Gemeinschaft mit den Wurzeln der romantischen Kunst. Daß ein Teil der Heutigen Sturm läuft gegen die Romantik, kann hieran nichts ändern. Dieser Teil mißdeutet entweder die romantische Kunst, oder er steht überhaupt jeder Kunst fremd gegenüber, weil sie Abkehr vom Leben sei. Diese Jugend wendet sich gegen die alte Diplomatenpolitik und will einer neuen geistigen Politik zum Siege verhelfen. Aber das Bild, das sie sich von der Politik macht, ist nicht minder eng als das Bild, das die Diplomaten und Militärs der Vergangenheit hatten. Würde ihr Politik umfassende Gestaltung des gesamten menschlichen Lebens sein, so würde sie empfinden, wie tief die Beziehungen sind, die von der Politik zur Kunst laufen. Es braucht nicht derselbe Mensch Künstler und Politiker zu sein, denn es wird, um mit Goethe zu sprechen, immer nur wenige geben, die den Sinn haben und zugleich zur Tat fähig sind. Aber es ist notwendig, daß die Empfindungsweite des Kunstgenießers auch in den Politiker überströmt. Soweit Grabowsky!

Eine kleine wissenschaftliche Arbeit von Ludwig Kleeberg im „Sokrates“ (Zeitschrift für das Gymnasialwesen, herausgegeben von Otto Schroeder. 7. Jahrgang. 3. u. 4. Heft): „Die Sonne tönt nach alter Weise . . .“ beschäftigt sich mit dem problematischen Zusammenhang zwischen Licht und Ton im tiefsten Altertum. Ein inniger Zusammenhang wird jedoch auch, erklärt der Verfasser, ganz ernsthaft von E. Th. A. Hoffmann behauptet: „Es ist kein leeres Bild“, heißt es bei ihm, „keine Allegorie, wenn der Musiker sagt, daß ihm Farben, Düfte, Strahlen als Töne erscheinen und er in ihrer Vereinigung ein wundervolles Konzert erblickt.“ „Da fuhren Lichtstrahlen durch die Nacht“.

phantasiert sein Ritter Gluck, „und die Lichtstrahlen waren Töne, welche mich umfingen mit lieblicher Klarheit. Ich erwachte in meinen Schmerzen und sah ein großes helles Auge, das blickte in eine Orgel, und wie es blickte, gingen Töne hervor und schimmerten und umschlangen sich in herrlichen Akkorden, wie ich sie nirgend gedacht hatte“. Wie in der indischen Upanishad ist ihm die Sonne „der Dreiklang, aus dem die Akkorde sterngleich herabschießen.“ Was Hoffmann hier behauptet, ist der Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen gewesen. Es ist bekannt, daß Menschen mit gesteigerter Empfindlichkeit, sei diese nun ein Atavismus oder eine Antizipation, mit der Wahrnehmung von Gesichtseindrücken die von Schall und Ton verbinden und umgekehrt Unser Gegenstand ist indessen auch der Betrachtung von einer anderen Seite fähig. Die Sprache war, ehe sie zu einem bloßen Verkehrsmittel wurde und die Worte zu bloßen Marken, ein lebendiger Organismus, ein Produkt des innigsten Verkehrs, in dem der Mensch mit der gesamten sichtbaren und unsichtbaren Welt stand. Wie nun die Sprache Wörter schuf, zeigte es sich, daß, wie von konkreten Gegenständen mit entfernteren irgendwelche Beziehungen stattfanden, so auch die Wörter nach Sinn und Bau mit anderen in einer Verbindung standen, die sich uns als sinnvoll erweist. . . . Schon A. W. Schlegel wies auf die bestehenden Zusammenhänge hin. Er vermittelt die beiden Begriffe des Leuchtens und des Redens durch den gemeinsamen des Offenbarwerdens. . . .

In der „Bücherwelt“ (16. Jahrgang, Maiheft) behandelt Til. Lindner „Die Alpenschilderung“ zur Zeit der Romantik und ihrer Nachfolger. Wir lesen darin:

Wenn je ein nach starken Zielen ringender, über alles Irdische begabter Geist die Begriffe Natur und Mensch auf eine Linie gebracht hat, dann war es der Mann, der wie kein anderer Zeitgenosse durch die dreifache Revolution der

Philosophie, Politik und Literatur ins Morgenrot des neunzehnten Jahrhunderts gewandert war: Joseph von Görres. An seinen eigenen Aphorismen über Dichtkunst gemessen, steht er als idealer Landschaftler zwischen dem sentimental und naiven Dichter. „Mit erhabenem Leben füllt er die Natur“ und weiter: „Wie er gemeine Menschheit zu Göttern verklärt, so behaucht er die toten Kräfte der Natur mit des allgemeinen Lebens Odem, und an seiner Hand führt er die Vergeistigten in seine Welt.“ Den schlagenden Beweis für diese Sätze bringt Görres, der als überragender Vertreter zwischen klassischer und spätromantischer Zeit in der Mitte steht, in jenen Alpenschilderungen, die er uns in seinen höchst persönlichen und doch ein ganzes Jahrhundert kennzeichnenden Schweizer Familienbriefen hinterlassen hat. So wie er hat vor ihm vielleicht nur Goethe „die Existenz der Alpen“ mit ganzer Seele erlebt und empfunden. Durch die Anregungen Herders und Rousseaus, durch Fichte und Schelling und nicht zuletzt durch die Enttäuschungen der französischen Revolution und der Aufklärung Romantiker geworden, offenbarte ihm die Versenkung in die Natur ein ganz neues, bis dahin nur von den schöpferischsten Geistern der Zeit in solcher Fülle von dichterischen Werten erreichtes Gebiet. Seine universelle Phantasie, die im Schwelgen geheimnisvoll dunkler Bilder selbst wie eine Blume blühte, suchte und fand in der engsten Verbindung von Patriotismus, Christentum, Wissenschaft und Poesie erst jene Vertiefung, die alle Mächte des Gemüts aus dem engen Raum der Gegenwart ins weite Feld des Antiken, Historischen lenkte. Und so ist Görres der Alpenschilderer geworden, der die Schönheit der Berge, vor allem aber der Schweizer Alpenwelt zu einem ergreifend schönen, aus wilden Urfängen gereiften, allgemein menschlichen Erlebnis gestaltete. Und gerade er, dessen Gemüt bis zu den letzten, kaum mehr differenzierbaren Empfindungen

kultiviert war, wurde, wenn er von den Bergen sprach, der Schöpfer einer monumentalen, ja dämonischen Personifikation. Beweis dessen soll jene, seine früheren Schweizerreisen zusammenfassende Erinnerung sein, die er im Jahre 1826 niederschrieb. Da schlagen ihm beim Anblick von lieblichem Wald und See „die Nachtigallen des Minnefangs“, da trifft ihn, durch St. Gallen streifend, die Erinnerung an den heiligen Klosterbruder und die Weisheit seiner Pergamente, da versenkt er sich in die Seele des „knabenhaften“ Rhein, da spürt er unter wanderndem Fuß „die römischen Fundamente Churs“, da zieht es ihn fort durch die langen Täler, „wo unter dunklem Himmel die wilde Rose sich satter rötet“. Die uralte Schwurkapelle, der Ahornbaum mit den dorrenden Ästen, Burgen und Ruinen, Karls des Großen Haus, die Meinradzelle mit buntem Kram und Prozession, brennende Firne, Abendglanz auf Berg und See und tausend andere Bilder schimmern wie seelische Ruhepunkte aus all der Pracht und Fülle, die sein menschliches Herz genießt. Und weiter wandert er, aus dem „Urwasser“ der Seen gespiegelt mit lachenden Kindern oder „den herbtknochigen Bauern der Schwyz“, die breit, derb und tüchtig sind, wie die Rosse, die vor ihrem Pfluge gehen. „Und lauschend dem Gedanken an Nikolaus von der Flüe und Tell und erschüttert von der Musik der donnernden Stierhörner von Uri“, betritt er den Schauplatz der Titanenkämpfe über jene Bergstufen, „an denen nacheinander erst die Menschen, dann die Tiere, endlich die Pflanzen hinter dem Steigenden sich verlieren“, bis, wo oben „in tiefer Einsamkeit die altersgraue, verwitterte Altrune unter ihren Gletschern, Hörnern, Bergstöcken, Alpenseen und Wasserfällen, unter Lawinen, Blöcken, Steinstufen und Kristallen schweigend sitzt und auf das vergessene Schöpfungswort immer vergebens sich besinnt“. Dann steigt er durch die Wolken hinab zu den „dunkel schauenden“ Kastanienwäldern, armen Dörfern,

wohlhabenden Städten und weiter, bis die „wie Blatt-rippen gewachsenen Täler“ in die blühende, italische Landschaft münden. Ein anderes Mal schildert er die Züricher Berge. Und wieder füllt eine ganz neue Leuchtkraft das wunderbare Prisma seiner Seele. Vom weißen Morgenlicht zur zauberhaften Dämmerung, vom geronnenen Dunst der Nebelnacht zur Glut der Mittagszeit, vom gedämpften Mondschein der Ferne zum augenschmerzenden Glanz der Nähe, vom Verschwimmen aller Konturen zu jener hellen Klarheit, in der dann Säntis, Clarnisch, Wetterhorn und Tödi ragen, über Licht und Schatten, Höhen und Tiefen, blaue Himmel und grüne Wasser, fliegt er mit weidenden Augen, um das Geheimnis der Berge wie ein aufregendes Schauspiel zu genießen. Oder er wandert weiter und schaut der Jungfrau in die „hellen klaren Augen“, durchzieht das französische Rhonetal, die welschen Berge, Savoyen, „wo das lichtbeglänzte Haupt des Montblanc in den Wolken hängt“. Dann zieht er zum Genfer und Neuenburger See, nach Freiburg, Bern, Solothurn und Aarau, bis er den Jura „die wunderlichen Nasen in den Himmel recken sieht“. Mit einem Lobpreis auf die Urformationen der Berge und der sie versinnbildenden ewigen Verjüngung ihrer Gewässer, ihrer Vegetation und ihrer Menschen beschließt er diese farbensatte Erinnerung, die ihm von den Schweizer Bergen durch das ganze Leben geblieben ist. In zarteren Farben und mit mehr Schlichtheit, aber nicht weniger intuitiv zeigt sich der Alpenschilderer Görres in seinen aus dem Jahre 1820 datierenden Familienbriefen. An Ort und Stelle erlebt, empfunden und geschrieben, konnte er hier erst recht sein unverhülltes reiches Gemüt offenbaren. Ein „neues Element des Lebens“ nennt er damals die Berge. Hier wie dort liebt er eine aus starker Anschauung gezeugte Bildhaftigkeit. Nur einige sollen aus der großen Fülle hier wiedergegeben werden. „Die Berge sind so wunderbar

pru zig und stu zig und stecken ordentliche Nasen in die Luft, daß sie ganz sonderbar anzusehen sind . . . Bei gewissen Beleuchtungen wird das Gebirge gar wüst und kraus und wunderlich, so daß man meinen möchte, Riesen und Zwerge hausten in den Klippen, und es guckte da und dort einer von ihnen hinter den Felsen heraus". Und die Wolken schweben ihm über der Erde, „daß er sie mit Händen greifen möchte". Es würde zu weit führen, zu zeigen, wie Görres die Alpenwelt vom Gipfel des Rigi aus gesehen und geschildert hat. In prachtvollen Verpersönlichungen spricht er da von Riesen und Zwergen, Epheben und Hünenbüchsen, eisgrauen und weißen Häu ptern, die in unnahbarem Ernst die junge Brut beherrschen. Er träumt sich selbst in eine wilde Schöpfungsperiode, die diese Berglandschaft im Spiel ungeheurer Kräfte erstehen ließ. Er hört die „alten Ungetüme murren“, sieht die „gewaltigen Wetter um die Jungfrau und die Hörner hängen“, hört die Donner durch das ferne Spiel der Nebel rollen. Was Görres in der Folge von den Bergen erzählt, mutet an wie das geheimnisvolle Leben und der satte Glanz einer überreichen Bildersammlung, in der dieselben Motive mit immer neuer Wärme und von einer neuen Richtung gestaltet sind. Sonnenauf- und -Untergang, jeder Weg im farbigen Gelände, jeder beleuchtete Himmelsstreifen, jeder Stein und Wassertropfen wird bis in den letzten Ursprung erschlossen, kein Haus, keine Kapelle, keine weidende Kuh wird vergessen. Auch für die alpine Schnee- und Gletscherregion ist Görres in seinen Familienbriefen ein typischer Schilderer geworden. Sein Herz wird selbst „ein Laboratorium“ der wildesten Naturkräfte. Dieselbe Lust, die vor ihm schon Goethe zu einer naturwissenschaftlichen Betrachtung der Berge drängte, fühlt auch Görres, wenn er im Geiste die Weltalter und Formationen trennt, die Berge und Urberge in fast zeitlosen Perioden der Arbeit und des Umsturzes geschaffen haben. Aus der

zerstörenden und aufbauenden Revolution der Natur flammen ihm die schlummernden Kräfte des eigenen Herzens entgegen. Rein Wunder, daß er felsige Gletscher mit blitzschleudernden Titanen vergleicht, daß ihm die Bergbäche zu zischenden Schlangen werden, daß ihm das Echo enger Räume wie die Kanonade unsichtbar kämpfender Heere erscheint. Dieselbe intuitive Seele zeigen Görres' Briefe aus Bern und jene Stellen, wo er die alpine Romantik Graubündens schildert. So hat sich Görres für alle Zeit als der dichterische Typ eines Alpenschilderers erwiesen. Von weniger bedeutenden Reiseschriftstellern jener Periode abgesehen, ist eigentlich nur er in vollem Umfang der Romantiker der Berge geworden. Sein Bestes und Eigenstes lag — wie bei allen begabten Dichtern — durchaus jenseits des bloß Technischen, der Sprache. Er war als Alpenschilderer mehr, er war ein Temperament. Dabei verlor er bei aller Kühnheit der gestaltenden Phantasie niemals die Herrschaft über die Seele. Die eigenwillige Auffassung seiner alpinen Welt, die dynamische Willkür seiner Personifikationen wird überall zu einer persönlich überzeugenden, seelischen Tat. Eine gewisse, tiefwurzelnde Leidenschaft für die Natur verbindet ihn mit Goethe. Merkwürdig Zartes, Lyrisches, das alles Nüchterne besiegt, erweist in ihm die Empfindung und Poesie der Romantik. Von Görres führt der Weg zu Adalbert Stifter in die nachromantische Zeit. Wer sich aus seiner Jugend an diesen Namen erinnert, verbindet wie von selbst damit die Vorstellung der Liebe zum Kleinen, Unbedeutenden, jene Liebe für das Zarte, Verborgene, Unerforschte, die jedes kindliche Gemüt bei der Lektüre seiner Schriften in eine Art Spannung und nachdentliche Grübeleie versinken läßt. Und doch ist derselbe Stifter in seinem „Bergkristall“ ein unnachahmlicher Schilderer der alpinen Hochwelt geworden. Ohne Leidenschaft, „auf der Suche nach den Seelentrieben der Natur“ malt er sein Alpen-

bild. Alle romantische Übertreibung liegt seinem Wesen fern. Rein kleinstes Moment entgeht seiner dichterischen Treue und Innigkeit. Er zeichnet den Schneeberg mit seinen glänzenden Hörnern und läßt ihn, um die Wucht seiner Erscheinung hervorzuheben, die Perspektive eines welteinsamen, alpinen Bauerndorfes räumlich und zeitlich beherrschen. Er hängt ihm die Schleier der Mythe um den nackten Felsenleib und bringt ihn so beim Volk in den Geruch des Seltsamen, Märchenhaften, Wunderbaren. Er schildert den endlosen Schnee, der, vom Licht des Tages gesättigt, allen Glanz phosphoreszierend durch die Nacht weitergibt. In feinsten Differenzierungen, als Erlebnis und Reflex eines ungeheuren Gegensatzes malt er das dreifache Licht: Dämmerung, Stern und Schnee. In dem Augenblick, wo sich aller Schauer, alle furchtbare Kälte und Majestät des ewigen Eises personifiziert, leuchtet mild und warm, in seiner Kleinheit rührend, atmendes Kinderblut. Eine Anzahl Bilder durchschweben ihn. Nicht genug damit, schafft er, träumt er immer noch neue. So in seinem „Bergkristall“. Die schwarze Totenstille, wie ein Leichnam greifbar in den ewigen Schnee verankert und doch nicht tot, nein, furchtbar lebendig, mehr Leben als die ganze Menschheit in sich schließend, wenn der Gletscher tracht und seine Töne durch die tausend Adern und Kanäle des Eises schiebt. Oder das nächtliche Himmelslicht in seltsamen Spiegelungen und Zuckungen die Sterne verdunkelnd, erblühend, absterbend und vor den Augen der schlaflosen Kinder wandelnd, bis aus den erloschenen Strömen und Garben des Alpenglühens die Dämmerung den Tag gebiert. Wie dann die aufgehende Sonne die ragenden Felsen aus dem Schnee erhebt, diesen mit Millionen Rosen übersät, die Hörner und Ruppen der Berge in weithin ragenden Schatten zeigt, das alles hat Stifter mit meisterhafter Vergegenwärtigung wiedergegeben. Das alles hat Stifter in eine Treue der Beobachtung und

in einen Glanz der Stimmung gebracht, von dem die modernsten Realisten noch lernen könnten. Höhlung, Fels und Grat, Schnee und wieder Schnee, Abgründe und Todesruhe, verschneite Mulden, hartgefrorene Löcher, Wölbungen, Gruften und Grotten, eratische Blöcke, Steine und Felsen, in Linien in- und übereinander geschichtet wie die Skelette tausendjähriger Kadaver. Hineingemalt die wechselnde Atmosphäre, die unermüdblichen Lichtreflexe alpiner Wolken, Dämmerungen, Sonnenauf- und -Untergänge, hineingemalt ins Spiel der Nächte, der Lüfte, des Mondes und der Sterne, hineingemalt in die Musik schauerlicher Bergwetter, wandernder Gletscher, stürzender Lawinen, hineingemalt in die erschütternde Perspektive der nächsten Nähe, der fernsten Ferne. Hineingemalt in ein paar Tropfen zuckendes Rinderblut, fließend in den Gedankentkanälen kleiner Kinder, verkörpert in Kinderseelen, widergestrahlt aus den Augen derselben Kinder. Das ist die dramatische Auffassung der Alpenlandschaft Stifters. Berge, die wie Stiere die Einsamkeit mit wilden Hörnern erschrecken, ungangbare Wege, Schluchten mit Bildstock und Todesengel, Schründe, Hälse, die zusammenstürzenden Erdmassen der Urformationen, Skelette, Rippen, Knochen, Totenschädel fossiler Steine, das grüne Eis, der zusammengeschobene Schaum flimmernder Hügel, die Balken und Stangen von Edelsteinen, die runden Kugeln und Platten, getürmte Höhlen mit schiefen Dächern, von denen der Schnee mit weißer Lake reicht, das sind nur einige Bilder aus Stifters Bergkristall, das ist die Welt der Gletscher, das ewige Meer von Eis und Schnee, das ist die Welt, wo der Firn zum Himmel schaut. Aber nicht nur im Bergkristall*)

* Bei dieser Gelegenheit sei auf die schönste moderne Ausgabe des „Bergkristalls“ hingewiesen, die mit Bildern von Brömse unter dem ursprünglichen Titel „Der heilige Abend“ bei Parcus u. Cie. in München erschienen ist.

auch in seiner prächtigen Erzählung „Der Hagestolz“ hat Stifter die Alpen geschildert. Hier begegnen wir vielleicht den prächtigsten Worten, mit denen das Salzkammergut je gepriesen wurde. Die Berge, „die als blaues Band am Himmel wehen oder sonnenhell schweigend und hütend das Tal umstehen“, die Berge, die mit ihrem Licht „wie Silberstücke an den Decken der Bauernstuben spielen“, der Bach, „der wie ein Sensesblitz in die Ferne leuchtet“, der Wechsel von Laub- und Tannenwald, das wehende Licht der Höhen und Tiefen, der Hochwald, „der an den Himmel streift“, das sind Bilder, die Stifter mit unnachahmlicher Zartheit und Schönheit von Seele zu Seele weitergibt. Mit dem irrenden Licht der Nacht und dem Klang der von „unsichtbaren Händen tönenden Abendglocke“ zieht er von See zu See. Dort erlebt er unter freiem Himmel alle Wunder der alpinen Nacht. „Die Berge werden schwärzer und legen drohende, dunkle, zersplitterte Flecken auf den See, auf dem die dunklen Bergspiegelungen zuweilen zucken, während noch das blasse Gold des Abendhimmels auf seinem Spiegel liegt. Dann setzt er die ersten Nebelflecken, die sich allmählich häufen, dichter drängen und wie Gänse in langer Reihe um die Ufer sitzen. Dann spürt er den Wind, die „Abendwehe“, die aus den Schluchten kommt und Wasser und Grate in dichten Nebel hüllt. Alle Geheimnisse der Nacht lösen sich ihm am Morgen zu lichter Klarheit, zu einem unbeschreiblichen Farbenbild, die Schluchten fangen zu funkeln an, die Schneeflocken ziehen wie Schwäne in den Himmel. Der nasse Wald taucht aus dem Spiegel des Sees und die Totenstille der Landschaft steht wie ein ungeheures Rätsel gegen die Lebensfülle der unendlichen Berge. Stifters Bergschilderungen sind, wie alle seine Landschaftsbilderungen, ruhig umgrenzt. Er achtet weniger auf Leidenschaft. Sie sind entstanden aus dem Mikroskop seiner Seele. Insofern sind sie lyrisch und mit einem in sich ausklingenden Binnen-

leben begabt. Seine Schilderungen im „Bergkristall“ lassen das Beengende jener willkürlichen Umfriedung, in der sich Stifter oft gefällt, fast ganz vermissen. Nur manchmal spüren wir den Mangel an Individualisierung des Menschlichen, während seine Gabe, die Natur zu schildern, stets auf dem Gipfel bleibt. Der sentimentale Rousseausche Anhauch ist nur der Ausdruck des Verlangens nach letzter Wahrheit. Dabei beherrscht Stifter in seinen Schilderungen stets das Instrument einer gegenständlichen Sprache und einer festbannenden Stimmung. „Auf dem Wechsel, wo Naturgefühl in Menschenempfindung übergeht, hat er gespäht nach den Wundern der Einsamkeit.“ Zwar legt er auch im „Bergkristall“ großen Wert auf sorgfältige Beobachtung des Details, um zu einer möglichst getreuen Wiedergabe des Ursächlichen in den Eindrücken zu gelangen, aber dadurch, daß er das alle Menschenkräfte übersteigende Naturerlebnis alpiner Gletscherwelt in Leib und Seele von zwei Kindern legt, geht er auch technisch über die ästhetischen Imponderabilien bloßer „Stimmung“ hinaus und schafft auf der wilden Freilichtbühne der Berge ein Schauspiel von ergreifender Wirkung und Wucht. . . .

Im weiteren Verlauf bespricht Lindner die Beziehungen der Nachromantiker Alban Stolz, Martin Deutinger und Annette von Droste-Hülshoffs zur Natur. — Dasselbe Heft der „Bücherwelt“ enthält ferner Karl Mennes lesenswerte Schilderung von „Raoul Ronens neuester Bühnendichtung ‚Der junge König‘ und dem Kölner Theaterstandal.“

Der „Literarische Handweiser“, unter E. M. Koloffs Führung, veröffentlicht im 55. Jahrgang (Nr. 1) einen Leitartikel „Aus dem Kunst- und Künstlerleben in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts von Ernst Bender, der die Memoiren des romantischen Malers und Konvertiten Friedrich Wasmann zum Gegenstand hat, während (Nr. 4) Christoph Flastamp sich „Zum Problem der Romantik“

äußert, Heinrich Fintes Schrift „Über Friedrich und Dorothea Schlegel“ kritisierend.

Daneben erwähne ich Ludwig Kleebergs Studie über „Novalis' Religion“ in den „Historisch-politischen Blättern“ für das katholische Deutschland (herausgegeben von Georg von Jochner 163. Band).

Schön entwickelt sich jetzt das „Hochland“, dessen 16. Jahrgang als Hauptleistung den prachtvollen Roman Firmin Coars „Der Erbe“ enthält. Über ihn wird noch mehr zu sagen sein, wenn er nur erst in Buchform vorliegt. Er bedeutet das romantische Zeit- und Kulturbild aus Westfalens Gegenwart. — Im Januarheft schreibt Joseph Körner „Über Friedrich Schlegel“, im Februarheft widmet Richard Volpers dem Thema „Adam Müller über einen Bund aller Völker“ einen längeren Aufsatz, dem ich folgendes entnehme:

Ein Lehrmeister ist der unerbittliche Krieg; so manche geschichtlichen Ereignisse und Tatsachen der Vergangenheit selbst zeigt er in anderem Lichte. Was man aus einem gewissen überhebenden Standpunkte unverstänlich und aus einer satten Gegenwart heraus oft gar komisch fand, das bekam nun vielleicht einen neuen, unerhörten Glanz. Es sprach das menschliche Herz in der Stunde der Not, und seine Wertung ließ sich nicht so rasch wieder von der herrschenden Bildung verfälschen. Selbst ein Ereignis wie die Heilige Allianz, nach der Niederwerfung Napoleons von den verbündeten Monarchen zum Schutze des europäischen Friedens geschlossen (26. September 1815 zu Paris), wird man heute eher begreifen und eher verstänlich finden. Wieder ruft man inmitten der Wirren dieses unvergleichlichen Krieges und unter der Ohnmacht des Völkerrechts, bei uns Deutschen wenigstens, ehrlich nach einem umfassenden Völkerbündnis. Der Garantie der Menschheit möchte man so gern das kostbare Gut des Friedens für alle Zeiten an-

vertrauen. Wenn man nur recht wüßte, was es mit der Menschheit auf sich hätte! Wenn nur nicht immer die Furcht bestände, daß die Selbstsucht der Einzelstaaten und die Gier der Mächtigen jenen ewigen Frieden in eine Unterdrückung der Völker verwandeln würde! Wenn man nur das rechte Organ fände, das geeignet wäre, die Menschheit und die Interessen der Menschheit zu vertreten! Nicht aus dem Geiste der Selbstsucht, nicht einmal aus dem Triebe der Selbsterhaltung, aus einem Höheren, viel Umfassenderen allein kann ein wahrer Völkerbund zustande kommen. Adam Müller, der Vergessene, den vergangene Tage übelwollend widerwärtig gekennzeichnet, die Gegenwart aber mit aller Achtung wieder zu würdigen und zu schätzen weiß, hielt im Winter von 1808 auf 1809 zu Dresden öffentliche Vorlesungen über „die Elemente der Staatskunst“. In der Hauptsache in diesen Vorlesungen, die er dann im Jahre 1809 in Berlin veröffentlichen ließ, hat er auch seine Gedanken über einen Bund der Völker entwickelt. Sie werden heute gewiß alle unsere Aufmerksamkeit verdienen. . . . Mit der Renaissance, der Wiebergeburt der antiken Lebens- und Weltanschauung, war der krasse Egoismus und der unbedingte Machtwille auch im Leben der Völker von neuem zur Geltung gekommen. Adam Müller aber ist bei aller energischen Betonung des Staatsgedankens weit entfernt, der übertriebenen Einschätzung Anerkennung zu zollen. Er sieht darin vielmehr einen unbedingten Rückfall in die Denkweise ältester Zeit und in heidnische Anschauungen. Bei den alten Völkern kamen die Menschen über das eigene Ich und ihren von irgendeiner großen Persönlichkeit geschaffenen Staat nicht hinaus. Darin sieht Adam Müller das Kennzeichen des antiken Zeitalters. „In der Kindheit des menschlichen Geschlechtes“, sagt er, „wurden die einzelnen Menschen von der Größe des Vaterlandes noch allzusehr geblendet, als daß sie das Dasein der Nachbarvölker und

demnach die Idee eines Bundes als notwendig hätten statuieren können.“ Die Nachbarvölker schon waren ihnen verhaßt, waren ihnen die Fremden, die Barbaren, denen gegenüber die Gesetze der Menschlichkeit ruhten. Darum waren die Kriege der Alten auch Ausrottungskriege, „Unterwerfung und Sklaverei war ihr anerkannter Zweck“. Der eigene Staat aber war ihnen ein Göttliches und der Staatsdienst ein Gottesdienst. Jeder Staat aber — und sei es der beste — hat seine Grenzen. Er vermag nicht die Interessen der Menschheit vollkommen zu vertreten. Im Gegenteil: Selbsterhaltung ist seine erste Pflicht. Freilich ist diese nach Adam Müller nur möglich durch die Erhaltung der Nebenstaaten. Aber den Regierenden werden in erster Linie immer nur die Bedürfnisse des eigenen Staates am Herzen liegen, und davon wird ihre Regierung in Anspruch genommen. Es wird ihnen wenig Zeit bleiben, Menschheitsinteressen zu vertreten, selbst wenn sie es wollten. Aber wie oft wird der Herrscher, wird die Regierung gar nicht können und im Interesse des eigenen Staates gar nicht wollen! Nationale Interessen trennen in Wirklichkeit immer und sondern ab. „Das weltliche und nationale Interesse, wie erhaben es auch sei, spricht allenthalben seine eigene Sprache“. Ein Bund der Staaten und Völker kann allein die Interessen der Menschheit wahrnehmen dem Einzelstaate und dem Einzelvolke gegenüber. Er darf es freilich nur so weit, daß die Freiheit und Unabhängigkeit der Einzelstaaten durchaus erhalten bleiben. Denn so lautet unabänderlich die Forderung Adam Müllers für die Einzelstaaten: „In ihrer eigentümlichen nationalen Form und Manier sollen sie wachsen und leben und sich einander geltend und fühlbar machen.“ Er nennt sogar „die vollständig freie Entwicklung der einzelnen Staaten und folglich auch die vollständige Wechselwirkung unter denselben“ „das Charakteristische des Bundes“, eines Bundes, wie er ihn verlangt . . .

. . . Oft schon hat man es versucht, einen Bund der Völker zustande zu bringen. Seit Jahrhunderten aber war es vergeblich, weil die Grundlage, auf der man ihn aufbauen wollte, für die Dauer wenigstens nicht ausreichte und nicht ausreichen konnte. Eine Zeitlang hat man sich in Europa mit dem sogenannten Gleichgewichtssystem geholfen, wodurch aber nicht verhindert werden konnte, daß bald die eine Partei, bald die andere die ihr zugeordneten Grenzen überschritt. Noch bis in die neueste Zeit hat man in diesem System vergebens eine Rettung zu finden geglaubt. Adam Müller hat recht, wenn er meint, durch die augenblickliche Wiederherstellung des „allgemeinen Gleichgewichtes“ werde nichts weiter gewonnen „als die Sorge für größere Erschütterungen desselben, mit denen die Zukunft bedrohet, und ein gegenseitiges, immer tiefergehendes Mißtrauen der Nationen untereinander“. Ein ewiges Wettrüsten sei die Folge; dann komme der Krieg, der das gestörte Gleichgewicht wieder herstellen solle. Kategorisch erklärt er: „Schmeichle man sich doch nie, daß die Überzeugung von der zu allgemeiner Sicherheit notwendigen Balance der Macht je einen Krieg, eine Ungerechtigkeit verhindern werde!“ Adam Müller meint aber das mechanische Gleichgewicht, das hergestellt wird durch „bloßes, gegenseitiges Beschränken“. Nur wenn man „unter Gleichgewicht gleichmäßiges Wachstum, gegenseitiges Sich-Steigern und Erheben der Staaten“ verstehe, „unter dem Resultat dieses Gleichgewichts eine große gewaltige und wachsende Rechtsidee“, die sich aber auf letzte Werte stützen müsse, so sei er vollkommen damit einverstanden. Um eine Grundlage für einen Bund der Völker zu finden, könnte man auch versucht sein, auf die gleiche Abstammung etwa der europäischen Völker hinzuweisen und sie ins Gedächtnis Europas zurückzurufen. Adam Müller weist darauf hin, daß damit erfahrungsgemäß allein wenig gewonnen sei. Wie schnell der Ruf verhallte, der von hoher

Stelle an die europäischen Völker gerichtet war, sich zu einen zum Schutze der gemeinsamen Güter, das wissen wir alle. Die Zeitgenossen Adam Müllers* hatten vielfach die Aufrihtung einer Universalmonarchie durch Napoleon Bonaparte begrüßt als den Beginn einer Einigung Europas; diese würde, so glaubten sie, Europa den Frieden bringen. Es war aber ein gewaltiger Irrtum. Ein großer Mensch kann, wie Adam Müller hervorhebt, den Staatenbund nicht stiften. Schon deswegen nicht, weil er es nicht aufgeben kann, „die Form seines Geistes auch seiner Stiftung aufzuprägen“. Er wäre kein großer Mann, wenn er darauf verzichten wollte. Also wird er die Freiheit und Selbstbestimmung der Völker hemmen, ihre Entfaltung behindern müssen. Diese werden sich bedrückt fühlen und wollen schließlich von einem Bunde überhaupt nichts mehr wissen, indem sie hervorheben, „daß die absolute Selbsterhaltung die erste Pflicht sei“. Adam Müller hat in seinen Vorlesungen die Bündnisversuche Napoleons in Deutschland zurückgewiesen, die er im Innern seines Herzens gewiß mit noch viel kräftigeren Worten bedacht haben mag. Schließlich war Napoleon nicht nur eine für die Völker gefährliche Persönlichkeit, er war auch ein kalter Rechner, der die Völker sittlich tief entwertete, wenn er sie behandelte wie tote Werkzeuge in seiner Hand. Gegen die Bewertung des Staats als eines toten Mechanismus wandte sich die Romantik, wandte sich auch Adam Müller mit aller Entschiedenheit. Ihm ist der Staat ein lebensvoller Organismus,

* Im übrigen hat Adam Müller wenige Jahre später, nach der Niederwerfung Napoleons, es schon als ein Gebot der Klugheit bezeichnet, sich nicht in letzter Instanz dem Gerichte der Kanonen und der Linienschiffe zu unterwerfen. (Adam Müller, ‚Von der Notwendigkeit einer theologischen Grundlage der gesamten Staatswissenschaften‘. Leipzig 1819. Nach dem Abdruck im Anhang der Zeitschrift ‚Summa‘, Eine Vierteljahrschrift. Jellerau 1917. Erstes Viertel. S. 180.) Wohlfeile Ausgabe in der ‚Allg. Bücherei‘ der Leogeseellschaft. Wien, Braumüller.

gleichsam eine andere Persönlichkeit. Mit Entrüstung muß er daher auch die Meinung derer zurückweisen, die da glauben, die einzelnen Staaten hätten zueinander nur eine rein äußere, oberflächliche, nicht aber eine tief innere Beziehung. Solche Menschen kommen leicht zu der Auffassung, daß es eigentlich ganz einfach sei, das Verhältnis der Staaten zueinander zu ordnen, wenn man nur allemal den nüchternen Verstand anwende. Aus den Erwägungen des gegenseitigen Vorteils allein könne man die Völker zusammenführen. Adam Müller spricht von „gemeinen Seelen“, die da glauben, außer dem Kriege falle „zwischen den Staaten nichts Bedeutenderes weiter vor, als Handel, einiges Hin- und Herreisen, Gesandten-schiden, mitunter das Abschließen eines Traktates über Aus- und Einfuhr, Freizügigkeit, militärisches Kartell, und der wissenschaftliche Verkehr“, der aber mit den Staaten eigentlich nichts zu schaffen habe. Und er erklärt, daß man sich ganz vergeblich bemühe, nach der kalten Berechnung des nüchternen Verstandes und nach den Prinzipien des Nutzens das Verhältnis der Staaten zueinander zu ordnen und den ewigen Frieden auf Erden herabzutragen. Jenes falsche Zutrauen zu einem Staatsglücke, welches sich „in Zahlen berechnen ließe“, sagt er mit noch heute bedeutungsvollen Worten, „hat bis jetzt schon mehr als Ein Volk zu Schanden gemacht“. An einer andern Stelle meint er: „Die bloße Überzeugung des kalten Verstandes von der notwendigen Gegenseitigkeit der Staaten reicht keineswegs hin; und ebensowenig reicht der kalte Buchstabe des Traktates, der aus jener Überzeugung entsprungen ist, hin gegen den Reiz der Eroberung und der Machterweiterung.“ . . . Welches ist nun aber das Gemeinsame, das einen Bund der Völker möglich machte, damit der Friede der Völker, wenigstens soweit es unter Menschen möglich erscheint, gewährleistet und jeder überflüssige Krieg verhindert werde? Denn etwas allen Beteiligten Gemeinsames muß es doch

sein, worauf ein solcher Bund sich erhebe. „Jeder Bund der Welt“, sagt Adam Müller, „ruhet auf einer gemeinschaftlichen Sache, einem gemeinschaftlichen Zwecke; was soll die Völker halten, die verschieden gestalteten, daß nicht jedes, von seiner Eigentümlichkeit bezaubert, sich für die Welt ansehe, solange es schwach ist, sich klug an die größeren halte, sobald es stärker wird, die kleineren verschlinge“. Oder müssen wir zunächst noch fragen: „Gibt es wirklich zwischen allen Völkern der Erde etwas Gemeinschaftliches? Gibt es unter ihnen wirklich keine klimatische Geschlechts-, Alters- oder Sittenverschiedenheit, die einen solchen Bund unmöglich machte?“ Oft genug ist daran gezweifelt worden, sei es aus Überhebung, sei es aber auch, was häufiger geschah, aus Verzweiflung an der Erfüllung des Bundes. Und doch hat gerade in den Tagen der Not, der politischen Verwirrung und unseliger Völkerkriege der Gedanke des Bundes immer wieder sein Haupt erhoben. Auch Adam Müller sagt von seiner Zeit: „Erst mußte die Welt bis zur Verzweiflung an allem Staatenbunde überhaupt gelangen — ehe es klar werden konnte, daß sich im Herzen aller Einzelnen, gleichviel ob von der Not oder vom Glück herbeigezwungen, jener heilige Stoff erzeugen muß, der die Staaten in sich und untereinander mit gleicher Festigkeit verbindet“. Unbedingter, fester als je hat heute der Gedanke des Staatenbundes Platz ergriffen. Als ein beinahe selbstverständliches Ziel aller Völker ragt er herein wie ein schöner Gruß aus einer besseren Zukunft in den tobenden Kampf der bis auf den Tod entzweiten Menschheit. Und da ist keiner, kein Staatsmann der in allem sonst so getrennten Staaten und Staatsverbände, der diesen verführenden Gedanken nach einem umfassenden Völkerverein von sich aus ernstlich zurückzuweisen wagte. Der erhabene Gedanke mag in seinem Munde verfälscht und vergiftet werden, er muß ihn aussprechen, sonst würden die empörten Völker seine Gestalt gar schnell von der politischen Bühne

verschwinden lassen. So hoch der Gedanke des nationalen Staates ist, so unbedingt er seine Herrschaft ausübt, so ist doch nun in langen Kriegsjahren bei allen Völkern ebenso anerkannt, daß es ein Gesetz geben muß, „das noch höher ist als die Selbsterhaltung des individuellen Staates, einen Bund zu gegenseitiger Garantie unter den individuellen Staaten, und dieses Gesetz muß mit seiner Notwendigkeit jeden einzelnen Staat bis in seine geheimste Stelle, es muß jeden einzelnen Bürger durchdringen“.

. Adam Müller nennt drei Epochen der Weltgeschichte. Die erste ist die „alte oder, noch bezeichnender, die antike Welt“. Wir haben sie bereits gekennzeichnet. „Alles, was uns an den reichen Lebens- und Kunstformen, die aus jener großen Zeit herrühren, noch gegenwärtig reizt, ist jene individuelle, gediegene und persönliche Vollendung in den Helden- und Kunstwerten, jene Fülle der eigenen Kraft, jenes gedrängte In-sich-selbst-Leben, kurz, jener Privatcharakter, dessen Schein wir in den beiden letztverflossenen Jahrhunderten wieder haben hervorrufen wollen.“ Die zweite Epoche bezeichnet Adam Müller als „die neue oder moderne Welt“. Er meint aber damit das Mittelalter. In ihr „bildete sich“, sagt er, „das Leben der Staaten aus, jener großen, bestimmten und nationalen Kunstwerke, welche das Privatleben und das Leben des menschlichen Geschlechtes, die vergängliche und die ewige Erscheinung der Menschheit, untereinander vermitteln sollen. In diesem Zeitraume tritt das Privatleben durch beinahe anderthalb Jahrtausende mehr in den Schatten zurück; die Gesellschaftsbildung tritt in den Vordergrund. Mit der Renaissance beginnt nach Adam Müller die dritte Epoche der Weltgeschichte. Eine Reihe von Revolutionen leitete sie ein. „Das freie Leben und die Verknüpfung aller Völker der Erde, die eine harmonische Wechselwirkung des nationalen und des Privatlebens voraussetzte“, ist das Ziel, dem sie zustrebt. Sie will die Vereinigung

des Charakteristischen der beiden ersten Weltperioden. Darum will sie auch den neuen Völkerbund. Ist das Ziel erreicht, dann wird sein, nach Adam Müller, das Dritte Reich, auf das die Völker harrten. Ihm, dem kommenden, haben er und viele der Besten seiner Zeitgenossen bereits vor mehr denn hundert Jahren entgegen gesehnt. Inmitten des Zusammenbruchs schauen sie aus nach dem neuen Leben. Darum sehen sie nicht den Untergang, und sie zweifeln nicht in der Verzweiflung. Sie sehen das Chaos, aber sie erkennen auch, daß hier ein Kosmos werden muß. „Wie kann sich“, meint Adam Müller, „das zweite Zeitalter der Welt, das Zeitalter der ersten nationalen Form, würdiger und natürlicher enden als mit dem scheinbaren Tode dieser Staaten, der ja nur auf eine Weile verhängt ist, um den auf die wahre und ewige Idee des Staates, so auf die Menschheit, so endlich auf Christus gerichteten Glauben zu prüfen, zu läutern und das, was er errichtet, in voller Glorie an den Tag zu stellen und zu vollenden! Das ist dann das Zeitalter der Religion, „das Zeitalter eines großen Bundes unter den Staaten der Erde,“ das Zeitalter eines würdigen, wahren Friedens. Zweifache Sehnsucht war es, die das kluge Herz des ungemein scharfen politischen Denkers Adam Müller erfüllte: die Sehnsucht nach dem Nationalstaate und die nach dem Völkerbunde. Die eine ist heute längst, wenn auch nicht restlos, für den deutschen Menschen erfüllt: der Nationalstaat ist geschaffen; die noch getrennten Brüder sind uns durch Bündnisverträge und fester noch durch das auf hundert Schlachtfeldern zusammengelassene Blut verbunden. Es harrt das andere Sehnen nun auch nach hundert Jahren noch der Erfüllung. Wird diese kommen? Ist sie verdient? Oder erscheint uns auch heute wieder jene bessere Zukunft wie ein fernes schönes, aber unerreichbares Bild, von der Sehnsucht geschaffen, von der Hoffnung geschaut, um der Gegenwart, um dem furchtbaren Kriege einen Sinn unterzulegen, den

er dann doch nicht hat? Eines ist gewiß: In der Sprachenverwirrung, die zu Adam Müllers Zeit nicht, bei weitem nicht, so groß war als in der unsrigen, ist „alles Gespräch über den Staat, seine Bestimmung und sein Wesen völlig unnütz, — aller Streit um das Recht oder um das Menschenglück und um den Nutzen völlig sinnlos, wenn das Wesen aller dieser Ideen nicht in heiligen Zusammenhang gebracht, ihr vorübergehender Zeitausdruck nicht an den Weltausdruck, den uns die vergangenen Zeiten lehren, angeknüpft und durch ihn verbürgt wird“. Nicht einer neuen Zeit bedarf es, die tausend wirre Stimmen mit heißen Worten ankündigen, sondern einer im Geiste der christlichen Religion wahrhaft erneuerten Zeit. Heute noch, nein heute erst recht, haben die durchdringenden Worte volle Bedeutung, mit denen Adam Müller gegen den Frühling des Jahres 1809 eine seiner letzten Vorlesungen über die Elemente der Staatskunst abschloß: „Daß die Völker“, sagte er, „von Gold und römischem Altertum und Besitz verführt, abfielen von dem christlichen Geiste der Gesetze, darin liegt das ganze Geheimnis von dem Untergang alles Privat- und politischen Lebens, wie des Europäischen Staatenbundes. In den Gedanken dieses Unterganges sich trübsinnig vertiefen, das Schicksal herrlicher Staaten, dessen Zeugen wir sind, beweinen, — ist ein Kennzeichen edler und ungemeiner Seelen; mit dem Gedanken der Rettung, dem einzigen, einfachen, natürlichen, den Schein von Untergang und Tod dieser Staaten besiegen, erkennen“, wie sie gefallen sind, weil sie von dem Worte des Lebens abfielen, gerüstet mit diesem Gedanken und dieser Erkenntnis die sinkenden stützen und beleben —: das wäre das Kennzeichen göttlicher Seelen. — — —

Seitdem Johannes Eckardt in die Schriftleitung der literarischen Monatschrift „Der Gral“ eingetreten ist, widmet diese der Romantik gesteigerte Teilnahme. Besondere Beachtung verdienen die durchaus romantischen „Gral-

gedanken“ von Friedrich Muckermann, sowie Richard von Kralitz Aufsatz „Die deutsche Romantik“ (Juli 1918), dazu die Fortsetzung „Die neue Romantik“ von dem gleichen geistigen Führer unserer Zeit (August und September 1918). Mit Flakamp beschäftigt sich Werner E. Thormann in dem Beitrag „Von der Freiheit der Kinder Gottes“ (Dezember 1918). Wilhelm Schellberg teilt „Neue Görres-Briefe“ mit (Januar, Februar und März 1919). Im Aprilheft finden wir eine Übersetzung „Asenats“, der Schöpfung von Julius Beyer, dem bekannten tschechischen Neuromantiker, Gedentworte auf „August Lieber“, den romantischen Sänger Tirols von Karl Menne, tiefromantische „Gedichte“ von Anna Hilaria v. Preuß-Ethel. Im Maiheft endlich beginnt die bedeutende Abhandlung Franz Raneggers über „Die Quellen von Eichendorffs literar-historischen Schriften“ zu erscheinen. Daneben stehen „Gebete“ von M. Herbert und „Die Belagerten“, ein Drama von L. Weismantel, die beide dem „Eichendorff-Bund“ angehören.

Die Gedrängtheit des Raumes zwingt mich die folgenden Zeitschriften diesmal kürzer zu erörtern, um so mehr da verschiedene, neue mit einigermaßen romantischem Einschlag zu verzeichnen sind. Da ist zunächst die Wiener Halbmonatsschrift „Das Gewissen“, herausgegeben von Alois Effigmann mit Richard Schaukal als Hauptmitarbeiter. Sie erscheint seit März 1919 und bringt gleich in den ersten Hefen allerlei Romantisches: Gedichte von Richard Schaukal, Paul Verlaine, Vergessene Schätze von Justinus Kerner u. a., Märchen von Alois Effigmann, eine Abhandlung „Die Revolution gegen die (materialistischen) Naturwissenschaften“ von Grete Urbanitzky usw.

„Der Meister der Menschheit“, Beiträge zur Befeeelung der Gegenwart, heißt die neue Vierteljahrschrift Fritz Lienharbs, der mit einladenden Bildern unseres Hans Thoma die Reise in die Welt antritt. Eines „Der Weihnachts-

abend" schmückt auch den diesjährigen „Eichendorff-Kalender“. Der im gleichen Verlag Greiner u. Pfeiffer (Stuttgart) erscheinende altangesehene „Türmer“ bringt wie alljährlich auch diesmal mehrfach Beiträge romantischer Natur, so „Stille Nacht — heilige Nacht“ von Andreas Fröhlich (Dezember 1918), „Ein Bekenntnis zur konservativen Idee“ (die romantischen „Betrachtungen eines Unpolitischen“, nämlich Thomas Manns von Konstantin Schmelzer — das Buch selbst ist bei G. Fischer in Berlin herausgekommen und sehr lesenswert — „Antonie Adamberger“ (im Hinblick auf Hans Zimmers Lebens- und Charakterbild von Theodor Körners Braut) und „Neues von Franz Staffen“ (Februar 1919), „Alte Gärten“ von Rolf Brandt, „Dürer als Not- helfer“ von Karl Stord und eine Würdigung des Liszt- schülers Karl Goepfert (März 1919), „Das deutsche Wesen“ von Ernst Ludwig Schellenberg und „Romantische Braut- schaft“ (Bettina v. Arnim behandelnd) von Berta Badt (Mai 1919).

Das außerordentlich bunt ausgestattete und dabei unglaublich wohlfeile „Donauland“ fördert ebenfalls viel Romantik zutage. Es seien genannt: Schloß Wernberg von Karl Köhler, „Die Königin von Tasmanien“, eine Novelle von Bruno Ertler, „August v. Pettentofen“ (der Biedermeier-Maler) von Artur Köhler (Juli 1918), „Das Leid des van Beethoven“ von Joseph Friedrich Perkonig, „Ferdinand Staeger“ (den neuromantischen Zeichner) von Max Hayek (November 1918), „Nachtstück“ von Friedrich Freiherrn von Gagern, „Spaziergang in Perchtoldsdorf“ von Fritz Wehr, „Sepp Summer und die Laute“ (ein neu- romantisches Künstlerdasein) von Norbert Korzinek (Januar 1919), „Joseph Miffon“ (den Altmeister der niederöster- reichischen Mundartdichtung) von Leopold Buchsrucker, die bildergeschmückte Abhandlung „Der See“ von Ernst Heinrich Schonzel, Zeichnungen von Ludwig Richter (Februar 1919) u. a.

Die kaum weniger reichillustrierten Monatsblätter Paul Kellers „Die Bergstadt“ veröffentlicht in ihrem 7. Jahrgang außer vielen Landschaftsbildern und Gedentblättern romantischer Art u. a. zwei literarisch wertvolle Erzählungen: Heinrich Federers Legende „Der Furchtemacher“ und den großen chronikalischen Roman aus Wien „Nanni Eschafflhuber“ von Anna Hilaria v. Edhel.

Das diesjährige Glanzstück des bestbekanntesten illustrierten Familienblattes „Alte und Neue Welt“ bildet der Roman „Das Haarband der Königin“, eine Erzählung aus der französischen Revolution und Restauration von P. A. Sheehan. Die Verdeutschung von Oskar Jacob verdient Lob.

Das Matthäus-Schießl-Heft der illustrierten Zeitschrift „Sonntag ist's“ (München, Joseph Müller) — ich hätte mehreren anderen Zeitschriften eine Schießl-Festnummer gewünscht, hoffentlich holen sie eine solche 1929 beim 60. Geburtstag nach — leitet zu einer rein künstlerischen Zeitschrift über. Ich meine den Münchner „Wieland“, der nicht bloß gewagten Expressionisten, sondern auch uns ruhigeren Romantikern viel besagt. Es fällt schwer, einzelnes hervorzuheben. Das Kaleidoskop dieses vornehmen Organs in Folio ist zu vielseitig.

Unter den Jahrbüchern ragt wie immer das „Bodensee-Album“ hervor. Der Band 1919 steht in Bild und Wort auf der Höhe der Vorgänger. In der Reihe der Mitarbeiter finden wir den Eichendorff-Bündler Ludwig Findh mit einem Beitrag „Seegeförne“. Daneben W. E. Oeftering mit einem Aufsatz „Das künftige Scheffelmuseum in Karlsruhe“, H. Stobitzer mit dem Artikel „Frau Hadwig und Schwabens Stammesherzoge“, Paul Martin mit „Volksliedern vom Bodensee“, W. v. Scholz mit „Gedichten“ u. a. Romantiker der Feder.

Das „Literar. Jahrbuch des Scheffelbundes für 1918/19“

unter der Leitung W. A. Hammers und dem Haupttitel „Nicht rasten und nicht rosten“ grüßt uns zum ersten Male (nicht wie bisher aus Deutschösterreich) aus des Dichters Heimat, von der badischen Seite des Bodensees. Der einleitende Aufsatz, vom Herausgeber verfaßt, beschäftigt sich mit „Scheffels Beziehungen zu zeitgenössischen Malern“. Ihm sind einige Bilder des Dichters, sowie bisher ungedruckte Briefe des Wiener Historienmalers Eduard v. Engerth beigegeben. Der zweite Beitrag enthält persönliche Erinnerungen des verstorbenen Oberbergrats H. Honsell an Scheffels Aufenthalt in Dürnheim (1881). Der Verfasser, der damals beruflich gleichfalls in Dürnheim wohnte, gibt eine erschöpfende Darstellung dieses Aufenthalts Scheffels, wobei manche interessante und heitere Episode, wie die feucht-fröhlichen Stunden im „Löwen“ in Rietheim geschildert werden. Dabei wird auch des Löwenwirts urwüchsige poetische Epistel an den Rebbauer im Glottertal, die von Scheffel überarbeitet wurde, wiedergegeben. W. A. Hammer behandelt in einem weiteren Aufsatz Scheffels Dichterfreundschaft mit Ludwig Eichrodt und gibt einige bisher ungedruckte Briefe hierzu bekannt. Eichrodt, der bekannte badische Jurist und Dichter, der zuletzt Oberamtsrichter in Lahr war und daselbst 1892 starb, war seit der Karlsruher Gymnasialzeit und später in Heidelberg als Mitglied des Heidelberger „Engeren“ mit Scheffel befreundet. Manche Gedichte Eichrodts sind von Scheffel überarbeitet worden und zeigen Scheffels Stil, so z. B. Eichrodts bekanntes Gedicht „Archäolog“: „Cheops schlief in seiner Pyramide.“ Vermutlich stammt auch die Parodie auf „Alt Heidelberg, du feine . . .“ aus der Feder Eichrodts:

„Neu Heidelberg! Ich meine
 Die einst ich pries als „feine“,
 Du sei'st nicht mehr dir gleich,
 Als „Braut“, als „ehrenreich“.

Der nun verstorbene Hegaufänger Richard Stöcker in Waldshut ergreift sodann das Wort, um seine Erinnerungen an Scheffel und außerdem eine Reihe von Briefen des Dichters wie des Sohnes Scheffels mitzuteilen. Diesem Aufsatz ist ein Bild „Scheffel und der Hegaufänger im Jahr 1870“ beigegeben. Der letzte Aufsatz aus der Feder des Herausgebers lautet: Scheffel und Österreich. Zeit seines Lebens brachte Scheffel bekanntlich Österreich und seinem Volke offenkundige Liebe entgegen. Er kannte die österreichischen Dichter und Maler und ging als Dichter mehr denn einmal „auf den Fährten des Nibelungenliedes“. Bei den Kämpfen um das Deutsche Reich war er ein Vertreter des großdeutschen Gedankens und sein Herz blutete angesichts des Bruderkrieges im Jahre 1866. Den mannigfaltigen literarischen Beziehungen Scheffels zum schönen Donauland geht der Verfasser mit Gründlichkeit und Liebe nach und seinen Ausführungen läßt er Eichrodt's Gedicht „Österreich“ folgen, das anlässlich des deutsch-österreichischen Bündnisses entstand und in dem es fast zeitgemäß heißt:

Ja, die alten Herzen schlagen
 Und die alten Tage tagen
 Und die Treue bleibt sich gleich.

Sehr einladend ist der hübsche Almanach 1919 des Verlags Hausen in Saarlouis „Die goldene Brücke“ ausgefallen, zu dem Dichter wie Christoph Flastamp, Richard Knies, Paul Lingens, Theodor Seidenfaden, Hans Sturm, Leo Weismantel u. a. Poesie und Prosa beigezeichnet haben. Peter Dörfler ist uns bisher nur als Erzähler bekannt. Von der „goldenen Brücke“ spricht er auch als Lyriker zu seinem Volke. Sein „Lied vom goldenen Tag“ ist wert, auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden:

Schwer war heut der Sonne Gang,
 Schwarzer Wolken wirrer Drang
 Folgte ihrer lichten Spur,
 Heßte sie auf blauer Flur

Und verstellte ihren Weg
Mit geballtem Dunstgeheg,
Bis sie ganz der Meute Raub
Unterging in Dunst und Staub.

Raum doch starb die Hehre hin,
Fing der Himmel an zu blühen,
Jeder Schatten stahl sich schon
Einen lichten Sonnenton,
Eine Feuerfeder auch
Schwenkte jeder Nebelrauch,
In Viola, Gold und Grün
Sah man dunkle Dünste glühen,
Blutverbrämt und lichtentbrannt,
All Gewölk war sonnverwandt —
Und die Rinderschar am Hag
Sang von einem goldnen Tag.

+

- Abraham a St. Clara**, Blütenlese aus seinen Werken. Von Karl Bertsch. Freiburg im Breisgau, Herder. 1. Bändchen 221 S. 2. Bändchen (mit zehn Bildern) XXIV u. 425 S.
Geb. *M.* 4.20 u. *M.* 4.40
- Achim**, Ludwig Achim von, Novellen. Mit einem Nachwort herausgegeben von Rudolf Kayser. München, Roland-Verlag. 115 S. Geb. *M.* 1.80
- Ade**, Hans Christoph, Die Schale. Gedichte. Einmalige Vorzugsausgabe vom Verfasser handschriftlich signiert. Jena, Landhaus-Verlag. 75 S.
- Alte und neue Welt**, Illustr. Familienblatt. Einsiedeln in der Schweiz, Benziger u. Co. 53. Jg. Geb. *M.* 14.—
- Aurbacher**, Ludwig, Die Abenteuer von den sieben Schwaben. Mit Lithographien Schwinds nach Zeichnungen von Fellner. Genaue Wiedergabe des ersten Originals. Herausgegeben und eingeleitet von Wilhelm Kofsch. München, Parcus u. Co. 56 u. 12 Seiten Text. Für Mitglieder des Eichendorff-Bundes.
Geb. *M.* 15.—
- Bäte**, Ludwig, Felbeinsamkeit. Gedichte aus Niederachsen. Weimar, Beckruf-Verlag (Wolf von Kornakli) 30 S.
- Bäte**, Ludwig, Mondschein und Siebelbäcker. Osnabrück, J. G. Risling 78 S.
- Bandorf**, Paul, Thüringer Sagen. Arnstadt, Paul Bandorf.
- Bahr**, Hermann, Albalbert Stifter, eine Entdeckung. (Erster Band der Amalthea-Bücherei.) Zürich u. Wien IV. Amalthea-Verlag 48 S. Geb. *M.* 3.—
- Bahr**, Hermann, Tagebuch 1917. Innsbruck, Tyrolia 252 S.
- Barret-Browning**, Elizabeth, Sonette aus dem Portugiesischen. Übertragen von Rainer Maria Rilke (Insel-Bücherei Nr. 252). Leipzig, Insel-Verlag 46 S.
- Baumgartner**, Alexander, Im hohen Norden. Reisetage aus Schottland, Island, Scandinavien und St. Petersburg. Herausgegeben von Joseph Kreitmaier (Sammlung: Aus aller Welt). Gefürzte Ausgabe mit 10 Bildern. Freiburg im Breisgau, Herder VIII u. 240 S. Geb. *M.* 6.—
- Die Bergstadt**. Monatsblätter, herausgegeben von Paul Keller. Breslau, Bergstadt-Verlag W. G. Korn. 7. Jg. Geb. *M.* 16.—
- Berliner Romantik**. Eine Vierteljahrschrift. Herausgegeben von Kurt Bod. Berlin, Boll u. Pöckardt. 64 S. Geb. *M.* 3.—

- Bertschke, Karl, Scheffelbrevier.** München, Fr. Seybold. 80 S.
Geb. M. 1.50
- Bihlmeyer, P. Hildebrand. Wahre Gottsucher. Worte und Winke der Heiligen.** Freiburg im Breisgau, Herder. 2. Bändchen 100 S.
- Bock, Kurt, Alt-Ödbern.** Berlin (als Handschrift gedruckt) zu beziehen durch Boll u. Pöckardt 14 S. Geb. M. 1.50
- Bock, Kurt, Berufung des Weltflüchtigen.** Berlin, Boll u. Pöckardt 79 S. Geb. M. 7.20
- Bodenseebuch 1919.** Ein Buch für Land und Leute. 6 Jg. Konstanz, Keuß u. Jtta. 150 S. Geb. M. 3.—
- Boehle, Friß.** Ein Buch seiner Kunst mit einer Einleitung von Friß Rohde. Herausgegeben von der freien Lehrervereinigung für Kunstpflege. Mainz, Joseph Scholz 7 u. 35 S.
- Die Bücherwelt.** Zeitschrift für Literatur und Volksbüchereien. Köln, J. P. Bachem 16. Jg. Geb. M. 4.—
- Brentano, Klemens, Leben der heiligen Jungfrau Maria.** Nach den Betrachtungen der gottseligen Anna Katharina Emmerich. 18. u. 19. Auflage mit vielen Abbildungen. Regensburg, G. J. Manz 444 S. Geb. M. 6.50
- Bürgers Ballade: Der Wilde Jäger mit fünf Bildtafeln gezeichnet von Joseph Führich, radiert von Anton Gareis. Erster Neudruck der Originalausgabe nebst dem Begleitertext von Anton Müller (1827).** München, Parcus u. Co. Für Mitglieder des Eichenborff-Bundes Geb. M. 3.20
- Cardauns, Hermann, Aus Luise Hensels Jugendzeit. Neue Briefe und Gedichte zum Jahrestag ihrer Konversion (8. XII. 1918).** Freiburg im Breisgau, Herder VIII u. 148 S. Geb. M. 4.50
- Cardauns, Hermann, Die Franzosen in Coblenz 1794 bis 1797 (Aufzeichnungen des Coblenzer Professors Minola).** Coblenz, Verlag der Görresdruckerei 196 S.
- Claudel, Paul, Mittagsschwende.** Hellerau, Hellerauer Verlag Jakob Hegner 165 S. Geb. M. 3.50
- Das Neue Deutschland, Herausgeber Adolf Grabowstj.** Halbmonatschrift. Gotha, Fr. A. Perthes 7. Jahr. Geb. M. 12.—
- Donauland. Illustrierte Monatschrift.** Wien, J. Koller u. Co. 2. Jg. Geb. M. 24.—

- Eggert-Windegg, Walthar, Einft, vor vielen hundert Jahren.**
Deutsches Legendenbüchlein. Stuttgart, Strecker u. Schröder.
87 S. Geb. M. 2.80
- Ehrler, Hans Heinrich, Das schwäbische Liedebuch.** 4. Tausend.
Stuttgart, Strecker u. Schröder. VIII u. 328 S. Geb. M. 5.—
- Elkuf, Siegbert, Zur Beurteilung der Romantik und zur Kritik
ihrer Erforschung.** Herausgegeben von Franz Schulz (historische
Bibliothek Band 39). München u. Berlin, R. Oldenbourg IX u.
115 S. Geb. M. 5.—
- Enz, Hans, Louise von Francois.** Zürich, Rascher u. Co. 156 S.
Das heilige Feuer. Religiös kulturelle Monatschrift. Pader-
born, Junfermann VI. Jg. Geb. M. 6.—
- Finckh, Ludwig, Die Lerche.** Auswahl schwäbischer Dichtung von
den Anfängen bis auf die Gegenwart. Stuttgart, Deutsche Ver-
lagsanstalt XX u. 429 S.
- Finke, Heinrich, Über Friedrich und Dorothea Schlegel.** (Zweite
Vereinschrift der Görres-Gesellschaft 1918.) Köln, J. P. Bachem
119 S. Geb. M. 1.80
- Finke, Heinrich, Über Friedrich Schlegel, Schwierigkeiten seiner
Beurteilung.** Die Arbeitsgebiete seiner zweiten Lebenshälfte.
Rektoratsrede. Freiburg im Breisgau, Universität.
- Floed, Oswald, Briefe des Dichters Friedrich Ludwig Zacharias
Werner.** Mit einer Einführung herausgegeben. Kritisch durch-
gesehene und erläuterte Gesamtausgabe. München, Georg Müller.
1. Band LXIII u. 485 S. 2. Band 532 S. Hierzu zahlreiche
Porträts, Facsimiles und Stammtafeln.
- Franziskus von Assisi, Die Blümlein des Heiligen.** Leipzig,
Insel-Verlag 235 S.
- Gadient, Veit, Deutsches Lesebuch für Schweizer Gymnasien,
Seminarier und Realschulen.** Luzern, Eugen Haag. Erster Band
XIII u. 505 S.
- Gagern, Friedrich von, Die Wundmale.** Roman. Zwei Bände.
Leipzig, L. Staackmann 856 S.
- Das Gewissen.** Halbmonatschrift. Wien XII. Strohberg-
gasse 6, Rudolf Falk 1. Jg. Geb. M. 25.—
- Der Gral, Literarische Monatschrift.** Geleitet von Franz Eichert
und Johannes Eckardt. Innsbruck, Tyrolia 13. Jg.
Geb. M. 10.—
- Greif, Martin, Goethe und Theresie.** Novelle. Leipzig, C. F. Ame-
lang 100 S. Geb. M. 1.50

- Hammer, W. A.** Nicht rasten und nicht rosten. Jahrbuch des
 Schffelbundes 20. Bd. Konstanz, Reuß u. Jtta. 113 S.
 Geh. M. 3.50
- Literarischer Handweiser.** Herausgegeben von Ernst
 M. Koloff. Freiburg im Breisgau, Herber. Jährlich 12 Nummern.
 55. Jg. Geh. M. 10.—
- Hartlieb, Wladimir von, Du.** Gedichte. Berlin, Hyperion-
 Verlag 43 S.
- Hartmann, R. Julius,** Das Tübinger Stift. Ein Beitrag zur
 Geschichte des deutschen Geisteslebens. Mit 46 Abbildungen
 (auf Tafeln) Stuttgart, Strecker u. Schröder VIII u. 214 S.
 Geh. M. 4.80
- Hausen-Almanach 1919:** Die goldene Brücke. Saarlouis,
 Hausens Verlagsanstalt 139 S. Geh. M. 2.—
- Hesse, Hermann,** Märchen. S. Fischer, Berlin 182 S.
- Hirt, Karl Emerich,** Gott bleibt Sieger. Das Kriegstagebuch
 eines Deutschen, Innsbruck, Tyrolia 184 S. Geh. M. 8.—
- Hochland,** Monatschrift für alle Gebiete des Wissens, der Lite-
 ratur und Kunst. Herausgegeben von Karl Muth. Rempten u.
 München, Jos. Köfel 16. Jg. Geh. M. 24.—
- Keller, Paul, Hubertus.** Ein Waldroman. Breslau, Bergstadt-
 Verlag Wilhelm S. Korn 275 S. Geh. M. 16.—
- Kneip, Jakob,** Der lebendige Gott. Erscheinungen, Wallfahrten
 u. Wunder. (Der Nyland-Werke Bd. 4.) Jena, Eugen Diederichs
 114 S. Geh. M. 7.—
- Knies, Richard,** Sonderlinge von der Gasse. Erzählungen. Inns-
 bruck, Tyrolia 159 S.
- Roch, Max,** Deutsche Vergangenheit in deutscher Dichtung. Rede
 zur Übernahme des Rektorats der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-
 Universität zu Breslau am 30. September 1918. Stuttgart,
 J. B. Metzler 72 S. Geh. M. 6.—
- Rölnische Volkszeitung.** (Erscheint dreimal täglich.)
 Röln J. P. Bachem 59. Jg. Jährlich M. 42.—
- Rurz, Hermann, Lisardo.** Roman. Herausgegeben und mit einem
 Nachwort versehen von Heinz Rindermann. Stuttgart, Strecker u.
 Schröder. 180 S.
- Lämle, August,** Junker Goldmacherlein und andere Erzäh-
 lungen. Heilbronn, Eugen Salzer 136 S. Geh. M. 2.40
- Lagerlöf, Selma,** Das heilige Leben. Roman. Aus dem Schwe-
 dischen von Pauline Kläiber-Gottschau. München, A. Langen.
 355 S. Geh. M. 6.—

- Laur, Johann Joseph, Der hl. Kolumban. Sein Leben und seine Schriften. Mit 7 Bildern. Freiburg im Breisgau, Herder XVI u. 290 S. Geb. M 7.80
- Lenau, Nikolaus, Lyrische Gedichte. (Insel-Bücherei Nr 235.) Leipzig, Insel-Verlag 70 S. Geb. M 1.20
- Lienert, Meinrad, Zürcher Sagen. Der Jugend erzählt. Zürich, Rascher u. Co. 116 S.
- Lilienfein, Heinrich, Hildebrand. Ein Drama. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cotta 100 S. Geb. M 3.50
- Loewenberg, J., Vom goldenen Uferfluß. Eine Auswahl aus neueren deutschen Dichtern für Schule und Haus. 176. bis 180. Tausend. Leipzig, R. Voigtländer 320 S. Geb. M 4.50
- Luhmann, Heinrich, „Wo die Wälder Wache halten . . .“ Geschichten aus dem westfälischen Berglande. Hannover, Friedrich Bersbach 203 S.
- Mann, Thomas, Betrachtungen eines Unpolitischen. Berlin, S. Fischer. Geb. M 16.—
- Mariechen von Nymwegen. Aus dem Flämischen von Friedrich Markus Huebner. Ein altflämisches Mirakelspiel. (Insel-Bücherei Nr. 243.) Leipzig, Insel-Verlag 77 S.
- Der Meister der Menschheit. Beiträge zur Beseelung der Gegenwart. Von Friedrich Lienhard. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 1. Jg. Geb. M 6.—
- Mörke, Eduard, Mozart auf der Reise nach Prag. Novelle. Leipzig, Insel-Verlag 76 S. Geb. M 1.20
- Müller-Rüdersdorf, Wilhelm, Aus der Jugendzeit. Ein Buch der Erinnerung. Mit Bildern von Ludwig Richter. Langensalza, Julius Belz 176 S. Geb. M 4.80
- Mumbauer, Johannes, Der Dichterinnen stiller Garten: Marie v. Ebner-Eschenbach — Enrica v. Handel-Mazzetti. Freiburg im Breisgau, Herder 90 S. Geb. M 1.60
- Das Nibelungenlied. Übersetzung von Simrod mit gegenübergestelltem Urtext in zwei Teilen herausgegeben, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Walter Freye. (Mit zwei Beilagen in Kunstdruck.) Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co. LVII, 263 u. 342 S.
- Niessen, Johannes, A. R. Emmerichs Charismen und Gesichte. Grundsätzliches, Tatsächliches, Kritisches. Zugleich Beiträge zur Klemens Brentanofrage. Mit zwei Bildnissen. Trier, Petrus-Verlag II u. 316 S. Geb. M 4.50

- Oberkofler, Joseph Georg**, Stimmen aus der Wüste. Sonette. Innsbruck, Tyrolia. 66 S. Geb. *M* 2.40
- Poehsch, Albert**, Studien zur frühromantischen Politik und Geschichtsauffassung. Leipzig, R. Voigtländer. 111 S. Geb. *M* 3.60
- Plotke, Georg J.**, Der Briefwechsel zwischen Paul Heyse und Theodor Storm. 1. Band: 1854—1881. Mit vier Bildnissen in Kupferdruck XXXV u. 234 S. 2. Band: 1881—1888. Mit vier Abbildungen in Kupferdruck. XI u. 241 S. München, J. F. Lehmann. Geb. je *M* 5.50
- Pulver, Max, Merlin**. Leipzig, Insel-Verlag. 73 S. Geb. *M* 3.—
- Das Neue Reich**. Wochenschrift für Kultur, Politik und Volkswirtschaft. Innsbruck, Tyrolia. Jährlich *M* 24.—
- Reimichl, Weihnacht in Tirol**. Ein Volksbüchlein. Innsbruck, Tyrolia. 167 S. Geb. *M* 4.—
- Romantische Bücherei**. Jedes Bändchen im Umfange von fünf bis neun Bogen, mit Buchschmuck und Umschlagzeichnung.
- Nr. 1: Eichendorff-Brevier, herausgegeben von Elias Hölzner. — Nr. 2: Clemens Brentano, Chronika eines fahrenden Schülers (mit Bildern von E. Steinle und J. M. Beckert). — Nr. 3: Woldemar Nürnbergger (Solitaire), Ein Tag in der Walbschmiede. — Nr. 4: Horst Wolfram Geißler, Der Hauberlehrling. — Nr. 5: Gerhard Branca, Die Zwölf-Apostel-Legende (mit Bildern von J. Wilms). — Nr. 6: Der Nibelungen Klage, nach der ersten hochdeutschen Ausgabe von Friedrich von der Hagen (mit Bildern von Fr. W. Gubly). — Nr. 7: Ernst Rosh, Der Königin Gemahl. Histor. Erzählung. — Nr. 8: Theodor Storm, Der Schimmelreiter. — Nr. 9: Hans von Hammerstein, Zwischen Traum und Tagen, Lieder, Bilder und Balladen. — Nr. 10: Oswald Menghin, Regenbogengeschichten. München Parcus u. Co. Einzelpreis Geb. *M* 3.50
- Rübezahl**. Romantische Fliegende Blätter. Begründet und herausgegeben von Wilhelm Rosh. Jede Nummer (möglichst mit einer oder mehreren Bildtafeln) drei bis fünf Bogen stark. Nr. 1: Hermann Klette, Das Buch vom Rübezahl. Des Berggeistes Fahrten und Abenteuer. — Nr. 2 u. 3: Alban Stolz, Elisabethlegenden. — Nr. 4: Joseph Freiherr von Eichendorff, Inognito. — Nr. 5: Martin Greif, Das Klagen Liebes (mit Bildern von J. Röhm). München, Parcus u. Co. Einzelpreis Geb. *M* 1.20
- Deutsche Rundschau**. Monatschrift. Berlin, Gebr. Pachtel, 45. Jahrgang. Geb. *M* 34.—

- K u n g e**, Philipp Otto, Bilder und Bekenntnisse. Fünfzehn Bilder des Künstlers in Offset-Wiedergaben und Auszüge aus Kunges Briefen und Aufzeichnungen. Herausgegeben und mit einer Einführung von Prof. Gustav Pauli, Direktor der Kunsthalle in Hamburg. Ausstattung der Mappe von F. H. Ehmde. 1.—20. Tausend. Berlin, Fricke-Verlag. 45 S. Kart. *M* 4.—
- S c h a u t a l**, Richard, Gedichte. München, Georg Müller. 432 S. Geb. *M* 14.—
- S c h e l l e n b e r g**, Ernst Ludwig, Irene. Lichterfelde bei Berlin, Hugo Bermähler.
- S c h i b l i**, Emil, Die erste Ernte. Gedichte. — Zweite Ernte. Neue Gedichte. Bern, A. Franke. 87 u. 70 S. Geb. je *M* 5.—
- S c h m i d t**, Franz, August Reichensperger. (Führer des Volkes. Eine Sammlung von Zeit- und Lebensbildern. 24. Heft.) München-Glabach, Volksvereins-Verlag, 118 S. Geb. *M* 2.80
- S c h o l z**, Wilhelm von, Das Herzwunder. Mirakelspiel in einem Aufzug. München, Hans-Sachs-Verlag. 39 S. Geb. *M* 1.50
- S c h u c h a r d t**, Ottomar, Konstantin Franz. Ein Gedentblatt zu seinem 100. Geburtstag (12. September 1917). Mit einem Anhang: Schriften von Konstantin Franz von Prof. Karl Helmman in Halle. Dresden, v. Bahn u. Jaensch. 24 S. Geb. *M* 1.—
- S c h u l t e**, Wilhelm, Ch. D. Grabbes Hohenstaufendramen. Neue Beiträge zur Grabbe-Forschung. Münster in Westfalen, Franz Coppenrath. 114 S. Geb. *M* 2.50
- S c h u l z**, Hans, Aus Fichtes Leben; Briefe und Mitteilungen zu einer künftigen Sammlung von Fichtes Briefwechsel (Nr. 44 der Kantstudien - Ergänzungshefte). Berlin, Reuther u. Reichard. 68 S. Geb. *M* 4.—
- S e b a s t i a n**, L., Fürst Alexander von Hohenlohe-Schillingsfürst 1794 bis 1849 und seine Gebetsheilungen. Zum Besten des Caritas-Vereins Ansbach. Rempten u. München, Joseph Rößel. XIX u. 176 S.
- S i e n t k i e w i c z**, Henryk, Im Strudel. Roman. (Romane der Weltliteratur.) Leipzig, Hesse u. Becker. 399 S.
- S o h n r e y**, Heinrich, Hütte und Schloß. Eine niedersächsische Walddorfgeschichte. 29. Aufl. Neue Ausgabe. Mit Zeichnungen von L. Burger, Anna Fehler und E. Müller-Münster. Berlin, Deutsche Landbuchhandlung. 372 S. Geb. *M* 6.50
- S p i z w e g**, Neues von: Gedichte und Briefe. Mit 42 Kupferdruckbildern und Zeichnungen. München, Delphin-Verlag. 73 S.

- Stach, Ilse von.** Der heilige Nepomuk. Dramatische Dichtung.
 Rempten, Jos. Rößel. 53 S.
Stamm, Karl, Der Ausbruch des Herzens. Zürich, Rascher u. Co.
 68 S. Geb. M 3.—
Steinhausen, Wilhelm, Augenblick und Ewigkeit. 16 Bilder
 mit einem Geleitwort des Künstlers und einer Einführung von
 Joseph August Beringer. Berlin, Fische-Verlag. 12 S. Text
 u. 15 Tafeln. Geb. M 8.—
Steinmehl, Bernard Michael, Aus der Goldgrube. Legenden
 und Sagen. Paderborn, Junfermannsche Buchhandlung. 111 S.
 Geb. M 2.—
Stifter, Adalbert, Sämtliche Werke. 17. Band: Briefwechsel I.
 Mit Benützung der Vorarbeiten von Adalbert Horcicka, heraus-
 gegeben von Gustav Wilhelm. Mit dem Bildnisse von Stifters
 Gattin und 1 Lichtdrucktafel. Prag, J. S. Calve (Robert Lerche).
 XXIV u. 439 S. Geb. M 5.—
Stifter, Adalbert, Der heilige Abend. Mit Bildern von Prof.
 August Brömse. München, Parcus u. Co. 73 S. Text. Für
 Mitglieder des Eichendorff-Bundes. Geb. M 8.—
Stimmender Zeit. Katholische Monatschrift für das Geistes-
 leben der Gegenwart. 49. Jahrgang. Freiburg im Breisgau,
 Herder. Geb. M 18.—
Studen, Eduard, Die Welken Götter. Roman. 2. Aufl. Berlin,
 Erich Reiß. 550 S.
Summa. Eine Vierteljahresschrift. Hellaue, Hellaue Verlag
 Jakob Hegner. Erstes Viertel: 200 S. — Zweites Viertel: 195 S.
 — Drittes Viertel: 209 S. — Viertes Viertel: 182 S. Geb. je M 10.—
Svensson, Jón, Aus Island. Erlebnisse und Erinnerungen.
 Freiburg im Breisgau, Herder. IV u. 84 S. Geb. M 1.50
Die Tradition. Wochenschrift für aristokratische Politik und
 preussische Staatsauffassung. Berlin, Verlag der Tradition.
 Jährlich geb. M 40.—
Der Fürmer. Monatschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber:
 J. E. Freiherr v. Grotthuß. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer.
 21. Jahrgang. Geb. M 26.40
Vershofen, Eyll Eulenspiegel. Ein Spiel von Not und Torheit.
 Der Nyland-Werke 5. Bd. Jena, Eugen Diederichs. 81 S.
 Geb. M 3.50
Vosberg, Harry, Hans Michel Elias Obentraut. Heilbronn,
 Eugen Salzer. 496 S. Geb. M 6.—

- Walthervon der Vogelweide**, Gedichte. Berlin, Wilhelm
 Borngräber. X u. 183 S. Geb. *M.* 6.50
- Waller**, Robert, Der Spaziergang. Frauenfeld, Huber u. Co.
 85 S. Geb. *M.* —.80
- Waglit**, Hans, Die Abenteuer des Florian Regenbogner. Ein
 Traumbüchlein. Leipzig, C. F. Amelang. 79 S. Geb. *M.* 1.50
- Weigert**, Joseph, Das Dorf entlang. Ein Buch vom deutschen
 Bauerntum. 2. u. 3. vermehrte Auflage. Freiburg im Breisgau,
 Herder. XII u. 460 S. Geb. *M.* 12.—
- Weihnacht in altdeutscher Malerei**. Sechzehn Gemälde
 des 15. und 16. Jahrhunderts in farbigen Wiedergaben. Aus-
 gewählt und mit einer Einführung von Dr. Hans Naumann.
 Umschlagzeichnung und Ausstattung der Mappe von Walter
 Tiemann. Berlin, Fricke-Verlag. Geb. *M.* 6.—
- Weismantel**, Leo, Die Reiter der Apokalypsa. Drei Einakter.
 Mit einem Titelholzschnitt von Hans Baumann. Würzburg;
 Frankenwarte-Verlag. 116 S.
- Wichner**, Joseph, Herbstfegen. Lustige Geschichten. Stuttgart,
 Adolf Bong u. Co. 275 S. Geb. *M.* 3.20
- Wiener**, Oskar, Böhmisches Sagen. Aus alten Quellen geschöpft.
 Warnsdorf in Böhmen, Ed. Strache. 227 S.
- Wieland**. Deutsche Monatschrift. München, Wieland-Verlag,
 Hubertusstr. 5. Jahrgang. Geb. *M.* 24.—
- Wilde**, Oskar, Salome. Tragödie. Mit den Zeichnungen von Aubrey
 Beardsley (Insel-Bücherei Nr. 247). Leipzig, Insel-Verlag. 78 S.
- Wolfensberger**, William, Lieder aus einer kleinen Stadt.
 Zürich, Schultheß u. Co. 57 S.
- Wolff**, Werner, Drei Puppenspiele. Zürich, Rascher u. Co. 104 S.
- Zahn**, Ernst, Bergland. Vier Dichtungen. Stuttgart, Deutsche
 Verlags-Anstalt. 114 S.
- Zeitschrift des Allg. Deutschen Sprachvereins**.
 Begründet von Hermann Kiegel. Herausgegeben von Oskar
 Streicher. Berlin, Georg Siemens. 34. Jahrgang. Geb. *M.* 3.—
- Ziehnert**, Widar, Sachsens Volksagen. Balladen, Romanzen
 und Legenden. 6. Auflage. Annaberg in Sachsen, Grafers Verlag
 (Richard Liesche) 342 S. Geb. *M.* 3.—
- Zimmer**, Hans, Theodor Körners Braut. Ein Lebens- und
 Charakterbild Antonie Adambergers. Mit elf Bildnissen und
 einer Handschriftprobe. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. VIII u.
 247 S. Geb. *M.* 7.50

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Das romantische Lebensideal. Von Ludwig Kleeberg	5
Frühling. Von Paul Thun	17
Philipp Otto Runge. Von Ernst Ludwig Schellenberg	18
Wald. Von Ernst Ludwig Schellenberg	29
Ludwig Flecks „Bestiefter Kater“. Von Oswald Reinhard	30
Abendgold. Von Adolf Wolfhard	39
Romantische Einflüsse Wiens auf Eichendorffs Entwicklung. Von Otto Demuth	40
Die beiden „Elegants“ in Eichendorffs „Krieg den Phyllistern“. Von Hilda Schulhof	51
Begegnungen und Gespräche mit Eichendorff; Urteile über ihn. Gesammelt von Karl Freiherrn von Eichendorff. Neunte Lese	53
Waldbandacht. Von Adolf Wolfhard	61
Sankt Christophorus. Von Oswald Menghin	62
Serb. Eine Saga von Annie Herzog	65
Hans Hueber. Von Otto Hamann	70
Das Märchen. Von Lene Wend	73
Der Matsee. Von Adolf Dyroff	80
Kleine Stadt. Von Ludwig Bäte	82
Letzte Heimkehr. Von Adolf Wolfhard	83
Die Schlossgeister von Siebenstein. Ein Märchen von Myra von Maaspach	84
Grabchrift für Hauptmann Sp. Von Paul Thun	97
Romantische Jahresrundschau. Abgeschlossen Pfingsten 1919. Vom Herausgeber	98



BAD WILDUNGEN

**Spezialbad I. Ranges
bei Leiden der Harnorgane.**

**Altbewährt bei Nieren- und Blasen-
leiden, Harnsäure und Eiweiß.**

Nach den neuesten Forschungen ist sie auch dem **Zuckerkranken** wegen ihres günstigen Natron- und Kalkgehalts in erster Linie zu empfehlen. Für werdende Mütter und Kinder in der Entwicklung ist sie für die Knochenbildung von hoher Bedeutung. — Die Helenenquelle ist die Hauptquelle Wildungens und steht in ihrer überaus glücklichen Zusammensetzung einzig in der Welt da. Daher ist Vorsicht gegenüber alten Empfehlungen von Ersatzmitteln geboten. ::

1919: 14 000 Badegäste, 1 700 000 Flaschen Versand.

Zu haben in allen Apotheken u. Drogerien.

==== Schriften frei durch: =====

**Fürstliche Wildunger Mineral-
quellen A.-G., Bad Wildungen.**

Amalthea - Bucherei!

Band I.

Hermann Vahr:

„Adalbert Stifter“

Eine Entdeckung. Preis broschiert M. 4.50, elegant gebunden M. 6.50.
Einmalige numerierte und signierte Vorzugsausgabe von
150 Exemplaren, Preis M. 33.—.

Neue Zürcher Zeitung: „Vahr bringt dem Dichter Stifter in völlig neuer Beleuchtung. Er rückt ihn in die nächste Nähe Goethes. Und was er dabei über Goethe aussagt, ist meist ebenso beabsichtigt-überraschend wie das Licht, das er um die Gestalt Stifters spielen läßt.“

Durch jede Buchhandlung zu beziehen!

Amalthea - Verlag!

Zürich-Leipzig-Wien.

Freimaurerische Literatur.

- Die deutsche Freimaurerei. Von Dieblich Bischoff, Leipzig 1919, Fichte-Buchhandlung, 2. vermehrte Aufl. M. 1.—.
- Vom vaterländischen Beruf der deutschen Freimaurer. Von Dieblich Bischoff, Berlin 1917, Alfred Unger, geh. M. 4.80, geb. M. 6.—.
- Deutsche und ausländische Freimaurerei. Von Aug. Horneffer, München 1915, Ernst Reinhardt. M. —.50.
- Der Bund der Freimaurer. Von Aug. Horneffer, Jena 1913, Eugen Diederichs. Geh. M. 2.50, Halb-Perg. M. 3.50.
- Die geistigen Grundlagen der Freimaurerei und das öffentliche Leben. Von Ludwig Keller, Jena 1911, Eugen Diederichs. Geh. M. 2.—, Halb-Perg. M. 3.—.
- Am Bau, freimaurerische Flugschriften. Bisher erschienen: Freimaurerei und Katholizismus von Dr. Häbler. Heilige Arbeit von Dr. August Horneffer. Deutschlands Erwachen zur Wirklichkeit von Paul Wagner. Heiliger Geist und deutsche Zukunft von Dr. Scheide. Sozialismus als Religion von Dr. Bischoff.
- Weitere Flugschriften werden in rascher Folge erscheinen. M München, Ernst Reinhardt. Preis der Flugchrift je M. 1.10.

Auch zu beziehen durch die **Geschäfts- und Kunststufstelle des Vereins deutscher Freimaurer, Leipzig 3, Fichtestr. 43.**

Der Schwäbische Bund

Eine Monatsschrift
aus Oberdeutschland

Herausgeber: Hans Heinrich Ehler,
Hermann Wiffenbarter, Dr. Georg Schmüdle

In den ersten Hefen erscheinen Beiträge u. a. von:
Emil Ermatinger, Wilhelm Fischer (Graz),
J. C. Heer, Herm. Hesse, Alfr. Huggenberger,
Folde Kurz, Heintr. Pllkenfein, Dr. Dwlglaß,
Jakob Schaffner, Anna Schieber, Benno
Rüttenauer, Wilh. Schuffen, Emil Strauß,
Auguste Supper, Wilhelm Weigand

Ferner bringt die Zeitschrift Beiträge über: Zeit-
fragen, Biographisches, Kulturgeschichte, Literatur-
geschichte, Bildende Kunst, Musik, Naturwissen-
schaften, Volkswirtschaft, Volkskunde

Monatlich ein Heft von etwa 100 Seiten Gr.-Oktav.
Illustr. Vierteljährl. M 6,—, Einzelheft M 2,50

Su beziehen durch jede Buchhandlung

Verlag „Der Schwäbische Bund“
(Strecker und Schröder) G. m. b. H., Stuttgart

Bücher, von denen man spricht.

Verlangen Sie
kostenlose Prospekte von
Verlag Aurora, Dresden-Weinböhla.

Schriftsteller! Komponisten!

Bühnenwerke, Erzählungen, Märchen,
Gedichte, wissenschaftl. Arbeiten, so-
wie neue Kompositionen übernimmt
Verlag Aurora, Dresden-Weinböhla.

Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer. Erprobt und bewährt bei

Schlaflosigkeit u. **N**ervosität

Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. Diese 2 bis 3 mal täglich. Zu haben
in den Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer oder direkt
durch Vermittlung von

Dr. Carbach & Cie., Coblenz 16 am Rhein.

Lyceum Alpinum Zuoz.

Schweizer. Hochgebirgs-Schule im Engadin, 1730 m ü. M., Gymnas.,
Realgymnas., Oberrealschule, Vorbereit. auf deutsche Reise-
prüfung. Ernste Erziehung. Kräftigung d. Gesundheit
d. Sport und vorzügl. Ernährung. Schularzt. Prosp.
durch den Direktor
DR. GÜNTHART.

„Endlich eine schöne, ja köstliche, durchaus befriedigende Ausgabe.“ Hermann Gessé im „März“.

Eduard Mörikes sämtliche Werke.

Gebrauchs Ausgabe in 6 Bänden herausgegeben vom Kunstwart durch Karl E. Fischer
Mit Bildern, Handschriftproben und Noten. Typographische Ausstattung (Friedens-
papier) von Prof. E. R. Weiß. Preis des Bandes geheftet M. 4.50, geb. in
imit. Japanpergament M. 7.50. Einzelne Bände nicht käuflich.

Neuerscheinung für Weihnachten: Mörikes Gedichte

Sonderausgabe der Gesamtwerte in gleicher Ausstattung in 2 Bänden.
Bd. I geb. M. 10.—, Bd. II M. 7.50.

Kunstwart-Verlag Georg D. W. Callwey, München.

Gesellschaft für christliche Kunst S.m. d.S.

Ausstellung und Verkaufsstelle München, Karlstraße 6

Wir bieten Ew. Hochw. folgende neue Verzeichnisse mit Bildern an:

- Nr. 1459 **Farbige Postkarten**
2 Seiten Folio mit 45 Abbildungen (kostenlos)
- Nr. 1454 **Galerie der christlichen Kunst**
6 Seiten Folio mit 125 Abbildungen (30 Pfg.)
- Nr. 1460 **Plastiken (unserer Verkaufsstelle)**
4 Seiten Folio mit 61 Abbildungen (kostenlos)
- Nr. 1460a **Kreuzfixe und Weihwasserbehälter**
(unserer Verkaufsstelle) 2 Seiten Folio mit 36 Abbildungen (kostenlos)
- Nr. 1461 **Bilder größeren Formates**
für Fronleichnam's-Misere usw. (unserer Verkaufsstelle) 4 Seiten Folio mit 56 Abbildungen (kostenlos)

Wir bitten um gefällige Mitteilung, für welches Verzeichnis Sie
..... besonderes Interesse haben

Herder'sche Verlagsbuchhandlung in Freiburg i. Br.

Th. Storm, Ausgewählte Novellen.
Mit einer Einführung, Einleitungen u. Anmerkungen herausg. von D. Hellinghaus. 2. Bde. geb. M. 16.—

Theodor Storm gehört anerkanntermaßen nicht nur zu unsern größten Lyrikern, sondern auch zu unsern hervorragendsten Erzählern. Die vorstehende Ausgabe enthält eine Auswahl von fünfzehn seiner wertvollsten und beliebtesten Novellen.

Marie v. Dattin, Die große Harmonie, Erzählungen. Geb. M. 7.—

Ein Erzählerbuch für Menschenfreunde. Ein Frauenherz u. eine Künstlerseele haben es geschaffen. Aus Not ist es geformt, mit Hoffnung ist es belebt, in Harmonie endigt es.

Der Roman eines Missionars.
Von G. Sagehonne S. J. Deutsch bearbeitet von R. Schüb S. J. Mit Bildschmuck von Fritz Bergen. Geb. M. 7.80.
Ein hochinteressantes Priesterleben in den Missionen. Spannend und erhebend. Eine echte Volkslektüre.

Die Preise erlassen sich um die im Buchhandel üblichen Zuschläge.

J. Numbauer, Der Dichterrinnen stiller Garten.
Aus der Geschichte der Freundschaft Marie von Ebner-Eschenbach mit Enrica v. Haubel-Mazzetti. Kartoniert M. 1.60

„Ein gar zartes, liebes, reichmachendes Büchlein, das tief hineinführt in die Schatzkammer hoher, begnadeter Seelen. Es hat mir großen inneren Gewinn gebracht“.

(Der Leitstern, Bremen 1919, Nr. 1.)

Dichters Werden.
Bekanntnisse unserer Schriftsteller. Mit 28 Bildern. Herausgegeben von Maria Rößling. Geb. M. 8.—

„Wierzehn im kath. Volke wohlbekannte Dichter schildern hier ihre dichterischen Anfänge. Ein frischer Zug geht durch das Buch, das so viel des Persönlichen und allgemein Menschlichen enthält, daß es den Leser von Anfang bis zum Ende gefangennimmt und ihm viel gibt.“

(Die Bücherwelt, Köln 1919, Heft 4.)

Alte kostbare Bücher
Handschriften
Kupferstiche u. Autographen

kauft u. verkauft

Ludwig Rosenthals Antiquariat
München, Hildegardstraße 14

Geeben erschienen:

Dans Helmers Fabri ins Beben. Von Heinrich Jerhauken. 11. Auflage. 4.—6. Laufend. Mit 4 Scherenschnitten von Elise Eisgruber. 1919. 8° M. 2.45.

Krabtke Märchen. In Ägypten gesammelt. Von Frau Helene Osborne. Mit Zeichnungen von Karl Köster. In handgemaltem Einband. 1919. 8° M. 2.45.

Die Wuppermännchen. Von Hanna Klausener. Mit Federzeichnungen von Peter Abelen. 1919. 8° M. 2.45.

Die zwölf heiligen Nächte. Nach alten Legenden. Von Camilla Werner. Mit Zeichnungen von Elise Eisgruber. 1919. 8° M. 3.— bis 4.—.

Dorffriede. Lose Blätter aus einem Dorfleben. Von Hans Waldheim. Mit Buchschmuck v. Peter Ahmann. 1919. 8° M. 2.45.

Alte Heiligenlegenden. Aus dem Kölner Passional vom Jahre 1485. Erster Teil. Übersetzt von Rosa Breuer. Eingeleitet von Dr. Heinr. Sädler. Mit Zeichnungen von Karl Köster. 1919. Gr. 8°. Gebunden M. 8.—.

Die kirchlichen Gynnen in den Nachbildungen deutscher Dichter. Mit den lateinischen Texten, einer Einleitung und Anmerkungen. Herausgegeben von Prof. Dr. O. Hellinghaus, Geh. Studienrat. 1919. 8° (419) Halbleinen M. 7.20.

★

Vollvereins-Verlag G. m. b. H.
M. Glabbach (Doffsch. Köln 1217).

★

St. Blasien
südl. bad.
Schwarzwald

Hotel u. Kurhaus St. Blasien

im südlichen badischen Schwarzwald, 800 m ü. M. Sommerfrische. Kuraufenthalt für Ruhe- u. Erholungsuchende. Familien- u. Kurhotel ersten Ranges. Alle neuzeitlichen Einrichtungen. Größte Behaglichkeit. Jagd. Fischerei, Tennis. Luftbäder. Diätikuren. Anstalt f. physikalische Heilmittel. Ausgedehnte Spazierwege i. Tannenhochwäldern.

Sanatorium Luisenheim für innere und Nervenranke.

Alle einschlägigen Kurmittel. — Diätikuren. — Terrainkuren.

In beiden Häusern infektiös Erkrankte ausgeschlossen. Das ganze Jahr offen.

Staatl. Bad Nenndorf

bei Hannover

Stärkste Schwefelquelle Norddeutschlands.

Kurzzeit 1. Mai bis 30. September.

Schwefel-Schlamm-bäder. — Schwefel-
und Solbäder. — Inhalationen. — Zanderfaal.

Ausgezeichnete Erfolge bei Gicht, Rheumatismus,
Ischias, Hautkrankheiten und Frauenkrankheiten.

Näheres durch die Staatl. Badeverwaltung

Die Kunst des Schreibens

Eine Prosa-Schule von Dr. Broder Christiansen.

Die klingende Schrift, die sinnenfrische, die eigenbürtige ist das Ziel. Die Schule gibt Lehre und Übung, Welt und Seele schauend auszuformen in Bild und Stimmung. Sie schmiedigt die Phantasie; sie hilft Gedanken zu entlösen und zwingend zu prägen. Und sie weist den wirksamen Spannungsbau von Abhandlungen, Erzählungen, Dramen.

12 Briefe in Mappe 25 Mark. Bericht über Wesen und Wege der Schule 40 Pf.

Felsen-Verlag, Buchenbach-Baden

ROMANE, die jeder Gebildete lesen muß!

AM HEILIGEN SEE ✻ Roman von Wilhelm Wiesebach
12°. 232 Seiten. Ungebunden Mk. 4.20. Gebunden Mk. 6. —.

Der Herr der Welt
Roman von R. H. Benson
Genehmigte Übersetzung aus dem Englischen von H. M. von Lama. 3. Auflage. Ungebunden Mk. 7.80. Gebunden Mk. 9.60

Ein Durchschnittsmensch
Roman von R. H. Benson
Genehmigte Übersetzung aus dem Englischen von H. M. von Lama. Ungebunden Mk. 6.60. Gebunden Mk. 8.40

==== Lola Stein: =====

Das Gewissen Amerikas
Roman ✻ Ungebunden Mk. 4.80
Gebunden Mk. 6.50

Das vierte Gebot
Familien-Roman 3. u. 4. Tausend
Ungeb. Mk. 4.80. Geb. Mk. 6.35

Dilettanten der Liebe ✻ Roman von Johannes Mayrhofer
Ungebunden Mk. 3. — ✻ Gebunden Mk. 4.50

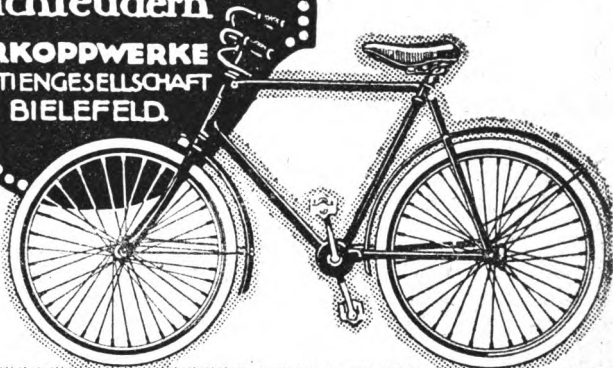
Verlag von Friedrich Pustet, Regensburg. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen



Nähmaschinen
für Haushalt
Gewerbe & Industrie

Spezialnähmaschinen
Motorwagen, Milch-
-schleudern

DÜRKOPFWERKE
AKTIENGESELLSCHAFT
BIELEFELD.



KAMPF-MANN

DÜRKOPP
FAHRRÄDER

(Spezialität: leichte, kettenlose Räder.)

Die neuesten Bücher aus dem Verlage von **J. D. Bachem in Köln.**

Flammen. Ein stattliches Festbuch zu M. Herberhs Gedenken, herausgegeben von M. Köhling. Enthält 15 interessante Aufsätze, Schilderungen und Novellen. Gebunden M. 6.60. Vorzugsausgabe, numeriert von 1 bis 100, in Liebhaberband, reine Handarbeit in Pergament M. 104.— (einschl. gesetzlicher Luxussteuer).

Kölner Erinnerungen. Von Domkapitular Dr. A. Schnütgen. Gebunden M. 6.60. Vorzugsausgabe, numeriert von 1 bis 100, in Liebhaberband, reine Handarbeit in Pergament M. 92.— (einschl. gesetzlicher Luxussteuer).

Jan Bernd Hoefmann. Die Geschichte eines Emslandjungen. Von Theodora Korte. Geb. M. 5.50.

Das Erbe der Löblyn. Roman von M. Herbert. Gebunden M. 7.—.

Unseres Herrgotts Kostgänger. Geschichten aus Kindheit, Schule und Leben. Von Laurentz Riesgen. Gebunden M. 7.—.

Die Magd der Enkelin. Roman von Hans Schrott-Liecht. Gebunden M. 11.—.

(Alle Preise verstehen sich einschließlich der derzeitigen Steuerzuschläge.)

Durch jede Buchhandlung.

Karl Hiersemann, Antiquariat Leipzig, Königstraße 29

kauft und verkauft:

frühe Handschriften mit Malereien • Schöne alte Drucke
mit Holzschnitten oder Kupferstichen • Moderne Luxus-
drucke • Künstlerische Einbände älterer und neuerer
Zeit • frühe Erd- und Himmelsgloben

Reichhaltige Kataloge kostenlos

••• Vorzügliche Geschenkwerke •••

Waldegen. Geschichten aus der Heimat. Von F. Schröngamer-Heimdal. Mit vielen Bildern von Karl Sigris. (Geb. M. 4.—, geb. M. 5.50.)

... Eine Welt der Schönheit, Jugend und Innigkeit geht einem beim Lesen der Geschichten auf, wie man sie so selten findet. Fern vom Tageslärm, aber doch mitten im Leben wurzelnd, atmen die Geschichten einen Hauch, rein und klar, der Herzen läutet und erhebt. Das Buch ist ein „Waldegen“, den alle Leser gleich tief empfinden werden.

Wie's dabei war. Geschichten aus meinem Jugendland. Von F. Schröngamer-Heimdal. Mit Illustrationen von Karl Sigris. (Geb. M. 4.—, geb. M. 5.—)

... Die Geschichten sind voll Sonne und Waldesgrün, von hellfrohem Kinderlachen und stillerster Lebensweisheit aus gutachtlichen Bauernstuben. — Wir legen das Büchlein, das oft an Roseggers „Waldbauernbub“ erinnert, in die Hände der Menschen, die mit dem Verfasser empfinden, die auch in stillen Stunden das Heimweh überkommt und die dadurch gelernt haben, anderer Leid zu verstehen.

(Mannh. Tagbl.)
Die Sommerfrische. Eine Geschichte vom biederem Landvolk, v. vornehmen Herrenleuten und allerlei Lumpen. Erzählt von F. Schröngamer-Heimdal. Mit vielen Bildern von Karl Sigris. (geb. M. 3.—, geb. M. 4.—)

... Mit urwüchsigen, überschäumendem Humor berichtet der Dichter, was alles in einer bayerischen Sommerfrische sich ereignen kann, wobei er seiner Satire gegenüber gewissen Kulturscheinungen freien Lauf läßt. Schröngamer-Heimdal ist ein echter Volks-

schriftsteller, der in ungewohnter Weise den richtigen Ton zu finden weiß. (Köln. Volkstg.)
Mutter Bruckners Nachlaß. Humoristischer Dorfroman. Von F. Kaltenhauser. Mit vielen Bildern von Karl Sigris. (Geb. M. 4.—, geb. M. 5.—)

... Die alltägliche Begebenheit gibt der Verfasserin reichlich Gelegenheit, ihre reife Kunst in der Zeichnung bäuerlicher Charaktere zu zeigen. Ich habe selten ein so gutes, humoristisches Werk gelesen, so voll Lebenswahrheit und Frische, wie das vorliegende. Heimsgartengeschichten. Harmlos geplaudert von Ferdinand Feldg. (M. 2.—)

... Wirklich harmlose Geschichten, keine geschliffenen Kabinettsstücke, prachtvolle, gut erzählte Geschichten, wie ein wirklicher, froher Heimgarten draußen auf dem Lande. (Sonntag Ist's, München.)

Das ferne Leuchten. Gedichte von Heinz Ammann. Preis geb. M. 2.—

... Man merkt es diesen Gedichten an daß sie aus überquellendem Herzen kommen. Des Dichters schönster Lohn ist das Bewußtsein, zum Herzen der Leser gesprochen zu haben. Heinrich Ammann darf sich dieses Bewußtseins erfreuen. (Süddeutsche Literaturschau.)
Heckerbüchle. Gedichte in schwäbischer Mundart von H. Eink. Hübsch geb. M. 1.50.

... Es sind anmutige, heitere, gemütvolle Gedichte, natürlich und ungesucht, frei von verschwommener Sentimentalität, in urechter Wiedergabe schwäbischer Ausdrucksweise. Die Gedichte sind auch vorzüglich zum Vortrag geeignet und seien besonders auch allen Vereinsdeklamatoren empfohlen.

Haas & Grabherr, Verlag Augsburg.

Jeder Waidmann muß eine jagdlich-kynologische Zeitschrift halten.

Abonnieren Sie sofort bei Ihrem Postamt auf die älteste deutsche Jagdzeitung

„Der Deutsche Jäger“, München, 41 Jahrgang, reich illustriert, mit der ständigen Beilage: „Der Gebrauchshund“ (kynol. Schriftleiter: R. Klotz), jeden Monat: „Der Deutsche Wald“, Beilage für Forstwirtschaft, Moorkultur usw., ferner jeden Monat eine wertvolle Kunstbeilage. Interessanter, wichtiger Inseratenteil, ständiger Wildfußbericht usw. — Bezugspreis Mk. 1.75 für einen Monat - Kreuzbandbezug ist direkt beim Verlag anzumelden; Bezugspreis Mark 30.— jährlich für Deutschland und Oesterreich, sonst Mark 60.—

Für fachliche und allgemeine Anzeigen ein anerkannt vorzügl. Anzeigenblatt.



Romantische Bücherei

Jedes Bändchen im Umfange von 5—9 Bogen, elegant kartoniert in ansehnlichem Taschenformat, mit Buchschmuck u. Umschlagzeichnung.

Preis pro Band M. 3.50.

Bisher gelangten zur Ausgabe:

Bd. I: Eichendorff-Brevier, ausgewählt und herausgegeben von Dr. Elias Zolkiewer.

Bd. II: Clemens Brentano, Chronika eines fahrenden Schülers. Mit Bildern von E. von Steinle und J. M. Beckert.

Bd. III: Woldemar Nürnbergger, Ein Tag in der Waldschmiede. Es dürfte unter den deutschen Dichtern kaum einen zweiten geben, in welchem das faustische Element mit so ergreifender Innerlichkeit und in so lebensvollen, farbensatten Gebilden zum Ausdruck kommt.

Bd. IV: Horst Wolfram Geißler, Der Zauberlehrling.

Der Verfasser entwirft ein amüsanter Bild aus dem Zeitalter und der Umwelt Cagliostro's.

Bd. V: Gerhard Branca, Die Zwölf Apostellegende.

Diese legendenhafte Liebesmär aus Hirschberg in Schlesien entzückt in gleichem Maße auch das Auge des Kunstfreundes, da Hubert Wilm einen ganzen Bilderzyklus beigezeichnet hat.

Bd. VI: Der Nibelungen Klage in der ersten neuhochdeutschen Fassung von Friedr. v. der Hagen. Mit Bildern nach den Holzschnitten von F. W. Gubitz. Dürfte viele Leser anziehen.

Bd. VII: Ernst Koch, Der Königin Gemahl.

Die Erzählung behandelt mit wunderbarer Frische die abenteuerlichen Lebensschicksale des Schweizers Ferd. Munot, der in morganatischer Ehe 1833 Maria Christina von Spanien angetraut war.

Bd. VIII: Theodor Storm, Der Schimmelreiter. Mit Zeichnungen von Hans Volkert.

Wohl die schönste und billigste Ausgabe des jetzt wiederholt aufgelegten Werkes.

Bd. IX: Hans von Hammerstein, Zwischen Traum und Tagen.

In diesem Bändchen bietet uns der Verfasser, bekannt durch seine stimmungsvollen Märchen und Romane, seine erste Gedichtsammlung, eine kostbare Auslese seiner Lieder, Bilder und Balladen.

Bd. X: Oswald Menghin, Regenbogen.

Geschichten in Vers und Prosa. Eine literarische Hoffnung der blühenden Tiroler Literatur stellt sich mit seinem Erstlingsbuch ein, eine feine und dabei urwüchsige, vielversprechende Begabung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom
Verlag Parcus & Co., München, Pilotystr. 7

Zehn Bände

sind bis jetzt von der sich schnell eingebürgerten
Bücherei der Münchner Jugend
erschienen. Dadurch ist in rascher Aufeinanderfolge eine

**kleine Bibliothek der besten
:-: Unterhaltungsliteratur :-:**

entstanden, die ausgewählte Namen des Schrifttums enthält
und deren billiger Preis von

ZWANZIG MARK

es jedem Literaturfreund ermöglicht, sich diese Sammlung
zuzulegen. Die einzelnen Bände enthalten folgendes:

- Band 1: Ernste und heitere Erzählungen
- Band 2: Bunte Skizzen
- Band 3: Phantastische Geschichten
- Band 4: Süddeutsche Erzählungen
- Band 5: 300 „Jugend“-Witze
- Band 6: Märchen für Erwachsene
- Band 7: Liebesgeschichten
- Band 8: Nordische Erzähler
- Band 9: Dorfgeschichten
- Band 10: Zeitgen. Erzählerinnen

Weitere Bände folgen. Zu beziehen durch den Buch- und
Bahnhofsbuchhandel oder den Unterzeichneten.

**Verlag der Jugend, München,
Lessingstraße 1.**

Verlag Pareus & Co., München, Pilotystr. 7

Vorzugsdrucke des Eichendorff-Bundes

Bisher erschienen:

- | | |
|--|--|
| <p>1. Hans Thoma „Die Grauburg“
(Dreißig Exemplare, vom Meister selbst
handschriftlich gezeichnet, werden nur
an Mitgl. eder des Eichendorff-Bundes
geliefert) Preis Mark 20.—</p> <p>2. Matthäus Schiefl „Die Blaue Blume“
(Wierfarbendruck)</p> <p>3. Franz Hoff „Der Graf von Habsburg“</p> | <p>4. Jos. A. Dederl v. Frank
„Bräutlein und Schwesterlein“</p> <p>5. Raffael „Dante“ (Kopf aus Raffaels
Disputa) (Wierfarbendruck)</p> <p>6. Matthäus Schiefl „Belshazzel“
(Wierfarbendruck)</p> <p>7. Kopf von Hoerschelmann „Hubertus“
(farbiger Offsetdruck)</p> |
|--|--|

.....
Jedes Bild ausgezogen auf Büttenkarton im Formate von ca. 35×50 cm

.....
Preis jedes Blatts in Umschlag für Mitglieder des Eichendorff-Bundes in ein-
farbiger Ausführung Mark 1.50, in mehrfarbiger Ausführung Mark 2.50; für
Nichtmitglieder im Buch- und Kunsthandel Mark 2.— und 3.—

Schulthess & Co., Verlagsbuchhandlung, Zürich

Bücher aus der Feder von
William Wolfensberger

Lieder
aus einer kleinen Stadt
Mit Buchschmuck von Fritz Wettler
Preis gebunden M. 6.—

Köpfe und Herzen
Erzählungen aus dem Hochtal
Preis gebunden M. 10.—

Legenden
Mit Buchschmuck von Martha Gung
Preis gebunden M. 6.—

Joseph von Eichendorff Gesammelte Werke

in sechs Bänden

Herausgegeben von

Paul Ernst und Heinz Amelung

Band I/II:

Gedichte

Band III:

Ahnung und Gegenwart

Band IV:

Das Marmorbild, Krieg den Phyliftern, Aus dem Leben eines
Taugenichts, Viel Lärm um nichts

Band V:

Die Freier, Dichter und ihre Gesellen

Band VI:

Auch ich war in Arkadien, Eine Meerfahrt, Das Schloß Dürande,
Die Entführung, Die Gladiatoren, Libertas u. ihre Freier, Erlebtes

*

„Nun haben wir also auch einen schönen, zum Leben und
„Sentenzen bestimmten Eichendorff, bald sechzig Jahre nach
seinem Tode. Damit wird einem unserer größten Dichter
sein Recht.“
(Hermann Hesse im „März“)

Jeder Band:

Kartoniert 15 Mark

In Halbleder 25 Mark

Der Propyläen-Verlag

Berlin SW 68, im Allsteinhaus

Herrliche Geschenke für den Naturfreund und Jäger!

ALMRAUCH



JAGD-UND BERGLER
ERZÄHLUNGEN
von M. Merk-Buchberg.
München. Verlag F. C. Mayer & m. b. H.

Frau Naba's Netz
und sonstige Jagdgeschichten und
Abenteuer aus dem nahen Orient.

2. Auflage wesentlich vermehrt,
ca. 256 Seiten stark, zurzeit im Druck.

Brosch. M. 6.—, elegant gebd. M. 7.50.

„Grüne Brüche“

Geschichten u. Gesellen aus Berg u. Wald, der
gernen Jäger u. Naturfreunden gewidmet von
dem Mitarbeiterkreis des „Deutschen Jäger“.

256 Seiten stark, farbiger Umschlag
von Professor Dr. Hohlwein.

Brosch. M. 6.—

Gebd. M. 7.50

Die beliebtesten und gerne gelesenen Autoren haben sich vereinigt, um für den Naturfreund und Jäger liebe Bücher, voll von würziger Poesie und Waldesduft, zu schaffen. Echte, deutsche Geistesarbeit, unvergängliche Werke, die manche traute Stunde ausfüllen werden in Heim und Hütte.

„Almrausch“

Jagd- und Bergler-Erzählungen von M. Merk-Buchberg.

256 Seiten, mit farbigem Umschlag von Professor Dr. Hohlwein.

Broschiert M. 6.—. Gebunden M. 7.50

Auf alle Preise 10% Generationszuschlag!

Durch Buchhandlungen oder direkt durch den

Verlag: „Der Deutsche Jäger“ (F. C. Mayer, G. m. b. H.)

M ü n c h e n 2 N W., Keuslinstraße 9.

89045957495



89045957495

100-1118

Kirchen-Kalender
für Protestanten

Gick

Januar

1	Mittwoch	Neujahr, Jesus	1
2	Donnerstag	Abel, Seth	2
3	Freitag	Enoch	3
4	Samstag	Isabella	
5	Sonntag	S. n. Neuj., Sim.	
6	Montag	Erschein. Christi	
7	Dienstag	Raimund	
8	Mittwoch	Erhard	
9	Donnerstag	Marialis	
10	Freitag	Paul, Eins.	
11	Samstag	Mathilde	
12	Sonntag	1. n. Ep., 9	
13	Montag	Hilarius	
14	Dienstag	Felig	
15	Mittwoch	Maur	
16	Donnerstag	Mar	
17	Freitag	Int	
18	Samstag	B	
19	Sonntag		
20	Montag		
21	Dienstag		
22	Mittwoch		
23	Donnerstag		
24	Freitag		
25	Samstag		
26	Sonntag		
27	Montag		
28	Dienstag		
29	Mittwoch		
30	Donnerstag		
31	Freitag		

Pet. u
Gebächt

89045957495



b89045957495a